

Persönliche Erinnerungen

von

Lutz Graf Schwerin von Krosigk

Schwerin Krosigk

III. Teil

"Ruhestand"

1945 bis 1970

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5370/75	Best. 25/A20
Rep.	Kat.

Bd. 13

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Die Vorlage für diese Vervielfältigung schrieb

Ines Gräfin Strachwitz

Inhaltsverzeichnis		Seite
Kapitel	1: Mondorf	5
Kapitel	2: Oberursel	11
Kapitel	3: Die Lagerwanderung	25
Kapitel	4: Dachau	48
Kapitel	5: Mein Nürnberger Prozeß	55
Kapitel	6: Die Mitangeklagten	69
Kapitel	7: Der Mai 1949	85
Kapitel	8: Landsberg	107
Kapitel	9: Barntrop	117
Kapitel	10: Meine Bücher	129
Kapitel	11: Der Elisenhof	139
Kapitel	12: Das eigene Heim in Werden	179
Kapitel	13: Bestätigung und Kritik	197
Anhang	: Auszüge aus meinem Buch "Es geschah in Deutschland"	231

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Kapitel 1: Mondorf

Die erste Station auf einer Reise durch viele Lager und Gefängnisse war das Grand Hotel in Mondorf bei Luxemburg. Hier und in einem, etwa 1.000 Meter davon entfernten kleineren Hotel wurden die "prominenten" Häftlinge untergebracht. In dem kleinen Hotel waren Horthy, Papen und einige andere Gefangene einquartiert. Im Grand Hotel wohnten die Mitglieder der Regierung Dönitz und eine Reihe anderer, vor allem aus Süddeutschland antransportierter Minister, Generäle und Parteigrößen. Es bildeten sich rasch zwei Kreise, der eine mit Dönitz, der andere mit Göring als Mittelpunkt. Um Dönitz scharten sich die Mürwiker, um Göring, der sich durchaus als den eigentlichen "Souverän" betrachtete, Lammers und die Parteileute. Zwischen den beiden Fronten pendelten die Generäle Walter Warlimont und Reinecke. Warlimont hatte man in Bayern in seiner Wohnung aufgegriffen und ihm gesagt, ein höherer amerikanischer Stab habe einige Fragen an ihn zu richten. Mit dem eigenartigen Humor, der sich häufig mit Inhaftierungen verband, wurde ihm bedeutet, er brauche nur das Nötigste für eine Nacht, aber viele Visitenkarten, da er ja bei allen Offizieren des Stabes Karten abgeben müsse. Dann fuhr man ihn geradewegs nach Luxemburg. Warlimont, der wenig Toilettengegenstände, aber zahlreiche Visitenkarten mitbrachte, wollte sich lange nicht davon überzeugen lassen, daß es sich nicht um ein Mißverständnis handelte.

Ich wohnte mit Minister Seldte, dem Stahlhelmführer, in einer Stube zusammen. Gegen den Magdeburger ließen sich viele Einwendungen erheben. Aber in harten Zeiten kamen seine besten Eigenschaften zur Geltung. Er ließ sich durch nichts unterkriegen, hatte keine Launen und war immer fröhlich und hilfsbereit. Er trug es mit völliger Gelassenheit, daß es in der Stube gräßlich zog, da die Fenster fehlten und die Türe nicht zu schließen war,

und daß man dauernd froz, da es Ende Mai/Anfang Juni in diesem Jahr empfindlich kalt war. Es machte ihm auch nichts aus, daß wir, da es nur dünne Suppen und Brei gab, nachts häufig aufstehen mußten, um ein Bedürfnis zu verrichten, und daß wir dauernd unter quälendem Hunger litten. Seldte hat mir durch seine Haltung wesentlich geholfen, mit diesen kleinen Ärgernissen fertig zu werden.

Tagsüber war ich viel mit Dönitz zusammen, und abends spielte ich mit den Staatssekretären Bridge. Das waren der nette Kitzinger von der Reichskanzlei, der eine Schwerin aus Ducherow zur Frau hatte und mit dem ich über Pommern sprechen konnte, der brave Steengracht, der sich als "mein" Staatssekretär verpflichtet fühlte, zu meiner Unterhaltung beizutragen, und Stuckart vom Innenministerium, der in den letzten Monaten in Berlin Popitz so nahe getreten war, oder Zschintsch vom Kultusministerium, der während der Holsteiner Zeit viel Not mit seinem Minister Rust gehabt hatte. Der nämlich erzählte jeden Tag durchkommenden Soldaten oder den Arbeitern auf dem Holsteinischen Gut, auf dem er sich einquartiert hatte, er werde die kommende Nacht nicht überleben. Aber am nächsten Morgen war er noch durchaus lebendig. Da sich das täglich wiederholte, machte er sich allmählich zum Gespött der Leute. Auf Bitte des verzweifelten Staatssekretärs ließ sich Rust in einem Krankenhaus des Landes unterordnen; dort nahm er sich das Leben. In Mondorf forderte Göring die Staatssekretäre einmal zu einer Bridgepartie mit ihm auf. Sie lehnten geschlossen ab. Göring beklagte sich wütend bei mir: früher wären sie auf den Knien angerutscht gekommen, wenn er sie zum Bridge eingeladen hätte. Das aber, hielt ich ihm vor, habe er eben nie getan.

Göring war der Anziehungsmagnet von Mondorf. Von weither kamen Offiziere der Alliierten, sich das Wundertier

anzusehen. Er ließ sich gern interviewen, gab Anekdoten oder Ansichten zur Weltlage zum Besten und verteilte zum Schluß Epauletten von seinen Uniformen und ähnliche Souvenirs. Als ihn einmal die Russen besuchten, sagte er ihnen, das nächste Mal müßten sie ein Päßchen Kaviar mitbringen, sonst kriegten sie ihn nicht wieder zu sehen. Als er das im großen Kreis erzählte, belehrte ihn Dönitz in tadelndem Ton, das hätte er nicht sagen dürfen. Den Verweis des Konkurrenten in der Nachfolge Hitlers nahm Göring übel: nun werde er uns überhaupt nichts mehr erzählen. Das war die erstaunliche Wirkung des Dönitz'schen Tadels. Man entzog Göring allmählich die Pillen und Drogen. Er wurde schlanker und seelisch ausgeglichener. In stundenlangen Gängen durch den Garten machte ihm der Feldmarschall Kesselring, der ihm als Flieger besonders nahe stand, täglich klar, was ihn im Prozeß erwartete und wie er sich in Nürnberg zu verhalten habe. Ohne die Entziehungskur und ohne die Kesselring'sche Seelenmassage hätte er den Prozeß nicht durchgehalten.

Man war mit der Umwandlung des Hotels in eine Unterkunft für Kriegsverbrecher nicht ganz fertig geworden. Klinken und Schlösser waren aus den Türen entfernt, ebenso das Glas aus den Fenstern, aber man war noch nicht dazu gekommen, einen Ersatz anzubringen, so bog und klapperte es im ganzen Haus. Statt dessen war man gerade dabei, aus dem Oberlicht im Eßsaal das Glas herauszubrechen. Das tue man, erklärte mir auf meine Frage ein netter amerikanischer Offizier, weil das Glas das beliebteste Material für Selbstmörder sei. Am nächsten Tag brachte ich ihm ein paar von den riesigen Glassplittern, die jetzt überall herumlagen; an das Oberlicht hätten wir nicht herangekonnt, jetzt liefere man uns das Glas in jeder Form und Größe. Er lachte: Vorschriften seien oft klödsinnig, beim Strafvollzug aber fast immer.

Durch ihn erfuhr ich die bevorstehende Räumung Mitteldeutschlands durch die Amerikaner. Ich fragte ihn, auf welche Weise ich meiner Frau, die bei ihrer Schwester in Anhalt sei, die Nachricht zukommen lassen könne; sie solle mit den Kindern sofort in den Westen fliehen. Er meinte, das könne er über einen dort liegenden amerikanischen Stab leicht besorgen. Er würde es auch gern tun, er brauche nur die Genehmigung des Kommandanten, des Obersten B.C. Andrus. Am nächsten Tag war er betreten; der Oberst habe es ihm verboten, man solle doch froh sein, wenn die Russen mit den Angehörigen von Kriegsverbrechern aufräumten, ihm sei es auch recht, wenn die Russen ganz Deutschland besetzten. Mein Gesprächspartner setzte entschuldigend hinzu: der Oberst sei ja kein richtiger Amerikaner. Andrus war gebürtiger Lette. Für Andrus waren, wie J.Irving in seinem Buch über Nürnberg sagt, Härte und Brutalität identisch; "er hätte, wenn er Deutscher gewesen wäre, selbst der SS zur Zierde gereicht."

Eines Tages kam Steengracht etwas verlegen zu mir, die Ankunft von Ribbentrop sei angekündigt. Da müsse er sich doch um seinen alten Chef kümmern. Der habe ihn als Staatssekretär in das AA geholt, deshalb sei er ihm zu Dank und Dienst verpflichtet. Ich solle es ihm, Steengracht, nicht übel nehmen, wenn er mir künftig nicht mehr so oft zur Verfügung stehen könne. Er solle sich deswegen keine grauen Haare wachsen lassen, erwiderte ich ihm, ich hätte für seine Haltung volles Verständnis. Ribbentrop, der versucht hatte, unterzutauchen, dann verhaftet worden war, und nun im Grand Hotel einquartiert wurde, war mir gegenüber sehr verlegen; er dachte an das Telefongespräch mit Dönitz, in dem er am 1. Mai 1945 als einzigen Außenminister, den er ihm mit gutem Gewissen empfehlen könne, sich selbst genannt hatte. Er hielt sich

zu Göring, obwohl der aus seiner Verachtung für den "Sektreisenden" kein Mehl machte.

Ein paar Wochen nach seinem Eintreffen gab mir Ribbentrop ein Manuskript von fast 200 Seiten; es sei seine Verteidigung, wie er sie jetzt schon bei Vernehmungen führe und wie er sie auch in Nürnberg zu führen gedenke, ich möchte sie genau durchlesen und offen meine Meinung sagen. Nach ein paar Tagen fragte ich ihn, ob er wirklich meine Meinung wissen wolle, sie werde nämlich für ihn hart und unangenehm sein. Als er doch darum bat, sagte ich ihm: er habe die Pflicht, im Prozeß die deutsche Außenpolitik zu verteidigen, und für ihre Rechtfertigung ließen sich eine Reihe von Argumenten vorbringen. Statt dessen verteidige er nur sich selbst, und zwar mit der fadenscheinigen Begründung, er sei nur außenpolitischer Handlanger gewesen, habe lediglich Hitlers Befehle ausführen müssen, sei in den entscheidenden Fragen immer anderer Ansicht gewesen, habe sich aber nicht durchsetzen können. Das nehme ihm niemand ab, es sei auch nicht wahr, damit rette er nicht sein Leben, erfülle aber auch nicht die letzte ihm obliegende Aufgabe. Ribbentrop wurde gleich, er habe die Reinschrift bereits bei seinem Vernehmungsoffizier abgegeben. Es war das letzte Mal, daß ich mit ihm sprach.

Ich wurde einige Mal kurz von "Interrogators" vernommen. Sie fragten mich nach erstaunlichen Dingen, wo Hitler sein Gold und den ihm geschenkten Platinklumpen versteckt hätte, wie die deutschen Münzstätten hießen und ähnliches. Über Gold und Platin konnte ich gar keine Auskunft geben. Meine Antwort wegen der Münzstätten war ungenau. Das nahmen sie mir übel und behaupteten, ich löge sie an. Besser verlief eine lange Aussprache mit drei amerikanischen Geschichtsprofessoren, die sich große Mühe gaben, die Verhältnisse während der Nazizeit in Deutschland zu verstehen.

Besonders waren sie an dem persönlichen Eindruck interessiert, den ich von Hitler gewonnen hätte.

Kapitel 2: Oberursel

Im Juli wurden wir verlegt, erst nach Wiesbaden in das Haus, das dem Botschafter von Bergen gehörte, und dann, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, nach Oberursel.

Die Bergen'sche Villa war in einem verdreckten und verfallenen Zustand. Deutsche Offiziere, die dort einquartiert gewesen waren, hätten weder sauber gemacht noch aufgeräumt. Das war für die Marine ein unerträglicher Anblick. Der Großadmiral rümpfte die Nase, sein Adjutant, der Kapitänleutnant Lüdde-Neurath und die Admirale Wagner und Bürkner gingen an die Arbeit. In ein paar Stunden hatten sie "klar Schiff" gemacht, das Haus blinkte vor Sauberkeit. Darin waren sie den Landoffizieren über. Diese wiederum rümpften die Nase über das ihnen manchmal zu demokratische Benehmen der Marine. Man erzählte sich die Geschichte aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg: Die Seeoffiziere kegeln gern. Es erhob sich die Anzugsfrage, ob man dabei den Rock anbehalten müsse oder ausziehen könne. Sie beschlossen, das Offizierskorps des Ersten Garderegiments als sachverständig anzurufen, und telegraphierten: "Kann man in Hemdsärmeln kegeln?" Prompt kam die Antwort: "Wenn Ihr schon kegelt, dann auch in Hemdsärmeln".

In Wiesbaden traf ich auch Horthy, der aus dem zweiten Mondorfer Hotel ebenfalls nach Wiesbaden verlegt worden war. Wir gingen in dem kleinen Garten der Villa häufig auf und ab. Dabei erzählte er mir mit einer vor Empörung zitternden Stimme, wie Skorzeny, der SS-Gruppenführer, der Mussolini aus der Haft seiner italienischen Gegner befreit hatte, am 15. Oktober 1944, als Horthy den Austritt Ungarns aus dem Krieg verkündet hatte, den Sohn des Admirals, den jungen Nikolaus Horthy, aus der Burg in Budapest, in einen Teppich eingewickelt, gekidnappt

hatte. Man wollte den gefangenen Sohn als Druckmittel auf den Vater benutzen. Um den von den Ungarn beschlossenen Waffenstillstand mit den Alliierten zu verhindern, sollte Horthy abdanken und den Pfeilkreuzler, den Führer der ungarischen Faschisten, Szálasi, zum Ministerpräsidenten ernennen. Horthy weigerte sich, aber der amtierende Ministerpräsident Lakatos deutete ihm an, daß es um das Leben von Nikolaus gehe. Als der Reichskommissar Veessenmayer bestätigte, von der Unterschrift des Admirals hänge das Leben seines Sohnes ab, unterschrieb Horthy, nachdem Veessenmayer ihm das Ehrenwort gegeben hatte, Nikolaus werde freigelassen werden und sich seinem Vater anschließen dürfen.

Am 17. Oktober verließ Horthy das Land als Gefangener und wurde nach Schloß Hirschberg bei Weilheim gebracht. Sein Sohn wurde ihm nicht zurückgegeben, Ribbentrop teilte ihm lediglich mit, Nikolaus sei "in angemessener Form" untergebracht; das war, wie Horthy in seinen Erinnerungen schreibt, "eine zynische Umschreibung für den Aufenthalt im KZ Mauthausen." Horthy hörte erst später, daß Veessenmayer vergeblich bei Ribbentrop und Hitler versucht hatte, die Einlösung seines dem Admiral gegebenen Ehrenworts zu erreichen. Es war kein Wunder, daß Horthy sich in seinem Bericht mir gegenüber scharf über Veessenmayer, und auch über Ribbentrop, aussprach. Aber nie äußerte Horthy ein Wort der Kritik an Hitler. Während Nikolaus nach der Befreiung nach Capri gebracht wurde, mußte der Vater als Kriegsgefangener eine Wanderung über Augsburg, Göppingen, Lesböles bei Spa, Mondorf und Wiesbaden antreten, wo er, vier Monate nach seiner Verhaftung durch die Amerikaner, zum ersten Male verhört wurde.

"Kommandant" in Wiesbaden war ein Wiener Jude. Er zeigte eine nur in amerikanischer Haft mögliche, bei Engländern und Franzosen Undenkbare Großzügigkeit. In der Villa war

auch der Prinz Philipp von Hessen, der Mann der auf tragische Weise in einem deutschen KZ, durch eine Fliegerbombe, Ungekommenen italienischen Prinzessin Nafalda, untergebracht. Der Prinz hatte zu den Insassen des KZ Mauthausen gehört, die im Mai 1945 nach Oberitalien gebracht wurden, von ihren SS-Bewachern erschossen werden sollten und im letzten Augenblick von deutschen Soldaten gerettet wurden. Wichi Alvensleben, der Bruder von Udo, des Bodelschwinger Schwiegersohns, hat bei der Rettung der prominenten Todeskandidaten, zu denen Schacht, Niemöller, der Oberst von Bonin u.a. gehörten, eine entscheidende und mutige Rolle gespielt.

Nicht weit von Wiesbaden, in Schloß Kronberg, lebten die Kinder Philipps. Der Prinz bat den Hauskommandanten, zu gestatten, daß sie ihn besuchten. Der Wiener ging aus eigener Initiative noch einen Schritt weiter. Er erlaubte dem Prinzen, selbst nach Kronberg zu seinen Kindern zu fahren. Er mußte nur sein Ehrenwort geben, abends wieder zurückzukommen. Wir erlebten mit einigem Staunen, daß eines Tages ein Auto vorfuhr, der Prinz einstieg und, freundlich winkend, von dannen fuhr. Selbstverständlich kam er abends pünktlich zurück. Es war eine Freude zu sehen, wie der bis dahin verschlossen und bedrückt wirkende Prinz auflebte. Es war für ihn besonders schmerzlich, daß unser Aufenthalt in Wiesbaden schon im August zu Ende ging. In Oberursel, wohin wir verfrachtet wurden, war an solche Großzügigkeit gegenüber Gefangenen nicht zu denken.

In Oberursel herrschte im Lager ein besonders strenges Regiment. Daneben gab es das frühere Lehrerinnen-Erholungsheim, das "Haus Alaska", das wie eine bessere Pension betrieben wurde und starken Zu- und Abgang hatte. Hier liefen alle durch, über deren Schicksal noch nicht

entschieden war, Generäle und Diplomaten, Minister und Wirtschaftler. Hier traf ich die letzten Chefs der Operationsabteilung des Generalstabs, General Adolf Heusinger und den Oberst Bogislav von Bonin, den General Gert Graf Schwerin, den Chefälmtetscher Paul Schmidt, den Botschafter von Hentig, den früheren Berliner Stadtkämmerer Hefflage, Fritz Thyssen, Karl Lindemann und viele andere. Mit mir zusammen in dem Lehrererholungsheim war auch Hitlers Zahnarzt, Professor Dr. Hugo Blaschke, ein stiller, menschlich sympathischer Mann. Er bekam von den Amerikanern Werkzeug und eine Tülle mit Gips, gab daraus zwei Blöcke und schützte in sie Hitlers Ober- und Unterkiefer mit allen Zahnlöcher hinein. Jedem könnte man seine Leiche mit unfehlbarer Sicherheit identifizieren. Die Amerikaner holten das Godeil auch ab.

Als wir eines abends beim Abendessen saßen, ging die Tür auf und, flankiert von zwei amerikanischen Sergeanten, wankte eine Jammergestalt in den Saal, tiefgebeugt, mit Leichenfarbe und weißen Haaren. Mein Gott, flüsterte jemand, das ist der Feldmarschall Weichs. Maximilian Freiherr von Weichs war dem Klima im Lager nicht gewachsen gewesen; den an Herzbeschwerden und Rheumatismus schwer erkrankten Mann schob man nach Alaska ab. Da in meiner Stube ein Bett frei war, stellte ich es Weichs zur Verfügung.

Vorher teilte das Zimmer mit mir der Generaloberst Lindemann, mein alter Bekannter aus Würzburg. Es war der tapfere Mann, der am 3. Mai dem Großadmiral geraten hatte, seine Regierung nach Jütland zu verlegen, dort werde er selbst dann gegen die vordringenden Engländer die letzte anständige Schlacht dieses Krieges schlagen. Auf meine entsetzte Frage "und zu welchem Zweck?" hatte er kühl geantwortet, darüber zu entscheiden, sei nicht seine Sache.

Ich war damals Lindemann für seinen Vorschlag von Herzen dankbar. Denn einen besseren Beweis für die Richtigkeit meiner These, daß die Kapitulation zentral gesteuert werden müsse und sie nicht den lokalen Befehlshabern überlassen werden dürfe, gab es nicht. Weniger dankbar war ich ihm dafür, daß ich in einer der nächsten Nächte nach seinem Besuch in Mürwik seinetwegen geweckt wurde und durch das ganze Wohnschiff, auf dem ich damals logierte, zum Telefon eilen mußte. Lüdde-Neurath, der Adjutant von Bonitz, sagte mir in seinem dreifachen Öremisch, Lindemann habe den Reichskommissar Best verhaftet und wolle ihn noch in dieser Nacht erschießen lassen, der Großadmiral frage an, ob ich damit einverstanden sei. Ich war es nicht. Ich hatte die beiden Querköpfe noch am Nachmittag vor ihrer Rückfahrt nach Dänemark vernahmt, sie sollten ihre mir seit langem bekannten Querelen endlich lassen, und nun passierte so etwas.

Am nächsten Morgen stellte ich folgendes fest: Wir hatten am 3. Mai Best seiner Eigenschaft als Reichskommissar entkleidet und wieder zum schlichten Gesandten des Reichs in Dänemark gemacht. Als das in Kopenhagen offiziell bekannt geworden war, zog vor der deutschen Gesandtschaft richtigerweise ein dänischer Polizeitrupp auf, und die Soldaten der Wehrmacht, die bisher hier gestanden hatten, zogen ab. Ein Esel, der die Zusammenhänge nicht kannte, stürzte zu Lindemann, Best habe sich unter den Schutz der dänischen Untergrundkämpfer gestellt - als die Deutschen die dänische Polizei vor Monaten verhaftet hatten, war der größte Teil der Restpolizei in den Untergrund gegangen. Ohne sich näher zu informieren, befahl der choleriche Generaloberst, Best zu verhaften und zu erschließen. Ich klärte damals das Mißverständnis leicht auf; Best wurde freigelassen.

Jetzt hatte mich das Schicksal eng mit dem alten Hauden verbunden. Aber ich kam gut mit ihm aus. Er strickte, nähte und stopfte gern. Mir fehlten für diese Beschäftigung Passion und Fähigkeit. Wir kamen überein: er sollte meine Strümpfe stopfen, dafür erzählte ich ihm Anekdoten. Zuweilen war ich mit der Stopferei nicht zufrieden, dann drohte ich, ich würde von der letzten anständigen Schlacht - er schüttelte sich und brumpte - oder von der Erschießung Bests - er wehrte noch entsetzter ab - erzählen.

Weichs war ein äußerst angenehmer Stubengefährte. Der durchgeistigte Kopf mit der Brille machte mehr den Eindruck eines Gelehrten als eines Soldaten. Er sah wie der Feldmarschall Goltz-Pascha aus, nur hagerer. Er war ihm auch im Wesen ähnlich. Die Geschichte, die man sich von Goltz als Kommandierenden General erzählt, könnte auch auf Weichs zutreffen. Als Goltz in Ostpreußen ein Manöver abhielt, fuhr ein Abteilungskommandeur der Feldartillerie mit seinen Batterien in einer Mulde zwischen zwei Hügeln, statt hinter einem der Hügel, auf. Pänd der Major schon beim Brigadegeneral eine mehr als unfreundliche Kritik, so ließ der Divisionskommandeur kein gutes Haar an ihm. Als Goltz bei seiner Kritik auf diesen Vorfall zu sprechen kam, sagte er, ihm sei dieser Entschluß des Majors natürlich auch aufgefallen, aber er habe sich gesagt: der Mann ist doch Major, er wird sich etwas dabei gedacht haben, danach müßte man ihn mal fragen. "Also, Herr Major, was haben Sie sich denn nun dabei gedacht?" Der Major grinste, er mache dieses Manöver nun zum dritten Mal mit. Das erste Mal sei er hinter dem linken Hügel aufgefahren, das sei falsch gewesen, das zweite Mal hinter dem rechten Hügel, das sei auch falsch gewesen, nun habe er es mal in der Mulde versucht. "Sehen Sie, meine Herren", sagte der alte Goltz, "er hat sich doch etwas dabei gedacht. Immer erst fragen!"

- 17 -

Weichs behauptete, man habe Hitler widersprechen und bei ihm etwas erreichen können. Wichtig sei nur gewesen, daß man den richtigen Augenblick und die richtige Sprachweise getroffen habe. Am wenigsten habe er den Generalstäbler-Ton, etwas nüselnd und von oben herab, wie Manstein und Salmuth sprachen, leiden können. Er habe ein feines Gespür dafür gehabt, wenn jemand im Grunde seines Herzens den "böhmischen Gefreiten" verachtete. Merkte er aber, daß der Gesprächspartner Achtung vor ihm hatte, habe er eine offene Sprache führen können. Zum Beiwies für seine These erzählte Weichs die Geschichte von der Entwaffnung des ungarischen Heeres.

Im März 1944 habe er die militärische Besetzung Ungarns durchführen müssen. Er habe vorher dem ungarischen Generalstabschef versprochen, das ungarische Heer würde seine Waffen behalten. In Budapest habe ihm der neu ernannte Reichskommissar Veesenmayer ein Telegramm Ribbentrops gezeigt, nach dem die Ungarn sofort zu entwaffnen seien. Der Reichskommissar sei der gleichen Ansicht gewesen wie er selbst, daß das kompletter Wahnsinn sei. Sie hätten einen Funkspruch an Ribbentrop aufgesetzt mit eingehender Begründung, weshalb den Ungarn die Waffen belassen werden müßten. Veesenmayer habe den Funkspruch unterzeichnet und damit geschlossen, er habe ihn mit Weichs besprochen, dieser sei derselben Auffassung und bitte, von dem Funkspruch Kenntnis an Keitel zu geben. Darauf erhielt Veesenmayer von Ribbentrop die Antwort, es bleibe, da der Führer entschieden habe, bei dem Befehl, und einen scharfen Verweis, weil er mit Weichs seine Antwort besprochen habe.

Unter diesen Umständen entschloß sich Weichs, ins Führerhauptquartier zu fliegen und Hitler selbst Vortrag zu halten, teilte diese Absicht Keitel mit, aber erst unmittelbar vor dem Abflug, so daß er keine Gegenorder mehr

bekommen konnte, und nahm Veessenmayer mit. Bei der Ankunft erwarteten ihn zwei Überraschungen. Keitel, der ihn auf dem Flugplatz abholte, war von Ribbentrop nicht informiert worden; als der Außenminister zur Rede gestellt wurde, erklärte er, ein Punkspruch des Reichskommissars an den Außenminister ginge das OKW nichts an. Als Weichs aber Keitel den Zweck seines Flugs mitteilte, sagte ihm dieser, Weichs solle unter keinen Umständen den Führer, der in letzter Zeit Unangenehmes genug erlebt habe, durch seinen Widerspruch gegen einen Führerbefehl aufregen, und wiederholte die Bitte auch, als Weichs sagte, es sei doch seine Pflicht, Hitler vor einem unheilvollen Schritt zu warnen. Man habe, berichtete mir Weichs, das Gefühl gehabt, in einem Narrenhaus zu sein.

Hitler ordnete sofort eine Besprechung an und gab Weichs das Wort. Dieser legte in seinem ruhigen, etwas dozierenden Ton seine Ansicht dar und setzte, ohne von Hitler unterbrochen zu werden, in einem fast einstündigen Vortrag alle Gründe auseinander, die gegen die Entwaffnung sprachen. Als er geschlossen hatte, sagte Hitler: "Herr Feldmarschall Keitel, bitte Ihre Ansicht!" Keitel erwiderte in strammer Haltung, der Führer habe befohlen, damit sei die Frage erledigt. "Herr Reichsaußenminister, Ihre Ansicht!" Ribbentrop gab die gleiche Antwort. "Herr Reichskommissar Veessenmayer!" Der war nicht nur Gesandter, sondern auch ein geschickter und obendrein ein Mann mit Mut. Er stimme, sagte er, natürlich mit seinem Chef (Ribbentrop) überein, doch müsse man bedenken - und dann wiederholte er in konzentrierter Form die Gründe von Weichs

Hitler begann ruhig mit der Geschichte der Ungarn von der Eroberung des Donäubeckens durch die Madjaren im 9. Jahrhundert an. Bei der Aufzählung ihrer "Schandtaten" von den Einfällen in Deutschland im 10. Jahrhundert bis heute

geriet er immer mehr in Rage. Als er bei ihrer jetzigen "Verräterei" war, lief er schreiend durchs Zimmer. Dann setzte er sich schweratmend hin und sagte nach einiger Zeit in völlig ruhigem Ton, im Übrigen habe Weichs recht, und er sei ihm für seine offenen Ausführungen dankbar. Der Befehl, die Ungarn zu entwaffnen, wurde aufgehoben. Man habe, schloß Weichs, bei Hitler etwas erreichen können, wenn man es richtig machte.

In Alaska tauchte auch die berühmte Fliegerin Hanna Reitsch auf. In den letzten Apriiltagen hatte sie den an Stelle von Göring zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe ernannten Feldmarschall Robert von Greim nach Berlin hineingeflogen. Den bei diesem Flug verwundeten Feldmarschall begleitete sie in die Gefangenschaft, in der er sich wegen der unwürdigen Behandlung den Tod gab. In Salzburg, wo ihr Vater, der große schlesische Augenarzt und Musiker, an der Zukunft verzweifelnd, seiner Familie und sich selbst das Leben genommen hatte, schützten sie wochenlang amerikanische Fliegerkameraden vor dem Zugriff der C.I.A., des Geheimdienstes der USA, die sich hierfür durch besonders scharfe Methoden bei der Verhaftung rächte.

Hanna Reitsch war allen Mitgefangenen durch ihre hilfsbereite Warmherzigkeit Trost und Hilfe. In ihrem Zimmer wurden die Erfahrungen besprochen, die der Botschafter von Hentig und Giselher Wirsing bei einer im Auftrag der amerikanischen Armee und in Begleitung von zwei amerikanischen Untersuchungsoffizieren von Alaska aus zur Erkundung der Stimmung in Deutschland unternommenen Rundfahrt und die der General Gert Schwerin bei einer gleichen, der Feststellung der Lage der deutschen Jugend dienenden Untersuchungsfahrt gesammelt hatten. Von ihr gingen die Anregungen zu literarischen und Vortragsabenden aus, die unter lebendigster Beteiligung veranstaltet wurden. Ihr Vortrag, berichtete der Dolmetscher

Paul Schmidt in einem seiner Bücher, war am schönsten. Mich verbindet seitdem eine tiefe Freundschaft mit dieser seltenen Frau.

Schwerin brachte mir die erste Nachricht über meine Familie mit, die nach dem Westen geflüchtet war. Ein Vernehmungsoffizier erkundigte sich nach meinen "Geheimpapieren". Ich sagte ihm, vielleicht hätte meine Frau meinen Dokumentenkasten gerettet. Er erschien dann auch eines Tages bei ihr. Edi hatte den Kasten mitgenommen und öffnete ihn bereitwillig. Er enthielt aber nichts von dem, was der Amerikaner zu suchen schien. Sie gab ihm Briefe und Photographien für mich mit. Er versprach, sie mir selbst zu überbringen. Ich habe sie nie erhalten. Als nun Schwerin seine Reise antrat, bat ich ihn, in Heeren vorzusprechen. Vielleicht sei meine Frau dort, sicher aber wisse man in Heeren, wie es ihr gehe. Schwerin erfuhr, daß sie in Barntrop bei meinem Schwager Kerksenbrock war und daß es ihr gut ging. Briefe konnte er nicht mitbringen. Er hatte den Amerikanern ehrenwörtlich versichern müssen, daß er für die Mitgefangenen keine Post ins Lager schaffen würde. Erst in den ersten Monaten 1946 bekam ich direkte Mitteilungen von Frau und Kindern.

Die Korrespondenz nach außen war damals noch verboten, ich weiß nicht, aus welchen Gründen. Die Briefe aus und nach Alaska benutzten heimliche Wege, die Hanna Reitsch erschloß. Als Hanna nach Alaska kam, war sie durch den schrecklichen Tod ihrer Angehörigen und ihres Freundes Greim tief deprimiert. Sie habe nur noch die Aufgabe, für die Geschichte bestimmte Tatsachen klarzustellen, vor allem die, daß im Kriege nicht die deutsche Luftwaffe versagt habe, sondern ausschließlich ihr Oberbefehlshaber. Göring allein träge die Schuld, daß dieses herrliche Instrument falsch angewandt und schließlich ruiniert worden sei. Wenn sie diese Pflicht erfüllt habe, wünsche

- 21 -

sie nur noch, mit ihren Lieben wieder vereinigt zu werden. Ich war überzeugt, daß Hanna mit ihrem scharfen Verstand, ihrem glühenden Gefühl und ihrer erstaunlichen Gabe, Menschen zu gewinnen, im Stande und bestimmt sei, noch Großes im Leben zu leisten. Ich bemühte mich, ihren Lebenswillen zu wecken. Daraus entstand die Freundschaft, die sie später auf alle meine Angehörigen übertrug.

Damals richtete sie ihre neu entfachte Energie darauf, für die Insassen von Alaska etwas zu tun. Sie durfte als einzige ein großes Krankenhaus in der Nähe besuchen und sich dort einer ambulanten Behandlung unterziehen. Im Nu eroberte sie die Herzen der Ärzte und Schwestern, die alle Bitten von Hanna bereitwillig erfüllten. Über das Krankenhaus zog sie eine geheime Korrespondenz auf und schmuggelte bei jedem ihrer Krankenhausbesuche Berge von Briefen aus Alaska hinaus und wieder hinein. Der erste Brief, den ich auf diesem Wege erhielt, warf mich beinahe um. Die Adresse war nicht von Edi, sondern von Anni geschrieben. Es dauerte lange, bis ich es über mich brachte, mit zitternden Fingern den Brief zu öffnen. Der Brief trug Edis Handschrift, ich begann zu weinen.

Hanna wurde nach einem Jahr aus der Haft entlassen. Der Kommandant von Alaska, Oberst Philp, besorgte ihr eine Wohnung in Oberursel. Dort traf ich sie wieder, als ich bei meiner Lagerwanderung zum zweiten Mal nach Alaska kam, wovon ich später noch erzählen werde. Später schrieb sie ihr Buch "Fliegen, mein Leben". Ich hatte ihr, schon aus wirtschaftlichen Gründen, dringend dazu geraten. Denn sie hatte ein erstaunliches Budget. Die Einnahmen waren völlig unbestimmt, bei den Ausgaben war die Telefonrechnung wesentlich höher als die Ernährungskosten. Der große Erfolg des Buches brachte ihr eine einigermaßen gesicherte Existenzgrundlage.

Noch eine zweite Frau kam, allerdings nur für kurze Zeit, nach Alaska, Himmlers Geliebte, die zwei Kinder von ihm hatte, eine gut aussehende, stille sympathische Frau. Sie hielt sich sehr zurück und sprach eigentlich nur mit Hanna, die sich immer mehr mit ihr anfreundete. Hanna erzählte mir, die Frau liebe Himmler noch immer aus ganzem Herzen. Die Welt möge, hatte sie Hanna gesagt, über ihn urteilen, wie sie wolle, der Himmler, den sie kenne, sei zu ihr Herzensgut gewesen, und den werde sie immer lieben. Sie zeigte Hanna Briefe, die er ihr geschrieben hatte, und auch auf Hanna machten diese Briefe einen tiefen Eindruck. Der schwedische Graf Bernadotte, mit dem der Reichsführer SS wegen der Einstellung des Kampfes heimlich verhandelte, nannte Himmler den "Mann mit den zwei Gesichtern."

Bei den Vernehmungen wurde ich weiter nach entlegenen Dingen gefragt. Da ich auf die Fragen meist keine befriedigenden Antworten geben konnte und dann heftig als Lügner beschimpft wurde, habe ich an diese Vernehmungen und die Personen, die sie durchführten, keine erfreuliche Erinnerung. Etwas ausführlicher interrogierte mich Dr. Robert Kempner, früher Beamter im preußischen Innenministerium, dann emigriert und damals einer der Ankläger im großen Nürnberger Prozeß. Er habe, sagte er mir, die Anklage gegen den Minister Frick vorzubereiten. Ich solle ihm Fricks Verbrechen mitteilen; das liege in meinem eigenen Interesse, sonst könne auch mir eines Tages der Prozeß gemacht werden, und ich würde auf den Knien bei ihm um Gnade bitten. Es war die gleiche Methode, mit der Kempner den ehemaligen Leiter der Rechtsabteilung im Auswärtigen Amt, den Ministerialdirektor Dr. Gauss, durch die Drohung, er werde an Rußland ausgeliefert werden, zu einer Erklärung veranlaßte, in der dieser für die Beamenschaft, vor allem die des Auswärtigen Amtes, ein Schuldbekenntnis aussprach.

Ich sagte Kempner: er stelle sich offenbar das Verhältnis zwischen Frick und mir falsch vor. Er habe mir nie eröffnet, welche Verbrechen er demnächst zu begehen gedanke, sondern wir hätten, wenn wir uns trafen, über so uninteressante Dinge wie Finanzausgleich, Kommunalaufsicht, Länderzuschüsse und Reichsreform gesprochen. Ich könne Kempner keine Verbrechen Fricks nennen. Wir schieden in Unfrieden. Die gleiche Frage wie an mich richtete Kempner später an Paul Schmidt; als Ankläger im Wilhelmstraßenprozeß brauche er Belastungsmaterial, welche Verbrechen der Staatssekretär von Weizsäcker begangen habe.

Eine wertvolle Bekanntschaft schloß ich mit dem Göttinger Historiker, Professor Percy Schramm. Ich traf ihn in verschiedenen Lagern, da er als Führer des Kriegstagebuchs des OKW zu dem "Nürnberger Kreis" gehörte, den Personen, die man als Zeugen im großen Nürnberger Prozeß, eventuell auch als Angeklagte in einem späteren Prozeß brauchte. Als er von Alaska nach Nürnberg gebracht wurde, vertraute er mir seine wertvolle Notissammlung an, die aus unsäblichen Zetteln aller Art bestand und vor einer Beschlagnahme sorgfältig bewahrt werden mußte. Eines Vormittags rauschten zwei baumlage Sergeanten in mein Zimmer und forderten mich in der üblichen burschikosen Manier auf, in zehn Minuten zu packen und mit ihnen nach Nürnberg zu fahren. Ich sagte, so schnell könne ich das nicht allein, und rief nach der in der Nähe wohnenden Hanna. Sie verstand mein Augenzwinkern sofort, band sich eine Schürze um, brachte Unmassen von Zeitungen zum Einwickeln herein und veranstaltete einen Riesenswirbel, in dessen Verlauf sie unter den Augen der völlig verwirrten Amerikaner Schramms Notizensammlung restlos aus meiner Stube in die ihre transportierte.

Percy war in Haft, weil er das Kriegstagebuch des OKW geführt hatte. In Nürnberg war er für die Generalspro-

zesse ein unentbehrlicher Zeuge. Es dauerte lange, bis man ihn aus der Haft entließ. Auch nach der Entlassung mußte er noch Jahre warten, bis man ihn wieder als akademischen Lehrer zuließ. Als er seine erste Vorlesung in Göttingen hielt, sagte er zu Beginn, er habe seine letzte Vorlesung im Sommer 1939 mit folgendem Satz geschlossen,, er fahre an dieser Stelle fort. Die Studenten trampelten minutenlang. Schramm (+ 1970) wurde später Rektor der Universität Göttingen und Kanzler der Friedensklasse des Pour le mérite.

Weihnachten in Alaska versuchten wir fröhlich zu feiern. Wir hatten erst eine Feier, bei der das Weihnachtsevangeli-um verlesen und Weihnachtslieder gesungen wurden. Das Schmücken des Baumes hatte Hanna übernommen, amerikanische Sergeanten hatten ihr dabei geholfen und mit einer eigentümlichen Vorliebe für derben Humor aufgepustete und bunt bemalte Kondome am Baum aufgehängt. Sie sahen lustig aus und Hanna hatte sich in aller Harmlosigkeit daran erfreut, ohne den Zweck der kleinen Zeppeline zu kennen oder zu erkennen. Ich konnte gerade noch vor Beginn der Feier den merkwürdigen Christbaumschmuck entfernen. Nach dem Abendessen wurden kleine Geschenke mit heiteren Versen verteilt. Die meiste Freude machte ein Gedicht über den Wunderputer mit den vielen Hälsen. Wenn es in Alaska zu großen Festtagen Puter gab, kriegten die Gefangenen nur die Hälse, die Brüste wanderten in die Sergeantenküche. Wir wunderten uns nur über die Unmengen von Hälsen, die bei einer Putermahlzeit herauskamen. Die Sergeanten hatten ihre helle Freude an unserem deutlich zum Ausdruck gebrachten Hohn.

Kapitel 3: Die Lagerwanderung

Im Frühjahr 1946 wurde ich, wie schon erwähnt, in großer Hast nach Nürnberg gebracht. Dort sah ich viele alte Bekannte aus Mürwik und Mondorf wieder und blieb ein paar Wochen im Zeugenflügel. Man traf die erstaunlichsten Leute, beispielsweise einen Nachkommen des Dschinghis-Khan, den Khan der Kurden, dem man den Grund für seine Inhaftierung nicht angegeben hatte. Der dunkelgesichtige, liebenswerte und immer fröhliche Fürst von Turkestan meinte, die Amerikaner wüßten nicht, was ein Khan und wer die Kurden seien, und hätten ihn deshalb zur Sicherheit erst mal eingesperrt. Wahrscheinlich war er von der Wahrheit nicht weit entfernt. Der Sohn Meissner beschreibt in einem seiner netten Bücher, wie eines Abends in Nürnberg der Khan, der Prinz Auwi, der Staatsminister Meissner und der Feldmarschall Milch dem aufsichtführenden amerikanischen Sergeanten die Kanne Kaffee, die er sich neben seinem Bett als delikate Beigabe zur Abendlektüre bereit gestellt hatte, mit List und Tücke klauten und mit Genuß austranken. Der geprellte Sergeant, der nur eine mit Wasser gefüllte Kanne vorfand, beschwor seinen Flügel, den Raub zu bekennen. Er sicherte Straffreiheit zu, versprach die schönsten Belohnungen und stieß finstere Drohungen aus. Die schlimmste war, er werde den Täter eine Nacht mit der Ilse Koch zusammensperren. Sie war die Frau eines KZ-Lager-Kommandanten, vernaschte gern Männer und hatte es sogar im Nürnberger Gefängnis fertig gekriegt, ein Kind zu bekommen. Der dicke Amerikaner versprach und drohte vergeblich.

Ich teilte in Nürnberg die Zelle mit dem Reichsdozentenführer Rudi ..., den Nachnamen habe ich vergessen. Rudi steckte in Krachledernen, die er auch in der Nacht nicht ablegte, weder die Joppe noch die Hose. Obwohl Mediziner,

hatte er offenbar eine herzliche Abneigung gegen frisches Wasser. Ob er sich nicht mal etwas mehr als nur Gesicht und Fingerspitzen waschen wolle, regte ich an. Rudi erklärte sich einverstanden, aber erst wenn es wärmer würde. Es war ein kalter Februar, und Rudi sah die Zeit für Ablegen des Leders noch nicht gekommen. Sein Verhältnis zum Wasser wurde zum sicheren Barometer. Die Bewohner unseres Flurs fragten mich morgens: Wird's wärmer? Nein, antwortete ich, Rudi will sich noch nicht waschen.

Von Nürnberg aus trat ich die eigentliche Lagerwanderung an, bei der ich eine Reihe von Lagern bei Passau, Regensburg, Ludwigsburg und Nürnberg passierte. In diesen Lagern traf man auf viele Gestalten, die ihren Aufenthalt dort ähnlichen Gründen wie der Kurdenkhan in Nürnberg verdankten. So sperkte man alle Kreismeister ein; im Lager Langwässer bei Nürnberg weinte ein oberbayerischer Kreisjodelmeister, er sei immer gut christkatholisch und Nazigegner gewesen. Was half es ihm; ohne er überhaupt zur Vernehmung zugelassen wurde, saß er ein bis zwei Jährchen. Ich wurde eines Tages in eine Stube geholt, in der sich ein Dutzend Leute befand, ich sollte sagen, wer von ihnen der Nazischriftsteller Oswald Spengler sei. Man hatte alle Männer dieses Namens in Deutschland eingefangen und zusammengetrieben. Ich konnte nur erklären: erstens kannte ich den Gesuchten nicht, zweitens sei er seit zehn Jahren tot. Man glaubte mir natürlich nicht; welche Zeit man benötigte, um die Wahrheit festzustellen, und wie lange deshalb die "Vettern" auf ihre Entlassung warten mußten, weiß ich nicht.

Schlimm hatten es Sie, bei denen sich nicht mehr feststellen ließ, aus welchen Gründen man sie eigentlich eingesperrt hatte. Die Gefangenenzahl mußte stimmen; da es anfangs gelegentlich vorkam, daß bei Transporten Häftlinge flüchteten, griff man Passanten auf, denen man später nicht glauben wollte, daß sie seit Jahren nur

"Ersatz" waren. Da waren die Adjutanten und Ordonnanz-offiziere von Dönitz, Keitel und Jodl. Ihre Chefs waren längst im großen Prozeß verurteilt, als man sie noch immer durch die Lager schleppte und den Grund ihrer Inhaftierung vergessen hatte.

Wenn man nicht als Einzelner von einem Lager in das andere verlegt wurde, wie ich von Oberursel nach Nürnberg oder von München nach Oberursel, sondern in großer Gesellschaft "Fuhr", war ein solcher Ortswechsel meist eine widerwärtige Sache. Warum wir "Nürnberger" plötzlich von einem Lager in ein anderes überführt wurden, war nicht zu begreifen und nicht zu ermitteln. An solchen Tagen aber tobten sich Machtgefühl und die Neigung zu practical jokes bei den Begleitmannschaften besonders aus. Am besten war, wenn wir in Lasterkraftwagen verfrachtet wurden. Zwar fuhren die Lenker, vor allem wenn es Neger waren, ein höfliches Tempo, bei dem man schief liegend und mit quietschenden Bremsen um die Ecken sauste, und in den Wagen, in denen bei der Platzzumessung das Gepäck nicht berücksichtigt wurde, herrschte eine drückende Enghigkeit. Aber man brauchte wenigstens sein bißchen Habe, den einzigen Anzug, etwas Wäsche, ein Paar Schuhe und was man sonst an Büchern, Photos und ähnlichen "Liebesgaben" langsam wieder angesammelt hatte, nicht zu tragen.

Zwei Umzüge sind mir besonders lebhaft in Erinnerung. Bei beiden weiß ich nicht mehr, woher wir kamen und wohin wir führen. Jedenfalls legten wir den ersten Teil der Reise, in Viehwaggons eng zusammengedrängt, auf der Bahn zurück. Wir konnten uns nicht setzen; da die Türen fest verrammelt wurden, war es dunkel; da die Fahrt mehrere Stunden dauerte, waren die Kübel, in die wir unsere Notdurft verrichteten, bald voll und schwappten über. Die Begleitmannschaften ließen nicht zu, daß die Türen auf-

gemacht und die Kisten entleert wurden. Es stank pestilenzialisch. Wir waren heilfroh, als wir endlich entladen wurden. Der zweite Teil, der Fußmarsch, begann.

Kein Mensch sagte uns, wie weit es bis zum Lager sei. Lastkraftwagen für uns oder das Gepäck waren bei dem ersten Umzug nicht da. Unsere Wächter sagten lachend, wer sein Gepäck mithaben wollte, müsse es schon selbst in die Hand oder auf die Schulter nehmen. Ich ergriff mein Köfferchen und zottelte los. Der Weg war lang, das Gepäck wurde immer schwerer und die Begleitmannschaft immer nervöser. Es begann zu dämmern und unser jämmerlicher Zug zog sich, da hinten Herzkranke, Kriegsversehrtete und Beinverletzte humpelten, immer weiter in die Länge. Die Wachen, die durchaus vor Einbruch der Dunkelheit den Zielort erreichen wollten, schlugen erbarmungslos auf die letzten ein. Die Leute auf den Feldern schrien wütend auf die Amerikaner ein, was diese nur noch mehr aufregte.

Uns riefen die Deutschen zu, wir sollten doch im Gotteswillen unsere Sachen stehen lassen, im Lager seien Lastkraftwagen, die würden sicher später das Stehengebliebene einsammeln. Aber wir waren mißtrauisch; nur wer völlig fertig war und von den Begleitern mit der Waffe bedroht wurde, setzte seine Habe ab. Auch ich mußte mich dazu anschließen, da ich total erledigt war. Doch da trat Bernardt Plettenberg, der Bildhauer aus Lenhausen, in Erscheinung. Wir kannten uns aus der Jugendzeit, als sich die Wamenerler und Lenhäuser gegenseitig besuchten oder zu gemeinsamer Wanderung auf den Heiligen Stuhl und nach Neuspert trafen. Wir hatten Bernhard auch später wiedergesehen, als er von Hitler als Bildhauer den Auftrag bekommen hatte, die Riesenfiguren für die Nibelungenbrücke bei Linz zu schaffen. Salomon hat ihn im Fragebogen nicht freundlich erwähnt. Ich kann nur sein Lob singen. Er nahm mir den Koffer ab, schwang ihn sich

auf die Schulter, neben dem Gepäck, das er schon trug, und schleppte es an den neuen Bestimmungsort.

Bei dem zweiten Umzug war die Eisenbahnfahrt ebenso scheußlich, aber der Fußmarsch schien besser organisiert zu sein. Für die Marschbehinderten waren Lkws da, außerdem ein Laster, der stehengelassenes Gepäck sammeln sollte. Es schien also, als sollte es diesmal menschlich zugehen. Nur die alten Hasen, die ganz Mißtrauischen, dachten nicht daran, sich von ihrer Habe zu trennen. Sie schleppten sie mit letzter Kraft ins Lager. Ich hatte keine Bedenken, meinen Koffer abzusetzen, als ich ihn nicht mehr tragen konnte. Aber wieder war Bernhardl zur Stelle. Das sollte ich auf keinen Fall tun, man könne nicht wissen, was die Amis mit unseren Sachen machen würden. Sprachs und lud sich meinen Koffer auf. Er behielt mit seiner Befürchtung nur zu recht. Der Lumpensammler nahm zwar alles stehengelassene Gepäck auf, brachte es aber nicht ins Lager, sondern kippte es vor dem Lager aus. Da lag nun drei Wochen lang in Wind und Sonne ein riesiger Haufen von Koffern, Kartons und Rucksäcken. Lebensmittel verdarben, Wäsche schimmelte, Anzüge schrumpften, alles stank gen Himmel. Am Zaun standen die Gefangenen und sahen sehnsüchtig und wütend, wie ihre letzte Habe, an die sie nicht heran konnten, 20 Schritt von ihnen verdarb.

Daß wir in den Lagern nicht viel zu essen bekamen, konnte man der Lagerverwaltung nicht übel nehmen. Hatten die Deutschen außerhalb der Lager nichts zu essen, brauchten die Gefangenen in den Lagern nicht gefüttert zu werden. Man litt unter dem Hunger, aber man sah ihn als ein schicksalhaftes Leiden, nicht als Bosheit der Alliierten an. Uns ging es wie den Adjutanten des Feldmarschall Graf Gottlieb Haeseler, der vor dem 1. Weltkrieg Kommandierender in Lothringen war, - wen Gott lieb hat, den züchtigt er - .

Im Manöver lebte der Feldmarschall den ganzen Tag - und ein Baseler'scher Manövertag war sehr lang - von zwei Äpfeln. Versuchte ein Adjutant rasch und möglichst unbenutzt ein Brötchen runterzuschlingen, dann seufzte Gottlieb: "Immer diese ewige Fresserei!"

Unangenehm war die Avitaminose. Der völlige Mangel an Vitaminen, der mit der Lagerkost verbunden war, hatte eine Reihe von lästigen Wirkungen. Dagegen konnte man sich aber schützen. Eine Reihe von uns, die körperlich fit bleiben wollten, machten morgens ihren Frühsport. Schramm hatte seinen Spaß, wenn die "Ghandis", wie er sie nannte, in der Frühe ihren Morgenlauf machten. Wir mühen mit dem mageren Oberkörper - ich war nur noch knapp einen Zentner - einen komischen Anblick bei unseren Morgenübungen abgegeben haben. Gleich nach dem Frühsport kam die Vitaminsuche. In jedem Lager war ja eine Wiese, und mochte sie noch so mager sein, Schafgarbe und andere Kräuter wuchsen darauf. Wir kannten alles, was essbar war, und rupften es ab. Dann zerschnitt man die Ernte und warf beim Essen eine Handvoll kleingehacktes Grünzeug in die dünne Suppe. Es ist uns gut bekommen.

Schlimmer als den Hunger empfand ich die Scham darüber, daß man eine so entsetzliche Gier empfand und einen unbenutzlichen Neid auf die, denen es besser ging. Ich habe in den Jahren meiner Gefangenschaft kein Freßpaket bekommen. Edi konnte nichts schicken, sie hatte genug zu tun, die Kinder durchzubringen. Andere Verwandte ahnten wohl nicht, wie es in den Lagern aussah. Ich werde heute noch rot, wenn ich an den an Maß grenzenden Neid denke, mit dem ich in einer Baracke auf Bauern aus der Bremer Gegend sah, die sich aus ihren "Freßpaketen" die Brote dick mit Butter bestrichen und dann fingerbreite Scheiben von Speck

darauflagten. Vorbildlich war hierin die Waffen-SS. Bekam einer von ihnen ein Paket, wurde der Inhalt unter alle, die am gleichen Tisch saßen, ob sie zur Waffen-SS gehörten oder nicht, gleichmäßig geteilt. Leider waren die Bremer Bauern nur schlichte Männer von der Partei, Kreisleiter oder so etwas, die gaben nicht ab oder nur selten. Um so dankbarer war ich, als einmal in der schlimmsten Hungerzeit Angehörige meiner alten Verwaltung mir zwei kleine kalte Kartoffeln brachten, die sie sich vom Munde abgespart hatten. Das war damals eine Kostbarkeit.

In dem Lager Langwasser bei Nürnberg holte man sich die "Anreicherung" aus dem neben dem Lager liegenden Lebensmitteldepot der Amerikaner. Man hatte unter dem Zaun einen Gang gegraben, auf dem in der Nacht Lebensmittel jeder Art und Menge transportiert wurden. Die Handelsleute bekamen es satt, die Ware in Säcken und Kisten auf dem Rücken zu schleppen. Sie betonierten den Gang, legten ein Schmalspurgleis hinein und benutzten Loren, die sie ebenfalls dem Depot entnahmen. Die Amerikaner entdeckten nur durch Zufall den Tunnel, als eine am Draht entlang wandernde Wache in den mit Rasen überdeckten Tunnelleingang stürzte. Aus diesem Lager führten auch unterirdische Gänge ins Freie. Da im Lager täglich nur die Zahl der Gefangenen festgestellt wurde, bestellten sich die aus der Nürnberger Gegend stammenden Häftlinge Väter oder Brüder zur Vertretung ins Lager. Solange der Provianttransport funktionierte und daher die Lagerverpflegung einen hohen Stand aufwies, stieß die Ablösung manchmal auf Schwierigkeiten; die Vertreter wollten nicht in die Freiheit zurück.

Ich wohnte dort zusammen mit dem österreichischen General Glaise von Horsteneu, der unter Schuschnigg Innenminister und unter Seyss-Inquart Vizekanzler gewesen war. Im Kriegs-

schlug er, als deutscher General in Kroatien, eine Zusammenarbeit mit dem allgemein beliebten Bauernführer Macek vor. Aber Hitler lehnte ab. 1943 befürwortete er den Versuch Titos, zu einem Abkommen mit der deutschen Wehrmacht zu kommen. Wieder lehnte Hitler ab, da er "mit Partisanen nicht verhandele". Ich freundete mich mit dem General an. Er ließ sich gern Anekdoten erzählen und freute sich besonders über folgende aus der alten K.K. Monarchie:

Ein K.K. Kavallerieregiment bekam als Kommandeur das Mitglied eines regierenden Fürstenhauses, eine veritable Hoheit. Der Regimentsadjutant ging in die Kommandeurswohnung zu fragen, wann das Offizierskorps dem neuen Kommandeur vorgestellt werden sollte. In der Halle standen viele Koffer und Kisten, die gerade ausgepackt wurden. Über einem Kofferrand wölbte sich eine in eine weiße Schürze gespannte, reizende Rundung, deren Besitzerin mit dem Oberkörper im Koffer verschwunden war. Der Adjutant konnte es sich nicht versagen, einen freundlichen Klaps auf die einladende Fläche zu versetzen und, als aus dem Koffer ein ebenso niedliches wie maßlos erstauntes Gesicht auftauchte, dem leckeren Zöfchen mit der Frage unter das hübsche Kinn zu greifen: "Na, wo ist denn eure Hoheit?" Die Kleine zeigte mit dunkelrotem Gesicht auf die Tür des Arbeitszimmers. Dort traf er einen liebenswürdigen Mann, der sich über die Verhältnisse im Regiment orientieren ließ und das Offizierskorps auf den nächsten Vormittag in die Wohnung bestellte. Zur befohlenen Stunde wurden die Offiziere der Hoheit vorgestellt, die sich mit jedem freundlich unterhielt. Als der Kommandeur den letzten Leutnant begrüßt hatte, sagte er, nun werde er die Offiziere auch der Herzogin vorstellen. Unter dem Adjutanten öffnete sich klaffertief die Erde, als das Zöfchen von gestern, nun im Staat der herzoglichen

Kommandeuse, hereintrat. Als er vorgestellt wurde, sagte die Herzogin, spitzbübisch lächelnd: "Wir kennen uns doch schon?" Da stieß er verlegen heraus: "Leider, Majestät!" Es wirkte durchschlagend, die stille Helterkeit der Herzogin ging in fröhliches Lachen über, der Kommandeur schmunzelte, und im Regiment benutzte man viele Jahre hindurch die beiden Worte in heiklen Situationen.

Glaise ließ sich im Lager nicht davon abbringen, mich stets mit "Herr Reichskanzler" anzusprechen. Der als Militärschriftsteller bekannte, hochgebildete, lebenswürdige Mann mußte sich einer Operation unterziehen. Außerdem lag ein Antrag auf Auslieferung an Österreich vor. Er fürchtete, daß die Krankheit ihn hindern werde, sich so zu verteidigen, wie er es um der geschichtlichen Wahrheit willen für nötig hielt. So nahm er sich in einer Nacht mit einem Gift das Leben.

Am Abend hatte Glaise einen Vortrag über die Aufgabe Österreich-Ungarns in Südosteuropa gehalten. Hörer waren junge Leute der Waffen-SS. Der alte General gab nicht bloß einen großartigen historischen Rückblick auf die Leistungen der Habsburger Monarchie gegenüber den Völkerschaften des europäischen Südostens. Er entwarf auch ein Zukunftsbild, das Bild eines geeinten Europa, das die europäischen Nationen unter milder Führung vereinte wie einst die Habsburger Monarchie ihre verschiedenen Völkerschaften. Ich habe damals dem General gedankt und, da ich merkte, welchen Eindruck sein Zukunftsbild auf die jungen Menschen machte, diesen Gedanken noch weiter ausgesponnen. Als wir nach dem Vortrag in unsere Stuben zurückgekehrt waren, setzte ich mich noch zum Schreiben hin. Glaise kam aus der Nebenstube, in der er zusammen mit unserem Stubeninsassen wohnte, mehrfach zu mir heraus und suchte nach einer Aussprache. Sein Gefährte war schon

zu Bett gegangen. Ich habe mir später schwere Vorwürfe gemacht, daß ich an dem Abend seine Unruhe nicht gemerkt und mich nicht mehr um ihn gekümmert habe. Daß er sich aber mit Selbstmordgedanken krug, war mir nicht im Traum eingefallen. Am Morgen lag Glaise tot im Bett, das Gebetbuch unter den gefalteten Händen, die Bettdecke glatt gestrichen, ein Bild des Friedens. Weder ich noch der dritte Stubeninsasse hatten das Geringste bemerkt.

In den Lagern trat ein starkes religiöses Bedürfnis in Erscheinung, vor allem bei den jungen Leuten von der Waffen-SS. Diesen Jungens waren ihre Ideale zerbrochen und ihre Idole von den Säulen gestürzt. Sie hatten nichts mehr, woran sie glauben und worauf sie hoffen konnten. Ein Pfarrer, der die richtigen Worte fand, konnte rasch Kontakt zu ihnen bekommen. Die amerikanischen Geistlichen, die in den Lagern zur Verfügung standen, hatten allerdings wenig Erfolg zu verzeichnen. Unter den bayerischen Pfarrern, die von draußen in die Lager kamen, waren Männer, die den Weg zu den Herzen fanden. Wenn weder Deutsche noch Amerikaner predigen konnten, mußten Laien einspringen. Ich habe häufig Gottesdienste abgehalten, bei denen ich zunächst nur aus der Bibel vorlas, die ich später mit einem Gebet schloß und bei denen ich zum Schluß sogar predigte. Ich besitze noch 15 dieser "Laienpredigten hinter Stacheldraht".

Der Lagerkommandant in Langwasser war ein heißblütiger Ire, der dem Alkohol ergeben war und, wenn er dieser Neigung zu stark gefrönt hatte, einen unglaublichen Vorrat an Flaschen mobilisierte. Er schüttete sie gern über die Häftlinge aus, die er nicht leiden konnte, mit Ausnahme "seiner" SS, die er liebte. Sie hatte unter seiner Assistenz eine Fußballmannschaft auf die Beine gestellt, die auch gegen "auswärtige" Klubs spielte. Ich

erlebte einen Kampf der Lagermannschaft mit dem 1. P.C. Nürnberg, bei dem die SS mit einem Tor Differenz Sieger blieb. Der Kommandant umarmte und küßte seinen Kapitän.

In allen Lagern habe ich Vorträge gehalten, über Brüning, Dönitz, die letzte Zeit unter Hitler, auch über Europa, Shakespeare und Prinz Eugen. Oder ich hat Schramm, aus der Fülle seines geschichtlichen Wissens etwas zum Besten zu geben. Schade war, daß der Professor sich nie an die Zeit halten konnte, die ich ihm setzte. Die meisten Menschen können nicht länger als höchstens eine Dreiviertelstunde aufmerksam zuhören. Schon nach einer halben Stunde müssen sich Zuhörer gewaltig zusammennehmen, damit die Gedanken nicht abschweifen. Bei Studierten, die auf Zuhören trainiert sind, hält die Aufmerksamkeit etwas länger an. Bei den Lagerinsassen, von denen die wenigsten an intensive geistige Arbeit gewöhnt waren, war die Zeit von einer Dreiviertelstunde schon eine Höchstzeit. Ich schlug Schramm vor, den Vortrag zu teilen; wir hätten im Lager ja keine Eile. Aber er meinte, der Vortrag dürfe nicht zerrissen werden, und versprach, die Zeit nicht zu überschreiten. Nach 50 Minuten fragte er, ob ihm die Hörer noch ein paar Minuten zubilligen wollten. Natürlich bejahten sie, was sollten sie anders machen? Dann schlug Schramm ein so rasendes Tempo an, daß man ihm kaum folgen konnte, und schloß schließlich nach 1 1/4 Stunden. Trotz aller Versuche, ihm diese Untugend abzugewöhnen, wiederholte sie sich regelmäßig.

An Stelle eines Vortrages brachte ich auch Dichtungen zu Gehör. Erstaunlicherweise war die Nachfrage nach Klassikern, besonders nach Shakespeare, auch bei den jungen Leuten, groß. 1972 bekam ich zu meinem Geburtstag einen Brief, in dem es hieß: "Wenn ich mich kühn in die Reihe der Gratulanten einreihe, dann tue ich das in der angenehmen Erinnerung, wie Sie uns in der Baracke 13 zu

Hersbruck in trüben Abendstunden mit Ihren Deklamationen aus König Lear seelisch gestärkt haben. Ich war damals "Barackenditester" und verteilte u.a. die Pellkartoffeln. Herr Meissner war seine Ration offenbar nicht gerecht bemessen, worüber der harte Soldat Guderian sich dann sehr erregen konnte ..." Erinnerung aus dem Tageslauf eines Gefangenenlagers!

In Plattling bei Passau, wohin man die "Nürnberger Zeugen-Baracke" von Hersbruck aus verlegte, wurde statt Fußball Theater gespielt, vorzügliches Theater unter Leitung von Ernst von Salomon. Der erzählte im "Fragebogen", ich hätte ihm versichert, in Berlin kein so gutes Theater gesehen zu haben, dann allerdings hinzugefügt, ich sei in Berlin auch wenig ins Theater gekommen. Ich sei, erzählt Salomon weiter, der Eifrigste gewesen aufzuklären, was auch immer geschehen war; "er sprach wie ein Dozent der Geschichte, mit einer ruhigen, angenehmen, gepflegten und gebildeten Stimme, jeder Satz gewählt und druckreif ..." Dann wiederholt Salomon das, was ich über die Ereignisse in Mürwik und das Ende der Regierung Dönitz erzählte, in seiner blutvollen Sprache, und die Geschehnisse füllten sich mit erregender Dramatik.

Was er über die Zustände in den Lagern berichtete, ist Wort für Wort wahr. Die verschiedenen Gruppen in den Lagern schildert Salomon mit einer unübertriebenen Charakterisierung: die alten KZler, die in den meisten Lagern das Ohr der Amerikaner besaßen und die Baracken beherrschten, die Ortsgruppenleiter, die am wenigsten mit sich anzufangen wußten und am eifrigsten Jagd auf Kippen machten, die Waffen-SS, die das Rückgrat der Lager bildete, in Längwasser das Lager kommandierte, und an deren Kameradschaftlichkeit man immer appellieren konnte, die Generäle und höheren Beamten, die eine geistige Elite bildeten, aber in den Dingen des praktischen Lebens ent-

setzunglich unbehilflich waren und sich schwer an den rauhen Lagerton gewöhnen konnten, und schließlich die unglücklichen Existenzen, die zu keiner Gruppe gehörten und von den Amerikanern "nur so" mitgenommen worden waren.

Wenn ich in ein neues Lager kam und einer Baracke zugeteilt wurde, fand ich immer hilfsbereite Menschen, die mir eine Lagerstätte zurecht machten, einen Löffel und ein Kochgeschirr organisierten. Das waren immer einfache Menschen, Bauern, Arbeiter und Handwerker. Nach Tagen stellte ich fest, daß auch Akademiker in der Baracke waren. Sie hielt eine Hemmung von der "ersten Hilfe" ab. Wie sehr ihnen die Selbstverständlichkeit des raschen Zuspriungens fehlte, konnte ich bei mir selbst feststellen.

An das Zusammenleben von etwa 30 Menschen in einem großen Raum gewöhnt man sich erstaunlich schnell. Ich lernte die Leiden und Nöte vieler Menschen kennen und hatte mich auch mit vielen Einzelschicksalen zu beschäftigen. So warnte ich Neubacher vor seiner Fahrt nach Serbien und erlebte Ludins tapferere Haltung, die Salomon so eindrucksvoll beschrieben hat.

Hermann Neubacher war von 1938 bis 1939 Bürgermeister in Wien. Ich hatte ihn schon in den 20er Jahren kennen gelernt, als er noch Sozialdemokrat war und als Mitglied (seit 1925 Obmann) des österreichisch-deutschen Wirtschaftsbundes, dem von deutscher Seite Theodor Heuss angehörte, mehrfach zu Besprechungen in Berlin war. Als leidenschaftlicher Verfechter des Anschlußgedankens stand er seit 1934 im Gegensatz zu Schuschnigg. In seiner Bürgermeisterzeit lud er mich wiederholt zur Jagd auf Keiler und Schaulfäher im Wiener Wald ein und fuhr dann auf zwei Stunden mit mir in die Lobau hinaus, wo wir, beide damals gute Fasanenschützen, rasch 100 Hähne schossen. Wir freundeneten uns an, und er kam, von 1941 bis 1945 Gesandter

und Sonderbeauftragter des Reichs für Wirtschaftsfragen im Südosten, regelmäßig zu mir, wenn er in Berlin war. Im Südosten kämpfte er gegen die Inflation, vor allem in Griechenland.

Als er 1946 im Lager hörte, daß deutsche Generäle in Serbien vor Gericht gestellt wurden, meldete er sich als Zeuge. Ich warnte ihn, man würde auch ihn anklagen. Er glaubte nicht daran, da er sich keiner Schuld bewußt war. Aber selbst wenn ich recht hätte, sagte er mir, würde er nach Serbien fahren; er wolle als anständiger Mensch sterben und dürfe keinen Versuch unterlassen, Unschuldigen zu helfen. Es kam, wie ich angenommen hatte, Tito ließ Anklage gegen ihn erheben und begnadigte ihn, als er zum Tode verurteilt wurde, zu einer Freiheitsstrafe. Nach einigen Jahren freigelassen, wurde er Oberbürgermeister von Adis Abeba und Finanzberater des Negus. Haile Selassie beauftragte ihn mit der Reorganisation der Hauptstadt. Als Tito den Kaiser besuchte und dieser dem Gast seine Berater vorstellte, sagte der Wiener liebenswürdig lächelnd: wir kennen uns schon!

Ludin wurde an die Tschechoslowakei ausgeliefert und gehängt, weil er, der Gesandte des Deutschen Reichs bei der Slowakei, Agent einer feindlichen Macht bei Hochverrätern gewesen sei. Dem Unterstaatssekretär von Burgsdorff, der im Generalgouvernement zweiter Mann unter Frank gewesen war, mußte ich mitteilen, daß er nach einer Radiomeldung an Polen ausgeliefert würde. Das hielt man damals für ein Todesurteil. Er nahm die Nachricht mit großartiger Gelassenheit auf. Nach vielen Jahren sah ich ihn wieder. Er hatte in Polen gerechte Richter gefunden. Man vernahm eingehend die von Burgsdorff benannten Verteidigungszeugen, und er wurde nur wegen seiner Zugehörigkeit zur SS zur Mindeststrafe von 5 Jahren verurteilt. In

den Kriegsverbrecherprozessen hielten sich von allen Nationen die Polen am meisten ans Recht.

In Ludwigsburg wohnte ich eine Zeitlang mit meinem Vetter Graf Bodo Alvensleben, dem Präsidenten des Herrenklubs, zusammen. Wir besuchten häufig Günther Quandt, dem man den Konzerngründer, und Karl Eduard von Coburg-Gotha, dem man den Herzog nicht ansah. Quandt, dessen Riesenkonzern ich in meiner Industriegeschichte später eingehen beschrieb, war in zweiter Ehe mit Magda Goebbels in deren erster Ehe verheiratet gewesen, und hatte aus dieser Ehe einen Sohn, ebenso wie aus seiner ersten. Kaum einer der Mitgefangenen ahnte, daß der stille, unscheinbare Mann, der bis zur Vollendung das Talent besaß, unauffällig zu bleiben, Herr eines gewaltigen Konzerns war mit den Schwerpunkten Leichtmetall und Akkumulatoren. Später erbten ihn seine beiden Söhne.

Nur noch selten brach bei Bodo der alte Humor durch. Als wir eine Stube zusammen mit einem kleinen dicken Journalisten Zimmermann bewohnten, fand eine Besichtigung durch einen amerikanischen General statt. Die Lagerleitung war aufgeregt. Immer wieder kontrollierten ihre Leute, ob die Stuben sauber und in Ordnung waren. Man hatte angeordnet, die Gefangenen sollten am Fußende ihrer Betten in decenter Haltung stehen. Gegenüber der Plurtür bauten sich Bodo und Zimmermann auf, er riesenlang und dürr, einen halben Meter unter seinem ausgestreckten Arm die Zeitungskugel. Fünf Minuten vor der angesagten Zeit standen wir in Habachtstellung und tiefem Ernst. Ein Vorkommando öffnete die Tür, sah das Paar und verschwand prustend vor Lachen. Dann kam der große Moment: herein trat der General mit Lagerkommandant und Adjutanten. Ein Blick auf Bodo und Zimmermann, und die ganze Gesellschaft brach in brüllende Heiterkeit aus und verließ den Raum ohne den üblichen Rundgang.

Ich fragte Bodo, welche der vielen über ihn erzählten Anekdoten echt und welche erfunden seien. Sie stimmten fast alle, auch die berühmte Blutschande-Geschichte. Er war vom Amtsgericht seines Kreisstädtchens als Schöffe bestellt worden. Das paßte ihm schon nicht, auch der Richter gefiel ihm nicht, kurz, er mußte seinem Herzen Luft machen. Vor Gericht stand ein Arbeiter, der mit seiner Tochter Blutschande getrieben haben sollte. Alle waren für strenge Bestrafung des Angeklagten. Als der Richter - fast nur pflichtgemäß - auch an den Grafen die Suggestivfrage richtete, er sei doch auch für eine Verurteilung, sagte Bodo zur allgemeinen Verblüffung: "Ne, freigesprochen soll der Mann werden; wenn man det noch nich' mal darf, pfeif ich auf's ganze Familienleben!"

Um die Kaffeezeit gingen wir gelegentlich zu Wilhelm Tengemann, Affels Freund, und zuletzt Landrat in Unna. Ich kannte ihn von Heeren und von einer Wildjagd her, zu der sein Vater mich eingeladen hatte. Wir fuhren in mehreren dicken, von den Tengemanns gestellten Autos von Berlin zu der etwa 150 Kilometer östlich gelegenen, erst kürzlich gepachteten Jagd. Da keiner von der Familie schon mal da gewesen war, fing die Sache schon dadurch erheiternd an, daß wir das Nest, das auf keiner Karte verzeichnet war, durchaus nicht finden konnten und bei verzweifelter Suche mit den Mercedeswagen im märkischen Sand stecken blieben. Vor dem ersten Treiben wurde die Parole ausgegeben, ein laufkranker Hirsch werde vorkommen und solle geschossen werden, aber sonst, bitte, nur Kahlwild! Als abgeblasen wurde, lagen drei Hirsche auf der Strecke, alle drei von Angehörigen der Familie Tengemann geschossen; laufkrank war keiner, nur die Gäste haben sich krankgelacht.

Im Lager hatte Tengemann es verstanden, Betreuer von Garten und Hühnerstall zu werden. Die Produkte mußten an

die Lagerküche abgeliefert werden. Aber der Betreuer war hibelfest und handelte nach dem Spruch von dem Ochsen, der da drischt und dem das Maul nicht verbunden werden soll; es blieb manches bei ihm hängen. Da er zudem reichliche Pakete von zu Haus bekam, lohnte es sich, ihn zur Kaffeezeit zu besuchen. Versuchte er dann, die Gäste mit Muckefuck und trocknen Plätzchen abzuspeisen, untersagte ihm Bodo solch unziemliche Späße. Er solle mit echtem Kaffee aus seinen Freßpaketen und mit frischen Eiern aus seinem Hühnerstall herausrücken. Tengelman leugnete zunächst den Besitz, flehte dann, wenn Bodo lauter wurde: "Schrei doch nicht so!" und holte schließlich das Gewünschte hervor.

Auf unseren Spaziergängen klagte Bodo über die Gemeinheit, daß er nun schon im zweiten Jahr gefangen gehalten würde. Ich wüßte doch, wie tief er das System verabscheut habe. Ausgerechnet ihn zu verhaften, sei doch eine völlig sinnlose Niedertracht. Ich sagte ihm, ich sei grundsätzlich gegen diese Verhaftungen; aber wenn schon, dann verdiene es doch keiner so wie er. Wieso? schrie Bodo. Er sei, sagte ich, der Präsident des Herrenklubs gewesen, der Herrenklub habe Papen produziert, dieser wiederum Hitler, also sei Bodo doch politisch Hitlers Großmutter. Bodo blieb stehen und fragte in hehendem Zorn, ob ich das im Ernst meinte. Natürlich, antwortete ich, ich würde es doch nicht wagen, mit so ernsten Dingen Scherz zu treiben. Plötzlich fing Bodo an zu lachen, ich sei doch unverbesserlich; aber zur Strafe würde er eher herauskommen als ich. Darin behielt er Recht.

Den unglücklichen Coburger, wie Bodo ein Bonner Preuße, bei dem wir öfter zum Bridge waren, hielt man als SS-Obergruppenführer und Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes in Haft; er war nur noch eine Ruine, konnte sich nicht mehr aufrichten und war zusammengekrümmt wie

ein Fiedelbogen, so schleppte man ihn wie ein Paket aus einem Lagerlazarett ins andere. In Ludwigsburg wurden auch aus dem Ausland heimkehrende Diplomaten durchleuchtet, bevor man sie entließ. So erschien dort eines Tages, aus der Türkei heimkehrend, der Gesandte von Lersner. Als er den Herzog, der sein Corpsbruder war, in diesem jammervollen Zustand sah, erklärte er, am Tage seiner Heimkehr würde er den General Clay aufsuchen und die sofortige Entlassung des Herzogs verlangen. Ein Aide-Mémoire, das er Clay übergeben wollte, fertigte er zusammen mit Alvensleben an. Es schloß mit dem aufreizenden Satz: so entstünde bei den Gefangenen der Eindruck, daß die Amerikaner ein Mitglied des Großbritannischen Königshauses (das war der Herzog ja) absichtlich den Tod im Lager erleiden lassen wollten. Als Lersner entlassen wurde, waren wir gespannt, wie rasch er sein Versprechen einlösen würde. Die meisten hatten es, waren sie erst in der Freiheit, damit nicht so eilig. Aber Lersner ließ keinen Augenblick verstreichen. Am zweiten Tag nach seiner Entlassung erkundigte sich Stuttgart nach dem Befinden des Herzogs; Clay hätte das württembergische Ministerium wissen lassen, die Amerikaner hätten kein Interesse an ihm, über seine weitere Inhaftierung oder Freilassung hätten allein die Deutschen zu entscheiden. Am nächsten Tag brachte ein Sanitätswagen den Herzog nach Coburg.

Kurt Frhr. von Lersner (1883-1954) kannte ich seit langem. Vor dem ersten Weltkrieg war er Legationssekretär in Washington gewesen, als Papen dort Militärattaché war, und blieb lebenslang mit ihm befreundet. Während des ersten Weltkrieges war er Vertreter des AA im Großen Hauptquartier, wurde nach Brockdorff-Rantzaus Rücktritt Präsident der Deutschen Friedensdelegation in Paris und verweigerte 1920 die Entgegennahme der Forderung der Alliierten auf Auslieferung deutscher Staatsmänner und Generale. Er schied aus dem diplomatischen Dienst aus,

wurde aber 1932/33 Vertreter der Reichsregierung bei den süddeutschen Ländern und bemühte sich im Zweiten Weltkrieg von der Türkei aus um Fühlungnahme mit den USA. Ich mochte den klugen Mann gern. Durch sein Verhalten nach der Entlassung aus dem Ludwigsburger Lager zeigte er, daß Verlaß auf ihn war.

Kurz nach Weihnachten 1946 wurde ich mit der Plötzlichkeit, die für solche Verlegungen kennzeichnend war, nach Dachau gebracht. Wenige Tage darauf sollte mich dort ein Auto ab, das mich in einer wunderbaren Fahrt durch Schnee und Sonne mit zwei netten jungen Amerikanern, den ersten sympathischen Wärlern, denen ich begegnete, wieder nach Alaska brachte. Der Kommandant des dortigen Lagers, Oberst Philp, hatte Hanna Reitsch, die man entlassen hatte, die aber in Oberursel wohnen geblieben war, kennen und schätzen gelernt. Unter ihrem Einfluß faßte er den für damalige Verhältnisse erstaunlichen Entschluß, ein Gremium zu bilden, das für die Außenministerkonferenz, die im Herbst 1947 in London zusammentrat, Vorschläge über Deutschlands Zukunft ausarbeiten sollte. Er kenne seine Landsleute, sie hätten von den Verhältnissen in Europa keine Ahnung und würden völlig unvorbereitet auf dieser Konferenz erscheinen. Man müsse sie deshalb mit Material versorgen. In Deutschland gebe es aber noch keine Stelle, die hierfür zuständig und dazu fähig sei. Man müsse daher eine solche Stelle schaffen. Als Mitglieder hatte er zunächst den damaligen hessischen Ministerpräsidenten Geiler, Schacht und mich vorgesehen. Wir waren ein merkwürdiges Gespann. Schacht war in Nürnberg freigesprochen, aber im Zuge der Denazifizierung wieder inhaftiert. Als Go-between zwischen uns und Geiler, den Partnern diesselts und jenseits des Stacheldrahts, sollte Hanna fungieren.

Deshalb ließ mich Philp aus Dachau nach Oberursel holen. Meine Ankunft nach der netten Fahrt stand unter einem

Unstern. Aus Versehen wurde ich nicht nach Alaska gebracht, sondern im eigentlichen "Lager" abgeliefert. Die im Kriege für gefangene Flieger erbauten Lagergebäude hatten Zellen mit Fenstern, die, unter der Decke befindlich, für den Insassen nicht erreichbar waren. Auch die Heizung war nicht abzustellen. So ließ sich eine Hitze erzielen, die den Insassen vernehmungswillig machen sollte. Von diesem von den Deutschen erfundenen Druckmittel machten auch die Amerikaner Gebrauch. Hanna hatte in einer solchen kalten Zelle (ohne Bett und Abortimer) zwei Tage zubringen müssen, bevor sie nach Alaska kam. Ich hatte wenigstens ein Bett, aber auch keinen Eimer. Auf Klopfen an der Tür reagierte niemand. Erst als ich einen schrecklichen Lärm machte und mich über diese Behandlung, vor allem die schreckliche Hitze beschwerte, erschien ein Sergeant, der sich aber nur höchst amüsiert äußerte. Am nächsten Morgen war er klein und häßlich. Ein Offizier kam und bat im Namen des Obersten um Entschuldigung. Es sei ein Mißverständnis gewesen.

Ich wurde nach Alaska gebracht. Dort war nur noch ein schwacher Betrieb. Ein General, ein Deutscher, der im Kriege über Irland abgesprungen war und über die dortigen Verhältnisse interessant erzählte, und ein Hamburger, Günther Caulier-Eimbcke, waren außer mir die einzigen Insassen. Caulier, aus einer alten Schiffsmaklerfamilie stammend, hatte nach Kriegsende in der väterlichen Villa an der Alster gewohnt. In das große Haus war auch Zwangseinquartierung gelegt worden. Einen dieser Hausbewohner bat Caulier, nicht immer quer über den Rasen des Vorgartens zu gehen, wenn er das Haus verließ, sondern den Kiesweg zu benutzen. Der Mann, ein Kommunist, zeigte ihn bei der englischen Militärverwaltung als Nazi an; die Engländer verhafteten ihn. Da man bei den Vernehmungen sich für Dinge bei der technischen Truppe

interessierte, bei der Caulier zuletzt als Offizier gestanden hatte, behielt man ihn drei Jahre in Haft. Unsere in Alaska geschlossene Freundschaft ist bis heute bestehen geblieben.

Philp's großer Plan zerplatzte sehr bald. Nach mir ließ er auch Schacht aus seinem Lager nach Oberursel kommen. Schacht ließ sich von mir informieren. Er werde, sagte er dann, seine Bedingungen stellen, bessere Ernährung, größere Bewegungsfreiheit u.ä. Ich hätte umgekehrt, erwiderte ich ihm, zur Bedingung gemacht, daß ich nicht besser behandelt würde als andere Gefangene, ich wollte um der Sache willen mitmachen, aber nicht wegen persönlicher Vorteile. Daß Schacht in Alaska war, sprach sich natürlich herum. Aus der Vernehmungszentrale kamen Interrogatoren, um sich den berühmten Reichsbankpräsidenten anzusehen. Er wandte bei seinen Interviews das Bismarck'sche Rezept für eine gute Rede an: Seine Antworten waren "kurz und verletzend". Ich hörte, wie zwei Vernehmungsoffiziere auf englisch Fragen an ihn richteten, und wie er, auf sie herabblickend, statt zu antworten, sie nur fragte: "Na, wann seid Ihr beide denn emigriert?" So entstand in der Zentrale Zorn: Was wollte Schacht überhaupt in Oberursel, handelte der Oberst auf eigene Faust oder auf höhere Weisung? Man fragte an höherer Stelle an; der Oberst bekam einen Ruffel, und Schacht wurde schleunigst wieder in sein Lager zurückgebracht.

Aber der Amerikaner gab nicht ganz auf. Der Gedanke des Gremiums war gescheitert, aber mich hatte er noch da. Ich bekam deutsche und ausländische Zeitungen aller Richtungen zu lesen und den Auftrag, über jedes Thema, dessen Erörterung ich für notwendig hielt, einen Artikel von etwa zwei Seiten zu schreiben. Ich habe in dieser Zeit viele "Aufsätze" verfaßt. Der Oberst schickte sie nach

Amerika an die zuständigen Stellen. Ob man sie dort gelesen hat, ahne ich nicht. Für mich war diese Tätigkeit interessant und anregend. Der Oberst, mit dem ich fast täglich konferierte, ließ mich gelegentlich auch an Filmvorführungen teilnehmen. So hatte man Filmaufnahmen vom Berghof gefunden, die das tägliche Leben Hitlers und Eva Brauns, vom Aufstehen und Zähneputzen an, darstellten und wunderschöne Landschaftsbilder enthielten. Sie wurden ein paar hundert Offizieren vorgeführt. Den beabsichtigten Zweck der Abschreckung erreichten sie nicht, im Gegenteil, die primitiven Darstellungen gefielen. Mich zog der Oberst zu, weil ich eine Reihe von Personen, die er nicht kannte, rekonoszieren sollte. Aber ich konnte nicht viel helfen. Ich war nie auf dem Berghof gewesen und kannte die wenigsten seiner Bewohner oder Besucher.

Der Oberst nahm mich wiederholt auf Autofahrten in die Umgebung mit. Ich zog dann "Zivil" an, ohne das PW (Prisoner of War) auf dem Rücken, und wir tranken in Wiesbaden oder einem anderen hübschen Ort Tee. Zweimal gab er Hanna und mir ein Zeichen seines besonderen Vertrauens und Wohlwollens, indem er uns in die Wiesbadener Villa mitnahm, die er dort für seine deutsche Freundin, die geschiedene Frau eines Admirals, eingerichtet hatte. Die fröhliche Rheinländerin versüßte dem Oberst, der seine Familie in Amerika hatte zurücklassen müssen, einsame Stunden. Bei unserem zweiten Besuch platzte leider eine Bombe. Hanna fragte Philp, ob er sich noch erinnere, daß auf ihrer Fahrt nach Paris - sie kam nicht weiter, während unterbrach die Freundin, schon immer habe sie ihn gebeten, sie einmal nach Paris zu nehmen, er habe stets gesagt, das gehe nicht, aber bei Hanna sei es gegangen. Er entschuldigte sich verlegen, das sei etwas ganz anderes, das sei dienstlich gewesen - das war es auch -, aber es half ihm nichts. Er mußte ein Auto aus Oberursel bestellen, das Hanna und mich zurückbrachte,

er selbst mußte dableiben. "Sie ahnen nicht, was Sie mir da eingebrockt haben", sagte er am nächsten Morgen trübsinnig zu Hanna.

Schacht habe ich während meiner Gefangenschaft nur noch einmal wiedergesehen, bei seiner Denazifizierung. Ich wurde als Zeuge vernommen und konnte manches aussagen, was ihn entlastete. Er schien allerdings nicht mit allen meinen Bekundungen zufrieden zu sein. Ich wurde dadurch belohnt, daß ich dem weiteren Verlauf als Zuhörer beiwohnen konnte. Als alle Zeugen vernommen und die Dokumente besprochen worden waren, schwenkte der Staatsanwalt zum Schluß triumphierend ein Blatt Papier in der Hand. Er las die Rede vor, die Schacht 1938 in Wien bei Übernahme der dortigen Reichsbankstelle gehalten hatte. Sie strotzte von dithyrambischen Lobeshymnen auf den gottgesandten Führer. Lächelnd wandte sich der Staatsanwalt an Schacht: "Nun, Herr Präsident, was sagen Sie dazu, wie finden Sie heute diese Rede?" Unbewegten Gesichts erwiderte Schacht: "Ich finde sie ganz ausgezeichnet". Dem Staatsanwalt blieb - man kann es nicht anders bezeichnen - die Spucke weg. Durch den Saal ging ein Rauschen. Der Vorsitzende legte die Hand an's Ohr, als ob er sich verhört habe, und fragte stotternd: "Wie, wie meinen Sie das, Herr Präsident?" "Genau so, wie ich es gesagt habe", antwortete Schacht; "können Sie sich eine bessere Tarnung denken?" Er blieb sich immer gleich, unübertrefflich und unerschütterlich in seiner Unverfrorenheit. Die jiddische Sprache hat hierfür eine treffende, aber leider unübersetzbare Kennzeichnung: chuzpe.

Kapitel 4: Dachau

Insgesamt bin ich in einem runden Dutzend Lager gewesen. Dachau war die letzte Station vor dem Nürnberger Prozeß. Der Oberst Philips sagte mir in Oberursel, in Nürnberg brauche man mich nicht mehr, weder als Angeklagten, noch als Zeugen, ich käme daher in nächster Zeit in ein deutsches Denazifizierungslager. Aber eines Tages mußte ich in dem üblichen Hetztempo packen, ich müsse nochmal auf kurze Zeit zu Vernehmungen nach Nürnberg. Doch das Auto fuhr an Nürnberg vorbei und geraden Wegs nach Dachau.

Dort landete ich für zwei Wochen im Einzelbunker. 10 Tage lang hatte ich keine Verbindung mit der Außenwelt. Drei Mal täglich öffnete sich die Klappe an meiner Zellentür, und ein Mann, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte, schob mir stumm die Schüssel mit der dünnen Gefängenenkost herein; auf mein dringendes Fragen, was denn eigentlich los sei und was man mit mir vorhabe, antwortete er nicht. Nach einer Viertelstunde klopfte er und verlangte das Geschirr wieder zurück. Am 10. Tag flüsterte er mir durch die Klappe zu, die Polen hätten meine Auslieferung verlangt. Das war es also. Darauf war ich nicht gekommen. Natürlich, auch die Polen wollten einen "großen" Prozeß haben. Den Gauleiter Greiser hatten sie zu rasch gehängt. Dann hätten es ihnen ihre Alliierten im Nürnberger Prozeß und den anderen Kriegsverbrecherprozessen vorgemacht, wie man so etwas richtig aufzieht, wie man daraus eine show machen kann. Nun wollten die Polen mich für ihre show haben.

Bei der ersten Vernehmung eröffnete mir der polnische Staatsanwalt, ein netter früherer Rechtsanwalt aus Posen, ich hätte das Völkerrecht verletzt, indem ich in Teilen des polnischen Staates (Posen und Westpreußen) die deutschen Steuergesetze und die deutsche Steuerverwaltung eingeführt hätte. Deshalb werde man mir in Polen den Prozeß machen. Ich

hatte keine Angst vor dem polnischen Gericht. Es war schon zu uns gedrungen, daß die polnischen Kriegsverbrecherprozesse fair geführt wurden. Außerdem hatte ich, abgesehen von dem formalen Verstoß gegen das Völkerrecht, gerade den Polen gegenüber ein besonders gutes Gewissen. Ich hatte sie bei der Bemessung ihrer Kriegskontribution sehr wohlwollend behandelt. Aber ob man den Transport durch Polen, wo auf den Bahnhöfen Deutsche aus den Zügen gezerrt worden und Opfer eines - verständlichen - Volkzorns geworden waren, und die Haft lebend überstehen würde, war ungewiß.

Edi richtete Gesuche an amerikanische und englische Stellen. Lord Halifax, an den sie sich auch gewandt hatte, antwortete, sie könne unbesorgt sein; ausgeliefert werde nur noch bei nachweislicher Teilnahme an Verbrechen gegen Leib und Leben. Das klang tröstlich, aber ob der amerikanische Lagerkommandant, wenn er mal wieder einen Transport aus Dachau nach Polen zusammenstellte, sich an diese Beschränkung hielt? Um der Gefahr, ausgeliefert zu werden, zu entgehen, ließ ich mich auf dem zwischen Dachau und den deutschen Verteidigern von Nürnberg bestehenden geheimen Kommunikationsweg als Zeuge für einen der dort noch laufenden Prozesse anfordern. Gegen eine Auslieferung war man in Nürnberg gesicherter als in Dachau.

Nach 14 Tagen wurde ich nach "oben" verlegt. Ich kam in eine kleine, nur für zwei Mann bestimmte Zelle, in der schon drei übereinander schliefen. Ich wurde als Vierter hineingestopft. Platz war nur noch auf dem Fußboden, dort wechselten wir uns ab. Von den Zelleninsassen ist mir nur einer in Erinnerung geblieben, ein Lausitzer aus Forst. Er war unerreicht im Erzählen pointeloser Geschichten.

Ich erfuhr, was "ein Garn spinnen" bedeuten kann. Sein Faden hatte kein Ende. Er war schwer zu ertragen, viel schwerer als der Hungerstreik, den unser Flügel inszenierte.

Ich habe keine Ahnung mehr, um was es ging und wer Initiator und Leiter des Streiks war. Aber die Organisation klappte. Kein Gefangener aß oder trank etwas, außer ein bis zwei Glas Wasser täglich. Am ersten und zweiten Tag verspürt man einen quälenden, geradezu schmerzhaften Hunger. Dann fällt einem der Verzicht auf Nahrung immer leichter, nur wird man immer schlapper. Ohne die paar Schluck Wasser wäre es nicht zu ertragen. Denn man hat immerzu Durst. Und Durst ist viel schlimmer als Hunger. Vom fünften Tage an bröckelten einzelne Zellen ab. Die Amerikaner gaben in ein paar Punkten nach. Am sechsten Tag stellte auch meine Zelle den Streik ein.

Die Häftlinge dieses Gefängnisflügels wurden auf andere Zellen verteilt. Ich kam in eine größere Zelle, die für acht Mann bestimmt war. Wir lagen in ihr zu 30 wie 816 Pickelheringe. Es war ein heißer Sommer, in der überfüllten Zelle konnte man kaum atmen. Die meisten Insassen waren wegen Verbrechen angeklagt, die in KZ oder an alliierten Fliegern begangen worden waren. Die Prozesse waren häufig eine Karikatur auf die Justiz. Der Hauptankläger im Nürnberger großen Prozeß, Robert Jackson, verglich mit Stolz das Verfahren in Nürnberg, das nach seiner Ansicht fair war, mit den Dachauer Prozessen. Die aus Offizieren bestehenden Gerichte waren sicher guten Glaubens und guten Willens. Aber sie hielten alle Deutschen für Verbrecher und vertrauten unbesehen dem Anklagematerial. Die Anklage nutzte die Gunst der Lage rücksichtslos aus, führte Berufszeugen auf und erzwang falsche Geständnisse. Die Aussagen dieser Zeugen standen häufig auf schwachen Füßen; denn Zeuge der Staatsanwaltschaft zu sein, war damals ein lukrativer Beruf. Die Angeklagten, meist einfache

Leute, verzichteten oft auf die eigene eidliche Vernehmung, in der Scheu, sich zu blamieren, oder in der Resignation, es habe doch keinen Zweck. Die Verteidiger lernten ihre Mandanten und die Anklagepunkte fast immer erst in der Hauptverhandlung kennen. Urkunden hatten sie nicht, Verteidigungszeugen waren nicht greifbar; sie zu suchen, war keine Zeit.

Vorbildlich waren die amerikanischen Verteidiger, die ohne Rücksicht auf Nachteile in der eigenen Laufbahn sich mit einer rührenden Fürsorge und Hartnäckigkeit der Fälle annahmen, in denen Unschuldige verfolgt wurden. Skorzeny, der Mussolini-Befreier, stand mit einigen seiner Leute vor Gericht, weil sie im Jahre 1944 in amerikanischen Uniformen hinter der alliierten Front gekämpft hatten. Ich konnte oft den weißhaarigen amerikanischen Oberstleutnant, der sie verteidigte, in einer Ecke des Hofes zwischen ihnen sitzen sehen. Die Skorzeny-Gruppe wurde freigesprochen.

Es gab viele Fehlurteile. Der katholische Geistliche in Dachau schätzte sie auf 50 Prozent. Ich kann nicht beurteilen, inwieweit diese Schätzung stimmt. Von den Insassen meiner Zelle wurden eine ganze Reihe zum Tode verurteilt, sie behaupteten alle, unschuldig zu sein. Aber nur bei einigen war ich hiervon wirklich überzeugt. Zwei Verfahren machten auf mich einen starken Eindruck.

Eines Tages wurde ein junger Augsburger Arzt eingeliefert. Er konnte sich den Grund seiner Verhaftung nicht erklären. Von der ersten Vernehmung kam er völlig gebrochen zurück; er hatte die übliche Anklage in der Hand die, ohne konkrete Tatsachen zu nennen, nur den Vorwurf erhob, der Angeklagte habe Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen, und bereits nahezu ein Todesurteil war. In 10 Tagen

sollte die Hauptverhandlung stattfinden. Der kleine Doktor war so deprimiert, daß er zunächst zu keiner Aktion zu bewegen war. Da er mir den Eindruck völliger Unschuld machte, rang ich stundenlang mit dieser Depression; er sei es sich, seiner Familie und seinem Lande schuldig, sich zu verteidigen. Ich fragte alle Möglichkeiten durch, die ihm das Verfahren eingebracht haben konnten. Messerschmitt hatte KZ-Häftlinge beschäftigt, das wußte ich; sie waren in einem Lager in Augsburg untergebracht. Ob er mit diesem Lager etwas zu tun gehabt habe? Da fiel es ihm ein; der Lagerarzt hatte ihn um bestimmte Medikamente gebeten, er hatte sie selbst ins Lager gebracht.

Nun war es mir klar: ein Häftling glaubte in ihm einen der verhaßten Feinde und Quäler wiederzuerkennen. Der Doktor blieb verzagt, wie er denn den Entlastungsbeweis führen sollte? Es dauerte lange, bis ich ihn soweit hatte, daß er energisch an die Arbeit ging, sofort einen Verteidiger aufsuchte, durch diesen feststellen ließ, daß meine Vermutung stimmte, mit Hilfe des Verteidigers in Augsburg eidesstattliche Erklärungen über seine ärztliche Tätigkeit und seinen Ruf sammelte und sich bei der Hauptverhandlung vernehmen ließ. Er wurde freigesprochen.

In meiner Zelle wohnte der Pastor Hess aus Frankfurt, den man an einem Sonntag unmittelbar nach dem Gottesdienst verhaftete. Hess war ein fröhlicher, hilfsbereiter, unpastörllicher Kamerad, dem gerade deshalb viele ihre Sorgen und inneren Nöte anvertrauten. Er selbst war Ordonnanzoffizier in einem Flakregiment gewesen. Dort wurde ein amerikanischer Tiefflieger abgeschossen, der einen Kleinbahnzug in Brand geschossen und auf die zur Hilfe herbeieilenden Bauern Jagd gemacht hatte; über 20 Menschen fielen ihm zum Opfer. Das Regiment schützte den abgeschossenen Flieger, einen Major, vor der Wut der Bevölkerung, die ihn lynchen wollte. Der Regimentskommandeur gab Befehl, ihn zur Division zu

bringen, die sollte befinden, was mit ihm zu geschehen habe. Diesen Befehl gab der Adjutant, aus dem Kommandeurzimmer tretend, in dem sich der Amerikaner befand, dem Ordonnanzoffizier weiter und fügte hinzu: damit der Kerl aber merke, was sie beim Regiment von ihm dächten, solle Hess auf der Treppe ein paar Unteroffiziere aufbauen, die ihm, wenn er zum Auto heruntergeführt würde, eins ins Kreuz schlugen. Hess befolgte den Befehl und sprang noch dazwischen, als der Major im Spalier hinfiel. Gegen die Teilnehmer wurde nach dem Kriege wegen des blauen Auges, das der Amerikaner davongetragen hatte, ein Kriegsverbrecherprozeß eröffnet. Der Kommandeur konnte sich mit der Aussage des Regimentsschreibers exkulpieren, er habe nur befohlen, der Flieger solle zur Division gebracht werden. Der Adjutant, der den ominösen Zusatz aus eigenem geschöpft hatte, brachte sich in der Ostzone in Sicherheit. Vor dem Kriegsgericht stand allein Hess.

Vor Beginn der Verhandlung meldete sich ein Vertreter der Evangelischen Kirche Deutschland; seine Anwesenheit bedeute, daß die Kirche auf Seiten des Angeklagten stehe. Der verteidigte sich; als Offizier habe er die ihm übermittelte Weisung für einen korrekten Befehl des Regimentskommandeurs gehalten und halten können, denn nachdem der Amerikaner durch sein Verhalten das Völkerrecht verletzt habe, sei der Schlag ins Kreuz nur eine - sehr milde - Vergeltung gewesen. Als Geistlicher kenne er kein besseres Beispiel für das Gleichnis vom Balken im eigenen Auge - die 20 Toten - und vom Splitter im Auge des Nächsten - das blaue Auge des Majors -. Das Kriegsgericht tagte lange; die drei Infanteristen sollen für Freispruch, die Flieger für Verurteilung gewesen sein. Ließ man die Hess'sche Deduktion zu, hätte in vielen Prozessen das Verfahren eingestellt werden müssen. Der Vorsitzende gab den Ausschlag: Hess wurde verurteilt, aber nur zu ein paar Monaten. Die Untersuchungshaft wurde angerechnet, so kam der Pastor lediglich für wenige Wochen nach Landsberg. Er freute sich,

Dachau habe er kennen gelernt, nun erlebe er noch Landsberg, und könne künftig mitsprechen.

Wenig erfreuliche Zeit- und Weggenossen waren in Dachau die deutschen Kapos. Sie lebten wie die Maden im Speck und verwendeten ihren Landsleuten gegenüber einen schärferen Befehlston als selbst der amerikanische Lagerkommandant. Der Dachauer Lagerverwalter, ein würdig aussehender Marinezahlmeister, brüstete sich mit dem Vertrauen, das sein besonders verehrter Vorgesetzter, der Admiral von Krosigk, ihm geschenkt hätte. Das hinderte ihn nicht, mir den letzten guten Anzug aus meinem Koffer zu klauen; als ich - leichtsinnig genug - ihm das vorhielt, stellte er es entrüstet in Abrede und wurde sehr feindselig, als ich ihm meine Weste zeigte, die noch an seinem Schrank hing.

Kapitel 5: Mein Nürnberger Prozeß

Nach etwa drei Monaten Haft in Dachau wurde ich nach Nürnberg geholt. Der Hilferuf hätte funktioniert. Als ich dort Ende Oktober 1947 eintraf, war Dr. Kempner gerade bei den letzten Vorbereitungen für "seinen" Prozeß, den 13. Nürnberger Prozeß, den man später in Unterscheidung von den Generals-, Arzt- und Industrie-Verfahren den Wilhelmstraßenprozeß zu nennen pflegte. Die Berliner Ministerien, voran das Auswärtige Amt, stellten die meisten Teilnehmer. Das Reichsfinanzministerium war noch nicht vertreten, so kam ich Kempner gut zu paß. Er versuchte zum letzten Mal, mich als reuigen Zeugen für die Anklage zu gewinnen.

Bei meinem Verhör durch Kempner am 3.10.1947 spielten schon alle die Punkte, die mir in der Anklageschrift vorgeworfen wurden, die entscheidende Rolle. Ich hätte einen Angriffskrieg finanziert; nein, die Aufrüstung hätte ich als nur für die Verteidigung bestimmt angesehen. Ich hätte doch merken müssen, daß Hitler Krieg wollte; nein, das sei nicht zu merken gewesen, sobald aber Kriegsgefahr in der Luft lag, hätte ich dringend gewarnt, 1938 und 1941. Ich hätte nicht im Kabinett bleiben, sondern durch meinen Abgang protestieren müssen; nein, Protest in der Öffentlichkeit sei nicht möglich, nicht öffentlich aber nutzlos gewesen, nur durch Bleiben habe man helfen und hindern können. Ich hätte die Judenabgabe nicht mitzeichnen dürfen; es war aber die einzige Möglichkeit, um wieder auf legalen Weg zu kommen und die Goebbels'sche illegale Aktion zu beenden. Welche Verbindung zwischen Abgabe und Krieg beständen hätte? Keine, die Abgabe habe auch keine finanziellen Gründe gehabt, der Betrag von einer Milliarde spielte für die Aufrüstung keine Rolle.

Sei ich ein überzeugter PG gewesen? Nein, ich hätte mich nur bemüht, mein Ressort, meinen "Laden" in Ordnung zu

halten. Müsse man Gott mehr gehorchen als den Menschen? Sicher, aber es sei nicht immer ohne weiteres klar, was Gott wolle; seine Vertreter hätten jedenfalls mir immer gesagt, ich müsse im Kabinett bleiben. Sei ich bereit, meine Aussagen auch öffentlich zu machen, sogar vor Gericht? Ich stände hierzu immer zur Verfügung und verstünde nicht, was Kemper mit "sogar" meinte. Er holte meinen Schwager Rudolf Krieger, der als Legationssekretär im Auswärtigen Amt nach Nürnberg bestellt worden war, um in Sachen seines Referats vernommen zu werden, zu meiner Vernehmung hinzu; er sollte mir zureden, Kempners Vorschlag anzunehmen. Rudolf tat das nicht sehr stark. Als Kempners Versuch mißlang, erhielt ich meine Anklageschrift.

Über Nürnberg ist genug geschrieben worden. Kein Staatsmann der Welt konnte sich 1945 dem Ruf entziehen, die zu bestrafen, die den Krieg verschuldet hatten. Daß man nicht, wie Stalin in Teheran 1943 vorgeschlagen hatte, 50.000 führende Nazis ohne Verfahren liquidierte, sondern sich auf ein Prozeßverfahren einigte, war beachtlich. Bei den Vorbesprechungen äußerten die Franzosen Bedenken gegen Bestrafung wegen eines - bisher nicht mit Strafe bedrohten - Angriffskrieges. Der amerikanische Richter Francis Biddle hatte seinerseits Bedenken gegen Verschwörungsanklagen und Gruppenkriminalität. Er befürchtete "eine beängstigende Anwendung der Lehre von der strafrechtlichen Schuld durch verbandsmäßigen Zusammenschluß". Aber sein Antrag, die Organisationsanklage zu streichen, fand bei Engländern und Franzosen keine Unterstützung. Daß die Sieger selbst zugleich Ankläger und Richter waren und daß man alle Hinweise auf eigene Handlungen der Alliierten, das Argument "tu quoque", als entbehrlich oder unzulässig ablehnte, minderte den Glauben an die Gerechtigkeit dieses Prozesses. Der französische Richter

im "großen Prozeß", Professor de Vabres, äußerte später, er sei sehr geneigt, das Nürnberger Urteil aus dem Grunde zu kritisieren, daß das Gericht nur aus Angehörigen der Siegermächte bestanden und nicht die internationale Völkergemeinschaft verkörpert habe. Der Amerikaner Biddle sagte: "Wir waren Geschworenenbank und Gericht zugleich, und bei unseren gemeinsamen Überlegungen konnten wir die Wirkung unserer Entscheidung auf die Volksmeinung nicht außer acht lassen."

Das englisch-amerikanische Verfahren, als Duell zwischen Anklage und Verteidigung aufgebaut, das der Richter als hoch über dem Streit thronender Unparteilicher leitete, konnte nur funktionieren, wenn Anklage und Verteidigung über einigermaßen gleiche Möglichkeiten verfügten. Hier hatte aber der Staatsanwalt, bei Dokumenten wie bei Zeugen, alle Trümpfe in der Hand. Die unglücklichen Verteidiger hatten keinen Zugang zu den Archiven der Gegenseite, auch nicht zu deutschen Akten; ihre Zeugen waren nicht auffindbar oder wurden nicht gehört. Sie kannten das amerikanische Recht nicht; sie konnten sich nicht vorstellen, daß die Gegenseite bewußt Täuschungen und Fälschungen vornahm. Sie hielten den Anklägern, die für ihren Standpunkt kein Verständnis hatten, vorwurfsvoll vor, nach dem deutschen Recht sei die Staatsanwaltschaft verpflichtet, auch die dem Angeklagten günstigen Punkte vorzutragen; er könne doch nicht zwei Herren dienen, entgegnete der amerikanische Hauptankläger Jackson. So standen die Deutschen hilflos einer geschlossenen Phalanx mit einem Riesenapparat gegenüber. Das alles waren beachtliche Einwände, die gegen das Verfahren zu erheben waren.

Im "großen" Prozeß wunderte mich am meisten das Todesurteil gegen den Generaloberst Jodl. In Nürnberg wurde er für den Tod von 50 britischen Fliegern verantwortlich gemacht, die aus dem Lager Stalag Luft III entflohen waren und nach ihrer Ergreifung erschossen wurden. Als

Kettel in Mürwik verhaftet wurde, sagte mir Jodl, der Grund sei der Hinrichtungsbefehl für die englischen Flieger; er habe Kettel genügend gewarnt. Der englische Luftmarschall Sir Sholto Douglas, der Jodl's Todesurteil zu bestätigen hatte, schrieb, nach dem Beweismaterial habe Jodl von Hitler die Anweisung erhalten, den Befehl zur Hinrichtung der Flieger zu unterschreiben, habe dagegen protestiert, dann aber doch unterschrieben. Das Urteil wurde daraufhin vollstreckt. Irving erzählt in seinem Buch über Nürnberg, er habe in einem offenen Brief in der "Times" Sir Sholto aufgefordert, sein Beweismaterial vorzulegen, aber keine Antwort erhalten. 1953 wurde Jodl in einem posthumen Verfahren von einem deutschen Gericht im Hauptspruchkammerverfahren für unschuldig erklärt. Der Freispruch basierte auf der Erklärung des französischen Richters, Professor Donnedieu de Vabres, daß die Verurteilung Jodl's ein Fehlurteil gewesen sei.

Als Fehlurteile empfand ich auch die Todesstrafe für Seyss-Inquart, die viel zu harte Bestrafung Raeders und die Verurteilung von Dönitz. Verhängnisvoll für Seyss war seine Schwäche als Reichskommissar von Holland gegenüber der Gestapo; er legte ihrem Treiben gegenüber Geiseln und Juden nichts in den Weg. Raeder wurde am meisten verdächtigt, daß er den Anstoß zu Hitlers Vorgehen gegen Norwegen gab. Das Urteil gegen Dönitz war ein Musterbeispiel dafür, zu welchen widersinnigen Ergebnissen man kommt, wenn das Argument tu quoque nicht zugelassen wird. Alliierte Admirale gäben zu, genau wie Dönitz gehandelt zu haben. Trotzdem verurteilte man ihn.

Man ließ in Nürnberg nicht zu, daß der geheime Zusatz des 1939 geschlossenen deutsch-russischen Vertrages, in dem Rußland sich einen Teil von Polen sicherte und somit

"mitschuldig" wurde, vor Gericht erörtert wurde, so oft und so geschickt der Münchener Rechtsanwalt Seidl, die "Tigerkatze", sich auch bemühte, ihn als Dokument einzubringen. Der Vorsitzende lehnte das als "unzulässig" oder "unerheblich" ab. Raeder wurde wegen des Angriffs auf Norwegen verurteilt. Aber die Besetzung von Norwegen plante auch Churchill. Nur kam er einen Tag zu spät. Ein Hinweis darauf wurde nicht zugelassen. Die Angeklagten dürften sich auch nicht mit einem "Befehl von oben" exkulpieren. Als Churchill 1940 den Befehl gab, die französische Flotte im Hafen von Dakar zu zerstören und der englische Admiral ihn darauf hinwies, er könne den Befehl nicht durchführen, da dieser das Völkerrecht verletze, erklärte Churchill, er und das Kabinett trügen die Verantwortung für den Befehl, der kommandierende Admiral habe nur zu gehorchen. Auf solche Beispiele durften die Verteidiger nicht verweisen.

Ich kann mich für die Wahrheit folgender Geschichte, die man sich in Nürnberg, nicht nur in den Kreisen der Deutschen, erzählte, nicht verbürgen. Aber sie hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Im großen Prozeß war es für die Verurteilung eines Angeklagten nötig, daß von den vier Richtern mindestens zwei die gleiche Strafe forderten. Bei Schacht stimmte der russische Richter, wie bei allen Angeklagten, für Todesstrafe, die Amerikaner für lebenslänglich, der Engländer für Freispruch, der Franzose für eine begrenzte Freiheitsstrafe, 10 oder 12 Jahre, war aber bereit, dem Amerikaner in der Höhe entgegenzukommen, aber der ging nicht von lebenslänglich ab - in Amerika war man auf Schacht schlecht zu sprechen -, da schloß sich der Franzose dem Engländer an, und Schacht wurde freigesprochen. Bei Dönitz lag es genau so, aber diesen Fall hielten die Amerikaner nicht für so schwer, wie den von Schacht, sie einigten sich daher mit den Franzosen, so kam Dönitz zu seiner Verurteilung.

In den zwölf rein amerikanischen Prozessen spielte die Zusammensetzung des Gerichts eine entscheidende Rolle. Bundesrichter wurden für diesen Zweck nicht beurlaubt. Die Qualität war unterschiedlich. Fast alle Richter wußten von den Verhältnissen in Deutschland, besonders von denen in der Nazizeit herzlich wenig. Von den drei Richtern im Wilhelmstraßenprozeß war einer ein kleiner Mann, ein sogenannter "Prärierichter", der zweite ein guter Jurist aber durchdrungen von der amerikanischen Unfehlbarkeit und der Berufung seines Landes, die Welt zu erziehen und durch strenge Urteile Exempel zu statuieren, der dritte, Leon W. Powers, ein Richter von Format, weise und Überlegen. Er war der einzige der drei Richter, der sich für sinnentstellende Übersetzungsfehler interessierte, während der Prärierichter, wenn er den Vorsitz hatte, Hinweise der Verteidigung auf solche Fehler als ungehörig zurückwies.

In den Kriegsverbrecherprozessen waren die Gerichte dazu bestimmt, "gleichzeitig Schöpfer des Rechts" und "eine Waffe der Politik" zu sein und so die gleiche Aufgabe zu erfüllen, die der Ankläger N.W. Krylenko in den Stalin'schen Säuberungsprozessen den sowjetischen Gerichten überwies. Diese Tribunale durften sich einzig von den Überlegungen der Zweckmäßigkeit leiten lassen. Diese Richtlinie war, mindestens für die Staatsanwaltschaft, auch in den westlichen Kriegsverbrecherprozessen bestimmend.

Die amerikanischen Prozesse richteten sich gegen Gruppen von Menschen, Generale, Ärzte, die führenden Männer der großen Konzerne, IG Farben, Flick, Krupp usw. Nur in einem Falle stand ein Einzeler vor Gericht, der Feldmarschall Milch. Nach einem Verfahren, daß sich über Monate hinzog, erwartete Milch voller Spannung den Urteilspruch. Da passierte es zum ersten Male, daß eine amerikanische Sekretärin, die das Urteil geschrieben hatte, einer befreundeten deutschen Kollegin den Inhalt des

- 61 -

Urteils mitteilte, obwohl diese Urteile unter strenger Schweigepflicht standen. Man wußte daher auf deutscher Seite nicht, ob man dieser Mitteilung Glauben schenken dürfe. Aber eines Morgens kam zu Milch ein schwarzer Sergeant herein, mit dem er sich angefreundet hatte, und sagte: "Ich gratuliere, Herr Feldmarschall, unmittelbar nach der Urteilsverkündung werden Sie entlassen." Er habe, erzählte der Schwarze, in der Nacht die Wache im Gefängnisflügel gehabt, die Tür zum Richterzimmer sei nicht verschlossen gewesen, auf dem Tisch habe das Urteil gelegen: 2 1/2 Jahre Haft, von zwei Richtern unterschrieben; also durch Anrechnung der Untersuchungshaft sofortige Entlassung!

Milch wurde nicht entlassen. Der dritte Richter, der nicht unterschrieben hatte, Musmano, suchte erst den General Clay zum Einspruch gegen ein Urteil zu veranlassen, das Görings Feldmarschall in Freiheit setzen würde. Da Clay ein Eingreifen ablehnte, flog Musmano nach Amerika und machte dort die deutschfeindliche Presse sowie Verteidigungsministerium und State Department mobil. Aus Washington wurde nach Nürnberg telegraphiert, das vorgesehene Urteil mit der nachfolgenden Freilassung Milchs sei eine glatte Unmöglichkeit. Die Richter fügten sich und änderten die 2 1/2 Jahre in lebenslänglich um. Natürlich blieb Milch nicht dauernd in Haft. In den Boer Campen wurde auch er im Gnadenwege entlassen.

Der Wilhelmsstraßenprozeß schleppte sich über 1 1/2 Jahre hin, mit allen diese Verfahren kennzeichnenden Eigenheiten, den lückenhaften und falsch übersetzten Dokumenten, der Unterlegenheit der Verteidigung usw.

Ich kannte keinen der in Nürnberg zugelassenen Verteidiger. Mir wurde ein Anwalt empfohlen, der sagte mir aber, er könne kein Mandat mehr übernehmen, und nannte mir einen

Jüngeren Verteidiger, den Augsburgen Rechtsanwalt Stefan Fritsch. Wir sprachen uns aus, wurden einig und sind in anderthalb Jahren Freunde geworden. Über eine Grundsatzfrage mußte gleich zu Anfang entschieden werden: Sollte ich mich überhaupt verteidigen? Kempner hatte Fritsch geraten, auf meine Vernehmung zu verzichten. Für mich stünde die Strafe von 10 Jahren fest, wie auch immer ich mich verteidigte. Es war verlockend, sich Mühe und nervliche Anstrengung der Vernehmung zu ersparen und durch den Verzicht zum Ausdruck zu bringen, daß man dieses Gericht nicht anerkenne, die Zuständigkeit bestreite und das ganze Verfahren in Nürnberg ablehne. Aber wir glaubten schließlich doch, daß ich mich um der historischen Wahrheit willen verteidigen mußte, auch wenn es keinen Erfolg haben sollte.

Ich glaube auch heute noch, daß dieser Entschluß richtig war. Denn es ist für die kommende Geschichtsschreibung von größter Bedeutung, daß die Nürnberger Prozeßakten beide Seiten der Medaille enthalten. Der englische Historiker A.S.P. Taylor weist in seinem Buch "The Origin of the Second War" auf die Tatsache hin, daß bisher von den fünf am Krieg beteiligten Großmächten nur zwei ihre diplomatischen Akten veröffentlicht haben und daß daher Historiker weitgehend auf Memoiren und die Nürnberger Prozeßakten angewiesen sind. Diese seien aber nicht nur ausgewählt worden, um die Kriegsschuld der Angeklagten zu demonstrieren, sondern auch, um die der anklagenden Mächte zu verschleiern.

Wenn die Nürnberger Prozeßakten als Quelle für die Geschichtsschreibung bestimmt waren, dürfen Behauptungen in den Prozeßakten nicht unwidersprochen bleiben. Denn in allen Anklageschriften, auch in denen des Wilhelmstraßenprozesses fanden sich irreführende Behauptungen. Selbst wenn daher meine Verteidigung mir selbst nichts nutzte, mußte sie zur Widerlegung und Aufdeckung von Irrtümern durchgeführt werden.

Dem Staatssekretär von Weizsäcker war als einzigem gestattet worden, einen amerikanischen Verteidiger zu nennen. Dieser sorgte für den dramatischsten Zwischenfall des Prozesses, die Vernehmung des Chefjuristen des Auswärtigen Amtes, des Ministerialdirektors Gaus, als Zeugen. Im Kreuzverhör fragte ihn der deutsche Verteidiger des Staatssekretärs von Weizsäcker, Rechtsanwalt Helmut Becker, ob er seine Aussagen unter einem von irgend einer Stelle geübten Zwang gemacht habe. Gaus verneinte. Becker warnte ihn eindringlich, er stehe unter Eid und möge seine Antwort genau überlegen. Gaus blieb bei seinem Nein. Dann müsse er, sagte Becker, zu seinem Bedauern das Protokoll der Vernehmung von Gaus durch Kempner verlesen. Kempner protestierte lebhaft. Aber der Richter Powers, der an diesem Tag den Vorsitz führte, entschied, das Gericht habe ein großes Interesse daran, das Protokoll zu hören. In den Besitz dieses wertvollen Dokuments hatte sich Weizsäckers amerikanischer Verteidiger gesetzt. Darüber, wie er das gemacht hatte, gingen nur Gerüchte. Er soll es Kempner, als der während einer Unterhaltung mit ihm aus dem Fenster sah, vom Schreibtisch geklaut haben.

In dem Verhör hatte Kempner dem ängstlichen Gaus stark zugesetzt, und ihm, der während des dritten Reiches Ribbentrops juristischer Berater gewesen war, schließlich die Auslieferung an Rußland angedroht. Als Gaus in panischem Entsetzen den Ankläger anflehte, dieser möge doch an seine Frau und seine Kinder denken, erklärte Kempner, für solche Bitten sei es zu spät, das hätte Gaus sich eher überlegen sollen, jetzt heiße es: mitgegangen, mitgefangen, mitgehängt. Erst als der völlig verzweifelte Mann unter Tränen bat, doch Mitleid mit ihm zu haben, zeigte ihm Kempner den Rettungsweg. Er solle sich der Anklagebehörde als Zeuge gegen seine früheren Kollegen zur Verfügung stellen.

Zwei Tage nach dieser Vernehmung durch Kempner war Gaus aus der Haft entlassen worden. Wenige Tage später unterschrieb er seine berühmte Kollektivschulderklärung für die deutschen Beamten. Seitdem arbeitete er im Vorzimmer Kempners für die Anklage. Nachweisbar äußerte Gaus in den Vernehmungen, die vor der Häftentlassung lagen, andere Ansichten als in den Aussagen, die später von ihm gemacht wurden. Er mußte für seine Freilassung teuer bezahlen.

Es war schrecklich, als Becker seine Verlesung schloß und sich an Gaus wandte, ob er immer noch behaupten wolle, nicht unter Zwang vor dem Gericht ausgesagt zu haben. Beide Hände vor das Gesicht geschlagen, saß der große Jurist totenblaß und zusammengesunken da und schwieg. Er könnte auf die Antwort verzichten, sagte Becker. Es war eine moralische Hinrichtung.

Ging es in der Hauptverhandlung meist bitterernst zu, fehlte es im Nebensaal, wo die Verteidigungszeugen vernommen wurden, nicht an erheiternenden Momenten. Die Zeugen der Anklage wurden ausnahmslos vor dem Gericht vernommen, die Zeugen der Verteidigung nur in seltenen Fällen. In der Regel wurden sie in einem Raum verwiesen, in dem ein älter Richter thronte, sich auf die Eröffnung und auf die Worte beschränkte, es wäre nun wohl Zeit zum Lunch oder an der Zeit, ganz Schluß zu machen. Der Vernehmung hörte er nicht zu, er las oder schlief und erkundigte sich, wenn einmal laut gestritten oder gelacht wurde, was los sei. Die Vernehmungsprotokolle gingen dann an das Gericht, wo höchstens Bowers sie las.

"Piff" Körner, Görings Staatssekretär im Preußischen Staatsministerium, hätte Frau ^{Emmy} ~~Anna~~ Göring als Zeugin benannt. Sie wußte nicht, daß Piff seine Verteidigung auf seiner völligen Bedeutungslosigkeit aufgebaut hatte.

Er habe in Preußen nichts zu sagen und auf Göring nicht den leisensten Einfluß gehabt. Er untertrieb damit etwas. Der Verteidiger führte bei der Vernehmung der Zeugin durch richtige Fragestellung Frau ^{F.M.M.V.} ~~Ebbe~~ auf den gewünschten Weg. Beim Kreuzverhör ließ sie sich vom Staatsanwalt in die Irre führen. Das ging etwa so vor sich: Sie haben den Angeklagten sehr geschätzt? Zeugin, mit blauem Augenaufschlag: Ja, sehr! Staatsanwalt: Ihr Mann hat ihn doch auch sehr geschätzt? Zeugin, begeistert flüsternd: Ja, sehr, sehr! Staatsanwalt: Ihr Mann hat sicher nie eine Entscheidung getroffen ohne ihn vorher zu fragen? Zeugin, immer schmachsender: Nein, nie. Staatsanwalt: Er hat doch sicher von allen Untergebenen Ihres Mannes den stärksten Einfluß auf diesen ausgeübt? Zeugin, begeistert mitgehend: Ja, sicher! Der Staatsanwalt konnte vor Lachen nicht mehr weiterfragen, und Frau ^{F.M.M.V.} ~~Ebbe~~ sah, erstaunt um sich blickend, in lauter lachende Gesichter.

Ich konnte nicht davon abschen, meinen Staatssekretär Reinhardt als Zeugen zu benennen. Aber Fritsch hatte viel Mühe, ihn bei den Probevernehmungen in die Hand zu bekommen. Der Staatssekretär stellte seine Aussagen auf die eigene Verteidigung bei der Entnazifizierung ab und versuchte, alles Vernünftige, was das Finanzministerium in der Zeit des Dritten Reichs getan hatte, seinem Konto gutzuschreiben. Fritsch konnte ihm nur schwer begreiflich machen, daß es jetzt nicht um ihn, sondern um seinen Minister ginge. Bei der Vernehmung klappte aber alles bestens. Dann kam das Kreuzverhör durch den Staatsanwalt. Das war ein netter Marineoffizier, der erst seit ein paar Tagen in Nürnberg war, sich mit mir auf dem Flur in den Pausen kurz unterhalten hatte, und jetzt, noch in Kapitänuniform, das Kreuzverhör führte und bald darauf in die Staaten zurückkehrte; er habe, wie er Fritsch sagte, die Arbeit in der Nürnberger Staatsanwaltschaft nicht vertragen.

Er fragte Reinhardt: "Sie haben doch Ihren Minister sicher sehr verehrt?" Reinhardt, dies Mal und bei allen folgenden Antworten immer mit dem gleichen Brustum der Überzeugung: "Ja, sehr." Staatsanwalt: "Es haben ihn überhaupt wohl alle sehr geschätzt?" Reinhardt: "Ja, alle." Staatsanwalt: "Der Führer hat ihn doch sicher auch sehr geschätzt?" Reinhardt: "Ja, sehr!" Staatsanwalt: "Und Göring sicherlich auch?" Reinhardt: "Ja, auch!" Der Staatsanwalt hielt sich das Taschentuch vors Gesicht und konnte nur noch in Pausen Namen hervorstoßen: Goebbels auch, Himmler auch, usw. Die Verteidiger, uns gegenüber an einer Saalwand sitzend, lachten Tränen, Fritsch winkte mir mit dem Taschentuch zu. Die Angeklagten wanden sich auf ihren Stühlen vor Lachen. Nur Reinhardt merkte von alledem nichts. Immer mit demselben Ausdruck fanatischer Ehrlichkeit antwortete er wie ein Automat: Ja, der auch!

Meine Verteidigung nutzte mir nichts. Nach 1 1/2 Jahren Prozeß wurde ich zu 10 Jahren verurteilt. "Rehen Sie", sagte Kempner zu Fritsch, "ich hatte es Ihnen doch gesagt". An dieses Wort Kempners erinnerte ich mich, als ich später Solschenizyns "Archipel Gulag" las. Der große russische Schriftsteller erzählt, ein bolschewistischer Untersuchungsrichter habe einem Mäitling die Rationalität der Regierungsmethoden so erklärt: "Untersuchung und Gerichtsverhandlung bilden nur die juristische Verbrämung, sie können an Ihrem Schicksal nichts mehr ändern; denn dieses ist vorausbestimmt. Wenn Sie erschossen werden sollen, dann hilft Ihnen die allerreinste Unschuld nichts - Sie werden erschossen ...".

Angeklagte und Verteidiger hatten Wetten über Freispruch und Verurteilung angestellt. Bei mir wetteten die meisten auf Freispruch. Mein Verteidiger rechnete ebenfalls mit Freispruch oder wenigstens mit einer Strafe, die unter der Haftzeit bleiben würde, so daß ich Nürnberg unverzüglich verlassen könnte. Tatsächlich wurde ich auch in den meisten

Anlagepunkten freigesprochen und nur in einigen wenigen, vor allem wegen Kenntnis von Befehlen, für schuldig erklärt.

So war ich beispielsweise von der Anklage der Ausplünderung der besetzten Gebiete hinsichtlich aller okkupierten Länder freigesprochen, mit einer Ausnahme: Polen. Und gerade bei diesem Land hatte ich den Kriegskostenbeitrag besonders niedrig gehalten. Die Verurteilung gründete sich u.a. darauf, daß ich einen Göring-Befehl, der sich darüber verbreitete, daß und wie alle Möglichkeiten, die sich im besetzten Gebiet boten, zu Gunsten Deutschlands auszunutzen seien, gekannt hätte. Es konnte schon zweifelhaft sein, ob allein die Kenntnis eines solchen Befehls strafbar mache; dann war auch gar nicht versucht worden nachzuweisen, daß ich den Befehl befolgt hätte; vor allem aber: der Befehl galt ausdrücklich nur für Rußland, nicht für Polen.

Eine Genußtuung war, daß Richter Powers in einem abweichenden, eingehend begründeten Urteil mich völlig freisprach.

Ich war allen denen, die sich im Prozeß für mich einsetzten, von Herzen dankbar. Mein Verteidiger hatte es nicht nötig gehabt, sich um Entlastungszeugen zu bemühen. Sie boten sich ihm von allen Seiten an, meine alten Bekannten, Rhodes-Stipendiaten, Juden, denen ich geholfen hatte, und viele andere. Alle diese Zeugnisse beeindruckten das Gericht. Es schrieb in mein Urteil, daß mein privates Leben "above reproach" gewesen sei, daß ich meine amtliche Stellung nie benutzt hätte, mich zu bereichern, u.ä. Die besonders freundliche Einstellung des Gerichts rechtfertigte die Erwartung, daß, wenn es mich schon verurteilte, es bei einer gelinden Strafe belassen würde. Aber es kam anders.

Obwohl in einer von meinem Verteidiger eingereichten "Urteilsscheite" Fehler des Urteils, wie z.B. die Verurteilung wegen des Rußland-Detehls, hervorgehoben wurden, entschied das Gericht, daß kein Anlaß bestehe, das Urteil zu ändern; in dieser Hinsicht hatten wir, da hier ein zu handgreiflicher Irrtum vorlag, noch Illusionen gehabt. Dagegen hatten wir keinen Zweifel, daß Lucius Clay unsern Antrag auf Begnadigung ablehnen würde. Das tat er denn auch. So wurden wir in Lastkraftwagen, zu zweit aneinandergefesselt, nach Landsberg gebracht.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Kapitel 6: Die Mitangeklagten

Das Hauptkontingent der Angeklagten im Wilhelmstraßen- oder "Omnibus"-Prozeß bildete das Auswärtige Amt, mit den Staatssekretären Weizsäcker und Steengracht an der Spitze. Dann kam die Wirtschaft, mit Paul Pleiger als Mittelpunkt, die Bankwelt mit dem Direktor Rasche von der Dresdner Bank und dem Reichsbankvizepräsidenten Puhl, die Partei mit den Staatssekretären Keppler und Körner sowie dem Reichspressechef Dietrich, schließlich die Regierung mit den Ministern Lammers, Meißner und mir.

Als der Prozeß ein Jahr gedauert hatte, machte ich ein Gedicht auf "die tägliche Omnibusfahrt". Ich bringe hier den ersten und die drei letzten Verse, weil sie ein Bild der damaligen Stimmung geben:

Des Morgens, eh' es neune schlägt,
 Ein Zug sich durchs Gericht bewegt,
 Der Omnibus in voller Pracht,
 Von zehn Soldaten scharf bewacht,
 Voran ein länger Neger. ...
 Das Publikum ist gut im Bild,
 Der Hörraum ist dicht gefüllt,
 Die Presse kämpft um jeden Sitz,
 Nimmt emsig vom Prozeß Notiz.
 So denkt es sich der Laie.
 Ganz anders ists in Wirklichkeit.
 Die furchtbare Langweiligkeit
 Trieb selbst den einzigen Hörer fort,
 Die Presse meidet diesen Ort.
 Man tagt ganz im Verborgnen.
 So geht es nun ein volles Jahr.
 Ob das nicht zu vermeiden war?
 Doch endet jeder Tag zum Glück.
 Müd' fährt der Omnibus zurück,
 Am Schluß ein kleiner Neger.

Es war wirklich, je länger je mehr, sterbenslangweilig. Kam ausnahmsweise etwas Erheiterndes vor, lachten alle umso herzlicher. Als der Staatssekretär Keppler, einer der wenigen, die unverbrüchlich "gläubig" geblieben waren, auf dem Zeugenstuhl saß, wurde er gefragt, welche Charaktereigenschaft von Müller er am kennzeichnendsten gefunden habe. "Er war so gültig", war die überraschende Antwort. Da lachten alle, die Richter, die Staatsanwälte, die Verteidiger und selbst die Angeklagten. Keppler blickte erstaunt und etwas gekränkt in den unfassbaren Heiterkeitsturm.

Während der endlosen Verhandlungen, der stumpfsinnigen Verlesung von Dokumenten, der Übersetzung jedes Wortes, machte ich auf alle Angeklagten und die meisten Verteidiger kleine Gedichte, die die Art der Verteidigung kennzeichnen sollten. Sie wurden - unterschiedlich - gern gelesen, aber - zumindest von den jeweils nicht Betroffenen - viel zitiert. Ich lasse ein paar folgen, weil sie doch einiges über den Prozeß aussagen.

On revient toujours¹⁾

Der Mandant ist, weiß Gott, nicht dumm,
Er ist ein politisches Unikum.
Er war als Beamter schon Demokrat,
Als es so was noch gar nicht gegeben hat.
Er blieb sich treu von der Wiege zur Bahre.
So war er fünfundzwanzig Jahre
Der Chef der Präsidialkanzlei,
Stets dagegen - doch immer dabei.
Er rettete - das hat es wirklich gegeben -
Selbst schwer bedroht noch andern das Leben,
Täglich tat er dasselbe Wunder,
Sonst schmeckte ihm abends nicht der Burgunder -
"Bei hunderten", sagt er, doch noch lauter
"Bei tausenden" ruft begeistert Sautter²⁾.

1) Staatssekretär Meißner

2) Sein Verteidiger, Rechtsanwalt Sautter

- 71 -

Ich höre im Geist schon von den Stufen
 Des Präsidententhrons Schümacher¹⁾ rufen:
 "Wo ist bloß unser Meißner hin?
 Kehre zurück, es ist alles verziehn!"

Propheten

Ein Weltkind links, ein Weltkind rechts,
 Prophete in der Mitten,²⁾
 So komm'n zur Führung des Gefechts
 Zu dritt sie angeschritten.
 Propheten pflegt im eignen Land
 Nur selten man zu loben.
 Man sieht nicht gern die Warnungshand,
 Die strafend sie erhoben.
 Der, den sie warnen, hört sie nicht,
 Am liebsten sie erledigt.
 Der Fromme stellt sie vor Gericht,
 Weil jenem sie gepredigt.
 Ihr Wort ist freilich von jeher
 Nur selten zu erraten;
 Natürlich ist es doppelt schwer,
 Stammt es von Diplomaten,
 Die sowieso die Sprache nur
 Dazu zu nutzen pflegen,
 Daß sie verbergen voll Kultur
 Gedanken, die sie begen.
 Ob Dokumente tausendfach
 Der Staatsanwalt entrollte,
 Aus denen der Prophete sprach -
 Weiß keiner, was er wollte.
 Den Weltkindern (als drum nicht schwer,
 Verteidigung zu führen;
 Sie geben auch ihr Bestes her,
 Es noch mehr zu verwirren. ...

1) Der spätere Vorsitzende der SPD

2) Staatssekretär Frhr. von Weizsäcker mit seinen
 beiden Verteidigern Becker und Magee

Drei Gegner in den Ringkampf gehn,
Um Klarheit zu gewinnen,
Wie der Prophet sei zu verstehn -
Ein hoffnungslos Beginnen.
Das Volk staunt in der Runde rings,
Komm'n sie zurückgeschritten,
Ein Weltkind rechts, ein Weltkind links,
Prophete in der Mitten.

Uns ist in alten Mären ...¹⁾

Mir kann, sagt der Berliner, keener.
Das gilt für Pleiger auch. Doch schöner
Noch sagt kurz er²⁾ als Westfale:
Ihr könnt mir alle.
Nach diesem Grundsatz er sich auch verteidigt.
Den Staatsanwalt macht er sehr bald zur Leiche,
Denn ob vereidigt oder unvereidigt,
Er bleibt der gleiche.
Die R.V.K.²⁾ kann er als Musterbeispiel,
Wie's demokratisch bei ihm war, zitieren.
Doch wehe freilich, wenn es einem befiel,
Nicht zu parieren.
Die B.G.W.³⁾ läßt vor Gericht erstehen
Als Wohlfahrtsanstalt er in bunten Zügen,
Bei der in Arbeit und in Brot zu stehen
Ein Spaßvergnügen.
Ein zweiter Knigge ist in ihm erstanden,
Zwar grad heraus, doch stets voll Höflichkeit.
Wer seine Tonart manchmal mißverstanden,
Der tut ihm leid. ...

1) Pleiger, Generaldirektor der Hermann-Göring-Werke
2) Reichsvereinigung Kohle, deren Chef Pleiger war
3) Hermann-Göring-Werke

Die Liliputaner¹⁾

... Der Größte ist plötzlich hier winzig und klein,
 Und hatte er mal eines Amtes Leitung,
 Dann war es, was immer es mochte sein,
 Ganz sicherlich ohne jede Bedeutung,
 Gab einer früher wer weiß was drum,
 Im Vergrößerungsglas als Riese zu gelten,
 So dreht er das Glas jetzt lieber um
 Und läßt sich gern ein Zwerglein schelten.
 Und spielt man die Zwergenrolle ein Jahr,
 So fühlt man sich darin behaglich und heiter.
 So wurde ein schlichter Reichsnotar
 Der Reichskanzlei einst so mächtiger Leiter.
 Zwar steht sein Name, das ist schon wahr,
 Unter unzähligen Dokumenten,
 Doch immer nur als des Reiches Notar -
 Wenn wir andern doch auch so was sagen könnten!
 Wir müssen für jeden gezeichneten Mist
 Mühselig eine Begründung finden.
 Er braucht, weil er bloß der Reichsnotar ist,
 Das Unterschriebene nie zu begründen.
 Doch, Liliputaner, bloß keinen Neid!
 Nichts ist vollkommen auf dieser Erden.
 Wer selbst im Glashause sitzt, weiß Bescheid:
 Auch Kleinheit muß bewiesen werden. ...

Der Zahlmeister²⁾

Als vorletzter auf dem Register
 Steht der Reichsfinanzminister,
 Der führt für sich nun an ins Feld,
 Er hätte nichts zu tun mit Geld.

1) Reichsminister Lammers

2) Der Verfasser

Gab er es aus, dann war nicht er
Verantwortlich. Man fragt sich: wer?
Nahm er es ein, war es genau
Das Gleiche. Man wird nicht daraus schlau.
Führt ihn der Schwarzmarkt in Versuchung,
Dann zahlt er zwar, doch nur als Buchung.
Er saß als letzter in der Klasse,
Er hatte nur die Portokasse.
Und wird bedenklich mal ne Phase,
Dann weiß er nichts, dann heißt er Hase.
Ist nicht bequem ein Dokument,
Lakonisch er's nen Schmarren nennt.
Sonst strotzt - damit kommt man heut weit -
Von Redlich- er und Frömmigkeit.
Auch, um die Richter abzulenken,
Greift zu Geschichten er und Schwänken,
Und Pritsch¹⁾ hilft wacker ihm dabei
Auch der stellt sich auf brav und treu,
Und korrigiert dabei das Glück
Bisweilen mit nem kleinen Trick.
So läuft - gut ist es eingeübt -
Das Frageballspiel ungetrübt.
Der Hörer sagt sich Unwillkürlich:
Ist es auch Kunst, klingt's doch natürlich.
Ob das Gericht auch so empfindet?
Wart, bis das Urteil wird verkündet.

Aus dem Gedicht "Das Schlußwort" möchte ich nur fünf Verse zitieren:

Der Primus²⁾ entstammt zwei Berufen, die schweigen.
Das wird er drum auch bei dem Schlußwort zeigen.
Er gibt ihm in würdiger Haltung die Würze
Durch vollendete Kürze.

1) der Verteidiger, Rechtsanwalt Pritsch

2) Weizsäcker, der zunächst Marineoffizier war und erst nach 1918 Diplomat wurde

Sie könnten nichts Besseres als ihr Anwalt sagen,
Erwidern Verschiedene dann auf die Fragen,
Ob bereit und gewillt sie zum Schlußwort sei'n.
Nur Lammers sagt: Nein!

Den alten Beamten preist Meißner, der treu
Unter jeder Regierung, wie sie auch sei,
Unverbrüchlich am Amte klebt.
Er hats ihnen selbst ja auch vorgelebt.

Der Graf warnt dringlich vor Diktatur,
Beklagt die Schwäche der Menschennatur
Und empfiehlt gegen alle bösen Triebe
Die Macht der Liebe.

Als Beweis, was er für ein Kerl sei, führt
Dann Pleiger an, daß sein Werk demontiert.
Einst wird man, sagt er, die Zukunft wirs weisen,
Sein saures Erz noch als Kaviar preisen.

Das Schlußwort, das ich Pleiger in den Mund legte, verdient, etwas näher erklärt zu werden. In die Jahre des Omnibus-Prozesses fiel der Beginn der Demontage, die von den Alliierten an rund 800 deutschen industriellen Werken durchgeführt wurde. Pleiger war damals in ständiger Aufregung. Er bekam laufend Nachrichten über die Zustände in Salzgitter.

1945 waren die Betriebe einstweilen stillgelegt worden. Dann durfte die Förderung wieder aufgenommen werden. Abnehmer der Salzgittererze waren die Ruhrhütten. Das Schicksal der Wülte Salzgitter blieb im Ungewissen. Sie fiel unter die Demontage. Am 16. Oktober 1947 wurde die mit Sorge erwartete Demontageliste veröffentlicht. Nun begann ein jahrelanger Kampf um die Erhaltung von Salzgitter, an dem sich Minister und Parlamentarier,

Kommunen und Gewerkschaften, nicht zuletzt auch die Arbeiter selbst, leidenschaftlich beteiligten.

Der amerikanische und der britische Militärbefehlshaber, General Lucius Clay und Luftmarschall Sir Sholto Douglas, gaben eine gemeinsame Erklärung ab, bei der Auswahl der Werke habe man besonders darauf geachtet, daß nach Möglichkeit örtliche Arbeitslosigkeit vermieden werde. Zwei Jahre später herrschte in Watenstedt-Salzgitter Arbeitslosigkeit von größtem Ausmaß. Am 31.12.1948 waren in diesem Bezirk 16 Prozent der Erwerbspersonen arbeitslos, doppelt so viel wie im Lande Niedersachsen. 1948 liefen die Hilfsmaßnahmen des Marshallplans an, aber die Demontage wurde fortgesetzt. Ungeachtet aller Appelle der Landesregierung drängten die britischen Dienststellen fortgesetzt auf eine Beschleunigung. Die wirtschaftliche Notlage der Bevölkerung war der geeignete Nährboden für kommunistische Propaganda.

In einer außerordentlichen Sitzung des Rates der Stadt Salzgitter am 18.8.1949 führte ein Redner aus, es seien politische Gründe gewesen, die zur Forderung der Demontage geführt hätten; dabei habe mitgespielt, daß das, was hier demontiert werde, zum Modernsten gehöre, was es auf dem Gebiet der Eisenhüttentechnik in Europa gebe. Die schärfsten Formulierungen stammten aus dem Munde des Bischofs von Hildesheim. Der Rat verlangte, daß "diesem - bei jeder menschlichen und wirtschaftlichen Vernunft - unsinnigen Vorgehen in letzter Minute Einhalt geboten wird." Bundeskanzler Adenauer sah in dem bei seinem Amtsantritt gültigen Demontageplan "ein Relikt aus den von Fuschl und Maß gegen Deutschland erfüllten ersten Nachkriegsjahren." Aber auf seine Schreiben wie auf die Eingaben der örtlichen Stellen hieß es immer nur: "Die Hohen Kommissare bedauern ..."

Im Spätherbst 1949 verschlimmerte sich die Lage. Denn nun entschlossen sich die Engländer, den zweiten Schritt zu tun, und die nach der Demontage überflüssig gewordenen Gebäude, Straßen, Leitungen, Fundamente usw. zu "entmilitarisieren". Selbst nach Verlust sämtlicher Werkseinrichtungen besaßen ja die verbliebenen Gebäude und Fundamente noch einen erheblichen Wert. Solange sie intakt blieben, bestand die Hoffnung, hier in absehbarer Zeit mit niedrigeren Kosten als auf "der grünen Wiese" ein Werk aufzurichten. Wurden sie zerstört, war das nicht mehr möglich. Ihre Zerstörung gab den Reichswerken den eigentlichen Todesstoß. Der Kampf der Belegschaft gegen die Zerstörung verschärfte sich. Den Sprengkommandos war nicht wohl in ihrer Haut. Am 1. März 1950 begann die Sprengung der Fundamente einer Kokerei. Da war die Geduld der Arbeiter erschöpft. Sie machten ihrer Wut Luft. 3.000 Demonstranten versammelten sich in der Kokerei und verhinderten weitere Sprengungen. Englische Offiziere wurden beschimpft. Nur die Ruhe herbeigerufener deutscher Polizei verhinderte Ausschreitungen. Die Engländer schienen einzusehen, daß sie den Bogen überspannt hatten. Drei Tage lang herrschte Ruhe. Dann kam es zum Sturm.

Die Engländer nahmen unter dem Schutz von Militär die Sprengungen wieder auf. Doch auf den Fundamenten, die gesprengt werden sollten, nahmen hunderte von Arbeitern mit Frauen und Kindern Platz. Stundenlang standen sich englische Soldaten und deutsche Arbeiter gegenüber, nur durch eine Kette deutscher Polizei von einander getrennt. Die deutsche Polizei stand nach einem amtlichen englischen Bericht mit ihren "Sympathien .. ganz auf der Seite der Aufständischen." Aber ihr war es hauptsächlich zu verdanken, daß es nicht zu blutigen Zusammenstößen kam. Wie nervös gespannt die Atmosphäre war, läßt sich aus den überspitzten Formulierungen erkennen, die der seine Worte

sonst vorsichtig abwägende Oberbürgermeister Höck in einer Ratssitzung am 6. März geäußerte: das, was hier geschehe, sei "in seinen Auswirkungen schlimmer als der schlimmste Nationalsozialismus in seiner Theorie der verbrannten Erde." Auf der anderen Seite sagte der englische Außenminister Bevin in einer Unterhaussitzung: "Wir sollten uns daran erinnern, warum Salzgitter gebaut wurde, und wer es gebaut hat."

Doch der Land Commissioner gab Ende März 1950 in einem Flugblatt "An die Bevölkerung des Stadtkreises Watenstedt-Salzgitter" bekannt, daß die Sprengungen vorläufig eingestellt würden, um die gründliche Prüfung der deutschen Wiederverwendungsvorschläge nicht zu beeinträchtigen. Der "Aufstand" der Arbeiter hatte gewirkt. Aber zu Ende war der Kampf noch nicht. Im Juli 1950 begann die zweite Phase des Zerstörungswerks. Zu Zusammenstößen kam es nicht wieder. Eine Walzwerkshalle sollte unter der Leitung deutscher Stellen, die es damit nicht eilig hatten, abgebrochen werden. Anfang September 1950 setzte sich der Bundeskanzler mit allem Nachdruck für die Halle ein. Am 12. September sollte eine Außenministerkonferenz beginnen, auf deren Tagesordnung u.a. die Förderung eines deutschen Verteidigungsbeitrages stand. Es wurde immer deutlicher, daß die Entmilitarisierung hinter der politischen Entwicklung hinterher hinkte. Am 13. September wurden die Zerstörungsarbeiten sofort eingestellt.

Nur an einem Hochofen ging der Kampf noch weiter. Aber die Alliierten sahen, daß die Empörung der Bevölkerung über die unverständliche Haltung der Besatzung ständig wuchs, zumal bekannt wurde, daß die Empfängerstaaten die demontierten Anlagen gar nicht wieder aufbauten, sondern verrotten ließen. Am 15. Dezember 1950 wurden die letzten Abbauarbeiten bis auf weiteres zurückgestellt.

Am 22. Januar 1951 wurde auf den Abbau endgültig verzichtet. Leider konnte die verspätete Renaissance der Vernunft vieles nicht mehr retten.

Es paßte wenig in die Landschaft, daß Schächt sein Buch "Abrechnung mit Hitler" ausgerechnet im Spätherbst 1948 herausgab. Darin hieß es u.a.: "Die Raubbaupolitik an der deutschen Vermögenssubstanz mußte mich in steigenden Gegenpaß zu Göring bringen. ... Eines seiner tollsten Stücke war die Errichtung der Hermänn-Göring-Werke. ..." Schächt führte dann aus, daß die Verarbeitung der dortigen Erze wesentlich kostspieliger war als die hochprozentiger, daß daher die Werke dauernd mit Verlust arbeiteten und, um das Plasko zu bemänteln, sehr bald begonnen hätten, alle möglichen sonstigen Unternehmungen, möglichst solche, die gut rentierten, aufzukaufen. "So wuchs sich das Ganze schließlich zu einem ungeheuerlichen Wasserkopf aus, dem Dummheit, Korruption und Schwindel an der Stirn geschrieben stand." In Schächt's Ausführungen steckte ein richtiger Kern. Aber, wie so oft, übertrieb er maßlos und nahm keinerlei Rücksicht darauf, welchen Schaden er mit solchen Säuzen anrichtete. In dem ruhig und objektiv geschriebenen Buch von Matthias Riedel "Eisen und Kohle für das Dritte Reich", Göttingen 1973, werden die Gründe, die zur Errichtung der Reichswerke geführt haben, und die erbitterten Kämpfe, die darum entbrannten, zutreffend dargestellt.

Der Verein Deutscher Eisenhüttenleute ließ Schächt diese Entgleisung nicht ungerügt durchgehen. Er machte ihn in einem Schreiben vom 10.8.1948 auf die gegenwärtigen Verhältnisse im Salzgittergebiet aufmerksam und sprach die Überzeugung aus, daß Schächt's Ausführungen, "die sich auf das Jahr 1937 beziehen, in dem heutigen Augenblick ihrer Veröffentlichung den Kreisen eine wertvolle Waffe in die Hand geben könnten, die die Demontage der modernsten Hüttenwerksanlagen Deutschland's fördern."

Es läßt sich vorstellen, welchen Eindruck die Nachrichten über den Wahnwitz der Demontage, die uns über Pleiger in allen Einzelheiten erreichten, in Nürnberg hervorkriefen. Nächste dem Prozeß selbst war in diesen Jahren die Demontage der Hauptgesprächsstoff. Deshalb habe ich die Geschichte des Abbaus von Salzgitter so ausführlich erzählt. Dazu kommt, daß ich von Anfang an ein besonderes Interesse an Salzgitter nahm. Ich wußte um die Risiken, die mit dem Bau dieses Werks verbunden waren, ich hielt ihn aber für notwendig und bemühte mich in der Folge, Korruption und unnötigen Aufwand fernzuhalten. Ich bin in diesen Bestrebungen, die ich in dem Pleigerkapitel meines Buches "Es geschah .." ausführlich dargestellt habe, von Paul Pleiger tatkräftig unterstützt worden. Wir empfanden daher beide den zuletzt zitierten Satz Schachts als einen persönlichen, höchst ungerechtfertigten Angriff auf uns.

So war es begreiflich, daß Pleiger in seinem Schlusswort in Nürnberg vor allem über das sprach, was ihm am meisten am Herzen lag, über Salzgitter. Einige Tage nach den Schlussworten der Angeklagten wurde das Urteil in zwei Klappen verkündigt. An einem Tage wurde nur Schuld- oder Freispruch bei den vier Hauptanklagepunkten mitgeteilt. So wurde ich z.B. von der Anklage der Kriegsvorbereitung freigesprochen. An einem der nächsten Tage, am Karfreitag 1949, wurde die Strafhöhe angesagt. Im allgemeinen könnte man sich ausrechnen, wie viel Jahre es "gehen" würde. Wir erwarteten keine Todesstrafe, hohe Freiheitsstrafe oder lebenslänglich nur bei Gottlob Berger und bei Stuckart.

Berger, ein Fanatischer, aber im Grunde anständiger, schwäbischer Schullehrer war als General der SS und Leiter des Sicherheitshauptamtes des RM in so viele Dinge verwickelt, die während des Krieges geschehen waren, daß er sich selber keine Illusionen machte, aber auch einer

hohen Strafe gefaßt entgegenschah. Stuckart hatte die Nürnberger Judengesetze formuliert und war als Staatssekretär im Reichsinnenministerium federführend für das staatliche Vorgehen gegen die Juden, wenn auch nicht für die vom SD durchgeführten Vernichtungsaktionen, gewesen. Er war 1933 einer der jungen Juristen, die sich von den Sirenenklängen des Nationalsozialismus als gläubige, vielleicht zu leichtgläubige Idealisten, verführen ließen. In den letzten Kriegsjahren war er sehend geworden: "Was haben die Verbrecher aus unseren herrlichen Idealen gemacht!" Mit ihm konnte Popitz ohne Bedenken seinen Plan eines Widerstandes, der über Himmel gehen und ihn einbeziehen sollte, besprechen. Doch Stuckart rechnete wegen seiner "Jugendsünden" mit einer hohen Strafe.

In drei Fällen überraschte die Angeklagten das Strafmaß. In einem Fall war es Stuckart. Sein Verteidiger war der Rechtsanwalt von Zwehl. Ich hatte ihn im ersten Weltkrieg als Sohn unseres Kommandierenden kennen gelernt. Wir waren erst nicht gut auf den jungen Zwehl zu sprechen, weil er als Ordonnanzoffizier bei seinem Vater tätig war; die Front mag Nepotismus nicht. Aber wir baten ihm alles ab, als der Husar zur Infanterie an die Front ging und als Kompagnieführer schwer verwundet wurde. Als Verteidiger hielt sich Zwehl zurück. Er war der einzige, der seinen Mandanten nicht als Zeugen vernahm. Aber er nahm an jeder Sitzung teil, hörte aufmerksam zu, klärte Mißverständnisse auf und half in unauffälliger Form dem Gericht, seine schwere Aufgabe zu erfüllen. So wurde er allmählich ein Vertrauensmann der Richter. Sie fragten ihn um Rat, wenn sie etwas nicht begriffen, wenn bestimmte Ausdrücke oder Ereignisse zu erklären waren. Er war der einzige Verteidiger, dem sie unbedingt glaubten.

Am Abend vor der Strafverkündung ging Zwehl zu den Richtern. Sein Mandant, sagte er, sei schwer herzleidend. Es bestehe die ernste Gefahr, daß er, wenn morgen eine Strafe verkündet würde, die ihn noch auf lange Zeit in Haft beließe, einen Herzanfall bekommen würde, der tödlich ausgehen könne. Diese Gefahr wurde durch ein eingehendes ärztliches Attest, das er überreichte, voll bestätigt. Er würde einen solchen Ausgang nicht nur um seines Mandanten willen bedauern, sondern auch mit Rücksicht auf das Gericht, dessen Arbeit er in anderthalb Jahren kennen und schätzen gelernt habe und dem nichts Schlimmeres passieren könne als ein solcher Vorfall.

Ich glaube nicht, daß das Gericht sich von irgend einem anderen Verteidiger hätte beeinflussen lassen. Auf Zwehls Warnung hörten sie. Sie setzten für Stuckart eine Strafe von so und so viel Jahren, Monaten und Tagen fest, auf die Stunde so berechnet, daß er unmittelbar nach der Urteilsverkündung entlassen werden konnte. Zwehl wußte selbst nicht, ob sein kühner Coup glücken würde. Er hatte daher auch Stuckart nichts davon gesagt und ihn nur allgemein zu beruhigen gesucht. Stuckart, der einer schweren Strafe gewärtig sein mußte, fiel aus allen Wolken, als die nach Tagen bemessene Strafe verkündet wurde und er als freier Mann hinausgehen konnte. Es war eine großartige Leistung eines guten Verteidigers.

Punk hatten die Ankläger während des ganzen Prozesses wegen der aus KZ stammenden Goldzähne zugesezt, die sich im Tresor der Reichsbank befunden hatten. Er hatte sich stets damit verteidigt, er habe davon nichts gewußt, diese Einlieferung in die Reichsbank habe auf einer Abmachung des SD mit seinem Chef, dem Reichsbankpräsidenten Funk beruht, und dieser sei deswegen im großen Nürnberger Prozeß angeklagt und zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden. Das war richtig; Funk wurde nach einigen Jahren

krankheitshalber aus Spandau entlassen und starb bald darauf. Puhl, der ganz sicher war, daß das Gericht allen seinen Angaben Glauben schenkte, irrte sich. Er rechnete mit Freispruch oder einer ganz geringen Strafe. Wir warnen ihn. Als er zu einer hohen Freiheitsstrafe verurteilt wurde, brach er zusammen. Er weinte auch noch am nächsten Tag. Da sagte ich ihm, kein Gericht hätte ihm abnehmen können, daß von den Goldzähnen nur der Präsident, nicht auch der Vizepräsident gewußt hätte. Das glaubten ja selbst wir nicht. Er sollte Gott auf den Knien danken, daß er nicht auch lebenslänglich wie Funk bekommen habe. Puhl erschrock und hörte auf zu jammern.

Ich habe schon erzählt, daß man allgemein mit meiner sofortigen Freilassung rechnete. Glücklicherweise hatte ich mich auf alle Eventualitäten vorbereitet. Ich ertrug es daher mit Fassung, daß ich, statt nach Hause, nach Landsberg kam.

Erst hier bekamen wir einen vollen Überblick über die Geschehnisse draußen. Was wir in Nürnberg gehört hatten, war noch unvollständig gewesen. Wir hörten mit Empörung, daß auf Weisung Eisenhowers Schörner'sche Truppen, die sich auf dem Rückzug aus Böhmen in die amerikanische Gefangenschaft gerettet hatten, an die Bolschewisten ausgeliefert wurden, ebenso der russische General Wlassow und seine Leute, die bereit gewesen waren, auf deutscher Seite gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Mit Entsetzen erfüllten uns die Nachrichten über die Verluste an Toten, die bei der Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus ihrer Heimat in Ostpreußen und Pommern, Ostbrandenburg und Schlesien entstanden. Nach den Ermittlungen des Statistischen Bundesamtes betragen diese Verluste 2,28 Millionen Tote oder im Durchschnitt 14,3 Prozent der Bevölkerung der Ostgebiete.

Innerhalb der ostdeutschen Bevölkerung hätte der Gutsbesitzerstand ein Sonderschicksal. Ihnen wurde, zumal wenn es adlige Familien waren, kein Pardon gegeben. Die russische Revolution 1917/18 hatte sich hauptsächlich gegen die adligen Grundbesitzer gerichtet. So galten den russischen Soldaten auch die deutschen Gutsbesitzer, deren Herrenhäuser in der dörflichen Umgebung ins Auge fielen, als Prototypen des kapitalistischen Ausbeuters. Sie wurden, soweit sie nicht hatten fliehen können, fast ausnahmslos getötet, oft erst nach Schändung der Frauen und Töchter, oder sie nahmen sich selbst das Leben. Ich hatte unter ihnen viele Bekannte. Mein älter Kobleber Freund Jochen Bennecke war darunter.

Kapitel 7: Der Mai 1949

Über die letzten Tage in Nürnberg und die ersten in Landsberg habe ich ein Tagebuch geschrieben, das ich leider nicht fortgesetzt habe. Ich lasse es folgen, denn es gibt am besten die Stimmung wieder, in der ich mich damals befand.

11.5.1949 Gestern kam nun endlich der Befehl, daß wir heute nach Landsberg gebracht werden würden. Damit hat die Zeit des Wartens und der Unsicherheit ein Ende. Seitdem in diesem letzten Nürnberger Prozeß am Gründonnerstag das Urteil gesprochen wurde, das für manche entweder wegen seiner Strenge oder seiner Milde überraschend war, stand zur Debatte, ob man sich ein über die 25 Tage, die der Abfassung der Gnadengesuche und Berichtigungsanträge dienten, hinaus verlängertes Verbleiben in Nürnberg wünschen sollte. Die Verteidiger hatten eine Verlängerung bis zur Entscheidung des Gerichts über die Anträge beantragt. Da nach unserer Berechnung diese Entscheidung nicht vor Juli erfolgen konnte, hielten wir es für ausgeschlossen, daß der Riesenapparat, der in Nürnberg zur Bewachung von 15 Gefangenen benötigt wurde und ein Vielfaches der Gefangenzahl an Personal brauchte, aufrechterhalten werden würde. Und wir hatten persönlich auch an einem Aufschub des Abtransports nach Landsberg kein Interesse. Aber als nun der endgültige Befehl eintraf, zeigte sich wieder einmal, wie sehr der Mensch ein Gewohnheitstier ist, das sich nur ungern vom gewohnten Stall trennt, selbst wenn dieser Stall ein Nürnberger Gefängnis ist.

Die erste Überraschung heute früh, als wir zur Abfahrt antreten mußten, war nicht, daß wir eine Stunde warten mußten, sondern daß nur 8 Mann, darunter auch ich, antraten, während die Übrigen blieben, und daß wir zu Zweit aneinandergefesselt wurden. Bisher sind von Nürnberg nur die

zum Tode Verurteilten gefesselt abtransportiert worden, und selbst die nicht immer. War das nun ein Befehl von oben, um unsere Gruppe besonders zu diffamieren, oder eine Schikane unterer Stellen oder lediglich die bürokratische Sturheit des mit dem Abtransport Beauftragten Offiziers, der strikt nach den allgemeinen Richtlinien über den Transport von Verbrechern verfuhr? Ich weiß es nicht, aber ich nehme persönlich an, daß lediglich letzteres der Grund war. Die meisten anderen neigten natürlich zu einer der ersten Lösungen. Die Fesselung fehlte mir noch in meinen Hafterfahrungen, und ich teilte die Auffassung des Botschafters Ritter, den man, obwohl er schon am Sonnabend zur Entlassung kam, noch auf 2 Tage - gefesselt - nach Landsberg brachte, daß es sehr gut sei, auch dies zu erleben. Aber ich kann nicht verhehlen, daß es mir doch die Freude am Anblick des blühenden, schönen Landes, durch das wir fuhren, erheblich trübte.

Die Ankunft mit dem üblichen stundenlangen Stehen, Baden, Einkleiden usw. bot für einen alten Lagerexperten nichts Besonderes, ebensowenig das Einsperren, die "Quarantäne" für 24 Stunden. Aber eines war verblüffend, nämlich ein Konzert, das im "Turm", dem quadratischen Mittelraum, von dem die vier Seitenflügel ausgehen, stattfand. Ich glaube, daß der Qualität nach sich diese Darbietung ohne weiteres als Rundfunkkonzert produzieren könnte. Aber noch erstaunlicher fand ich, daß die Amerikaner in großzügiger Weise den Orchestermitgliedern unter Befreiung von sonstigem Dienst die Möglichkeit gemeinsamen Übens gaben. Dieser Unterschied zwischen der durch häufige Schikanen verschärften Einhaltung aller Vorschriften - Ich denke daran, daß es trotz häufiger Wutzüge sich bisher nicht hat erreichen lassen, den Häftlingen einen Schwamm, einen Seifenlappen, eine Nagelbürste, einen Püllfederhalter (läuter gefährliche Gegenstände) auszuhändigen - und der weit-

gehenden Freiheit bei wissenschaftlichen und künstlerischen Veranstaltungen gibt immer wieder Rätsel auf und ist vielleicht nur bei sehr genauer Kenntnis des amerikanischen Charakters zu erklären.

12.5. Der Vormittag ging darüber hin, uns zu photographieren und unsere Personalien aufzunehmen. Das Gleiche war bei jedem Eintreffen in einem Internierungslager geschehen. Ich bin sicher mehr als ein Dutzend mal "aufgenommen" worden. Warum hier wieder? Alle Personalien müßten doch mit den Akten mitgehen, so daß sie eigentlich eine Fülle von gleichlautendem Material haben müßten. Wie im dritten Reich jeder beim Eintritt in eine neue Stellung stets erneut den "Ariernachweis" erbringen mußte, verlangte jedes Lager, in das ich während meiner Haft kam, immer wieder Photographie, Fingerabdruck, Angabe der Personalien. Selbst der Unmittelbar vor der Entlassung stehende Ritter mußte das über sich ergehen lassen und ertrug es mit philosophischer Ruhe.

Am Nachmittag wurden wir aus der Klausur entlassen und zogen in die uns endgültig zugewiesenen Zellen um. Ich kam zu einem General von Leyser, einem der Kommandierenden Generale, der in den letzten Kriegsjahren nach Kroatien gekommen war und dann im Nürnberger Südost-Generals-Prozess zu 10 Jahren verurteilt worden war. Eines der vielen Nürnberger Schicksale? Es war reiner Zufall, daß man aus der großen Zahl derer, die im Südosten Korps geführt hätten, einige wenige, darunter Leyser, herausgriff. Er wurde wegen des "Kommissärbefehls", der in den Nürnberger Prozessen eine solche Rolle gespielt hat, verurteilt, des von Hitler gegebenen Befehls, Kommissare der Kommunisten bei ihrer Gefangennahme nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern zu erschießen. Man berücksichtigte nicht, daß Leyser diesen Befehl an die ihm unterstellten Truppen mit dem Zusatz weitergegeben hatte, daß er in seinem Korps-

Bereich keine Geltung habe, und daß er tatsächlich dort auch nie durchgeführt wurde.

Lehmann, der oberste Justizbeamte im OKW, im Generalsprozeß zu 7 Jahren verurteilt, weil er an der Abfassung von Befehlen Hitlers mitgewirkt habe - ohne Rücksicht darauf, daß er sich dieser Pflicht nicht entziehen konnte und daß er sich, zum Teil mit Erfolg, um eine Abmilderung bemüht hatte, - mir als Verehrer Gürtner's, als großer Literaturkenner und als ein Mann von Geist, Herz und Humor sehr lieb, gab mir einige Fingerzeige über dieses "Narrenhaus". Hier liefen verschiedene, völlig getrennte und oft gegensätzliche Gruppen nebeneinander her.

Da war die Gruppe der Berufsverbrecher, der alten Kapos, die in der Hitlerzeit in einem KZ gelandet waren und nun wegen eines in dieser KZ-Haft an Mitgefangenen begangenen Verbrechens verurteilt waren. Zum großen Teil raube Gesellen, denen gegenüber sich Vorsicht im Verkehr empfahl, die aber wie Pech und Schwefel zusammenhielten. Da war die Gruppe der SS, auch sie noch in mancherlei Schattierungen aufgeteilt, aber doch eine recht geschlossene und aktive Einheit bildend. Hier war die Aufgeschlossenheit, die mir gerade bei jungen SS-Leuten in den Lagern früher begegnete, gegenüber der ungeheuren Schuld Deutschlands, die sich gerade mit dem Namen des Reichsführers SS verband, und gegenüber neuen Idealen, die man suchen und sich zu eigen machen mußte, geschwunden in dem Gefühl des in Dachau und Nürnberg verübten Unrechts. Die gleiche Einstellung fand man, vielleicht noch ausgeprägter, bei den alten P.G., die hier saßen. Dann war hier die Gruppe der alten Generale, die Gruppe der "intellektuellen", der Ärzte, der Juristen, der Beamten, der Wirtschaftler, der "Chinesen", d.h. der Angehörigen der Deutschen Botschaft in China, die von einem amerikanischen Militärgericht zu immensen Strafen verurteilt worden wären, weil sie nach der Kapitulation 1945 Japan im Krieg gegen die USA unterstützt haben sollten.

Es war selbstverständlich, daß sich diese verschiedenen Gruppen weder juristisch noch psychologisch unter einen einheitlichen Nenner bringen ließen. So erzählte mir Lehmann, daß man in einzelnen Gruppen sehr schlecht auf Weissäcker zu sprechen sei, der es hier sehr schwer haben würde. Grund war die Tatsache, daß er als einer der obersten Beamten einer Widerstandsbewegung angehört und hinter dem Rücken der verantwortlichen Persönlichkeiten mit dem Ausland verhandelt, ausländische Staatsmänner zu bestimmten Schritten gegen die eigene Regierung veranlaßt und über deren Maßnahmen informiert habe; man betrachtete das als Landesverrat.

Heute gingen Gerüchte um, daß morgen wieder Hinrichtungen stattfinden sollten. Noch etwa 30 zum Tod Verurteilte befanden sich in den "Todszellen", von den anderen Gefangenen getrennt und äußerlich bereits durch die rote Jacke unterschieden, die sie tragen mußten. In dem Urteil des XI. amerikanischen Militärgerichts findet sich eine Stelle, die es als besonders unmenschlich und verdammenswert bezeichnete, Menschen lange Zeit auf die Exekution warten zu lassen. Und was geschah hier? Hier warteten Menschen seit Jahren auf die Entscheidung über Begnadigung oder Vollstreckung. Hier kam es vor, daß Menschen, die schon in den Todskeller, in den die Todgeweihten in der Nacht vor der Hinrichtung geführt wurden, gebracht worden waren, am nächsten Morgen wieder in ihre Zelle zurückgeführt wurden. Ja selbst vom Galgen, wo sie schon die letzte Ölung empfangen hatten, sind einzelne wieder in das Gefängnis gebracht worden. Bei einem hat sich das sogar zweimal wiederholt. Beim dritten Male wurde er gehängt.

Man müßte die Gestaltungskraft eines Dostojewski haben, um die seelischen Qualen zu schildern, die solch ein Mensch durchzumachen hat, um das Grausige begreiflich zu machen, wenn am Mittwoch Abend im "Turm" die Kapelle spielte und die Todgeweihten, die in zwei Tagen nicht mehr leben würden,

Ihre Wünsche nach oft sehr leichter Musik äußerten. Aber nach übereinstimmendem Bericht sind mit wenigen Ausnahmen alle mannhaft und in fester Haltung gestorben, und fast alle bis zum letzten Augenblick im Bewußtsein und mit der Beteuerung ihrer Unschuld. Seit langen war in Landsberg der Freitag der schwarze Tag. Und am Donnerstag herrschte allgemeine Nervosität, ob der nächste Tag wieder eine Exekution bringen würde. Heute hat die angebliche Sendung von Stricken den Anlaß zu den umlaufenden Gerüchten gegeben.

13.5. Der erste Arbeitstag. Ich habe die Außengärtnerei gewählt. Der Vormittag ging mit dem Empfang der Arbeitskleidung auf der Kommer hin. Am Nachmittag haben wir in dem Schuppen, in dem wir uns zur Arbeit versammeln, Pfefferminzpflanzen für die Zubereitung fertig gemacht. Draußen regnete es, so daß Außenarbeit nicht möglich war.

Die Hinrichtungen haben nicht stattgefunden. Aber Stricke sollen tatsächlich gekommen sein. Wahrscheinlich haben diejenigen recht, die schon gestern behaupteten, daß die Stricke einem ganz anderen Zweck dienen sollten, nämlich das Gepäck der in den nächsten Tagen aus der Gefängnisverwaltung nach Amerika zurückkehrenden Sergeanten, das sich hier stark vergrößert hat, zu verschürren. Ich traf heute beim gemeinsamen Essen einen Stubengefährten aus Dachau, der, wie wir einmal geschrieben worden war, zum Tode verurteilt und gehängt worden sei. Ich fragte ihn, ob er es wirklich sei. Ich hätte ihn wohl für tot gehalten, fragte er zurück. Als ich das bejahte, erzählte er mir, das er 14 Monate in der Todeszelle gesessen habe. Dann sei er mit fünf anderen Leidensgefährten vor eine Kommission bestellt worden. Dort habe man ihnen mitgeteilt, daß sie begnadigt seien, die übrigen fünf zu lebenslänglichem Gefängnis, er selbst zu 6 Jahren. Er wisse ebensowenig, warum er zum Tode verurteilt, wie, warum er zu 6 Jahren begnadigt worden sei.

Von einem anderen hörte ich, daß in Dachau in seinem Prozeß zwei Zeugen schwere Beschuldigungen wegen Mißhandlungen erhoben hätten, die er in Buchenwald begangen haben sollte, aber zu einer Zeit, als er längst nicht mehr zu den Wachmannschaften des Lagers gehörte. Er betonte das auch vor Gericht immer wieder. Aber die Zeugen, die wahrscheinlich zu der in diesen Prozessen allzu häufigen Klasse der Berufszeugen gehörten, blieben bei ihrer Aussage; er auch. Der Vorsitzende, der wohl selbst gewisse Zweifel an der Richtigkeit der Zeugenaussagen hatte, fragte ihn schließlich, ob er mit 25 Jahren einverstanden sein würde, um zunächst einmal der dringenden Gefahr, dem Strick, zu entgehen, sagte er kurz entschlossen: Angenommen, herr Richter. Vor der Urteilsverkündung handelte der Verteidiger das Strafmaß noch auf 15 Jahre herunter, unter Hinweis auf die doch mehr als wahrscheinlich völlige Unschuld des Angeklagten.

14.5. Da es wieder regnete, und zwar ausgiebig, kamen wir nicht zum Außendienst heraus. Bei solchem Wetter läßt der zuständige Sergeant den Trupp gar nicht erst aus dem Gefängnis heraus, sondern auf den Zellen. Aber er war diesen Vormittag nicht da. Und die Vertreter erklärten sich für inkompetent. So waren wir zu stundenlangem organisiertem Müßiggang gezwungen. Ich half, da das Herumstehen unerträglich war, dem Feldmarschall von Kückler beim Schnittlauch-Schneiden. Selbstverständlich ist die wohl für alle Gefangenen geltende Parole auch hier - ausdrücklich oder stillschweigend - ausgegeben, sich bei der Arbeit nicht zu überanstrengen. Aber den meisten Deutschen sitzt doch eine so ununterdrückbare Arbeitslust im Blut, daß sie das reine Bummeln nicht vertragen können. Bei der Gärtnerei, das habe ich schon gemerkt, wäre hierzu jede Möglichkeit gegeben. Der "Meister", unser Obergärtner, ein alter Feldwobel, der vor rund 30 Jahren in die Gefängnisverwaltung gekommen ist, versteht von der Kunst des Anstellens gar nichts. So sucht sich jeder seinen eigenen Job aus. Hat

er das Gefühl, daß zuviel gebummelt wird, dann schnauzt er auf oberbayrisch los; ich kann kein Wort verstehen.

15.5. Sonntag ohne Gottesdienst. Wir haben noch keinen evangelischen Gefängnisgeistlichen wieder, seitdem Pfarrer Eckart, von dem allgemein mit großer Verehrung gesprochen wird, von der Gefängnisleitung hinausgesetzt wurde. Der Vertreter, ein hiesiger Stadtpfarrer, genießt erheblich weniger Achtung und hat natürlich für das Gefängnis auch weniger Zeit. Dafür konzertiert die Kapelle wieder mit einer Stunde guter Musik. Und außerdem ist Filmvorstellung. Auch das gibt es in diesem merkwürdigen Gefängnis. Es sind allerdings seit einiger Zeit ausschließlich amerikanische Filme. Der heutige war eine Wildwestgeschichte, in der Reiter sich nur in der höchsten, für ein Pferd erreichbaren Schnelligkeit bewegten, ungezählte Schüsse abgegeben wurden, eine entsprechende Anzahl von Menschen zu Boden sank und Hotels ausschließlich dem Zweck zu dienen schienen, den Schauplatz für Boxkämpfe abzugeben.

Ich war zu einem Kaffee im Messraum eingeladen. Am Sonnabend und Sonntag Nachmittag kann man sich dort mitgebrachten echten Kaffee kochen lassen und kann eine Stunde mit Gästen dort sitzen. Es waren heute etwa 50 Leute versammelt. Soweit ich sehen konnte, waren es mit wenigen Ausnahmen "Nürnberger". Die "Nachwuch" waren nicht vertreten. Diese sehen die Kaffeestunde als eine beim kapitalistische Angelegenheit an, und sie trägt sicher zu dem Klassengegensatz bei, der hier vorhanden ist. Das ist kein Wunder. Es gibt hier eine Reihe armer Scharken, die nicht mal so viel Geld haben, um die Marke für den Wochenbrief nach Hause aufzubringen. Noch größer ist die Zahl derer, die keine oder nur ganz wenige Pakete erhalten, während verschiedene von den Industriellen sehr reichlich damit versorgt werden. Auch das gibt natürlich Anlaß dazu, daß das deutsche Erbübel, der Neid, stark in

Erscheinung tritt. Der Gefangenen-Ausschuß müht sich, durch Rundschreiben an bessergestellte Angehörige von Gefangenen Paket-Patenschaften für ganz Unbemittelte zu erreichen.

Das Wetter ist schön geworden, so daß alles in den Garten strömte. Wenn man den ganzen Weg von einem Ende zum anderen geht, braucht man für den Hin- und Rückweg 15 Minuten; also genügend Auslauf ist da. Ich werde dauernd von Menschen angesprochen, die mich aus Dachau kennen. Aber meist ist es eine einseitige Bekanntschaft. Und dann erzählen sie von ihrem Prozeß. Was ich in diesen wenigen Tagen erlebt und gehört habe, übersteigt alles Vorstellbare. Wenn in Deutschland und in Amerika einmal bekannt würde, was durch eine Verkettung besonderer Umstände aus einem Strafverfahren, dessen Berechtigung nicht zu bestreiten ist, an Ungerechtigkeit herausgekommen ist, würde eine Welle der Empörung durch das Land gehen.

Das Schlimmste ist, daß man hier - oft im wahrsten Sinne des Wortes - die Kleinen gehängt hat und die Großen hat laufen lassen. Die Kleinen waren die, die einen Befehl durchgeführt haben, die Großen die, die ihn gegeben haben. Die Großen haben sich besser verteidigt oder sind keinem so summarischen Verfahren unterworfen worden wie die Kleinen, die in einem Schnellverfahren reihenweise abgeurteilt wurden und oft nicht die geistige Beweglichkeit hatten, sich entsprechend zu wehren. Natürlich hatten viele Dreck am Stecken, aber ich gewinne den Eindruck, daß der Prozentsatz an Fehlurteilen viel höher war, als ich in Dachau annahm. So ist es auch zu erklären, daß man hier das Urteil im Omnibus-Prozeß als erstaunlich milde empfindet; man ist - ich will nicht gerade sagen, enttäuscht über das Ausbleiben von Todesurteilen, aber doch - bitter berührt durch die Diskrepanz zwischen diesem Urteil und den in Dachau verhängten hohen Strafen.

16.5. Zum ersten Male jenseits der Gefängnismauer zur Arbeit in dem draußen gelegenen Gartenstück. Es ist ein befreiendes Gefühl, einmal Drahtzaun und Mauer nicht von innen sehen zu müssen. Die wenigsten Menschen, die in Freiheit leben, wissen, was sie allein an diesem Gute haben. Dostojewski hatte Recht, wenn er die Gefangenen als die im tiefsten Sinne Unglücklichen bezeichnete. Es ist eine große Gnade Gottes, wenn einem Gefangenen nicht in der Haft Geist und Seele irgendwie verkrüppeln und dauernd Schaden nehmen.

Am Nachmittag ließ mich mein Verteidiger, Fritsch, der eine Reihe von Klienten hier zu betreuen hatte, rufen. Über das, was in meinem Falle zu geschehen hat, war nicht viel zu sagen, das hatten wir alles schon in Nürnberg besprochen. Aber ich hatte eine Reihe von Wünschen, die ich nun gleich an den Mann bringen konnte. Es ist mir immer rätselhaft, nach welchen Grundsätzen die Verbote in Gefängnissen und Lagern aufgestellt werden. In Nürnberg war alles darauf abgestellt, den Selbstmord zu verhindern, daher waren alle hierfür brauchbaren Gegenstände, wie Gürtel, Schuhriemen u. dergl. verboten, die Brillen wurden während der Nacht wegen der gefährlichen Brillenkläser abgenommen, alle Treppen und höhergelegenen Plätze verdrahtet, um den Sprung in die Tiefe unmöglich zu machen. Hier fällt das alles weg, dafür bekommt man hier keinen Schwamm, keinen Seifenlappen, keine Nagelbürste.

Ich zerbreche mir den Kopf, warum die Gefangenen diese Utensilien aus ihrem Gepäck nicht ausgeliefert bekommen. Ich will nun versuchen, sie mir in Paketen schicken zu lassen. Bei der herrschenden Systemlosigkeit gehen sie vielleicht durch. Der Übergang von der amerikanischen zur deutschen Verwaltung, der augenblicklich vor sich geht, macht sich fühlbar. Seife, Zahnpulver, Toilettenpapier wurde von den Amerikanern stets in reichlicher Menge zur Verfügung gestellt. Die deutsche, sparsame Verwaltung ist sehr viel engherziger,

Das Papier hatten sie schon ganz gesprochen, aber das muß auf Anordnung des Kommandanten doch weiter geliefert werden, da nur ein kleiner Bruchteil der Gefangenen Zeitung erhält und die Leute daher genötigt sein würden, allmählich die Bücher der Bibliothek für diesen Zweck aufzubrechen. Pourvu que cela dure. Ich werde mit auch Papier schicken lassen.

17.5. Die Schulcourse des "Sommersemesters" wurden eröffnet. Auch der Schulbetrieb ist eine Eigentümlichkeit dieses merkwürdigen Gefängnisses. Hier werden Elementarkurse in handwerklichen Fertigkeiten abgehalten, bei denen am Schluß die Prüflinge vor einer offiziellen Kommission, die dazu eigens in das Gefängnis kommt, eine Gesellenprüfung ablegen können und in nicht unbeträchtlicher Zahl bereits mit gutem Erfolg abgelegt haben. Hier kann man in den verschiedensten Sprachen Kurse für Anfänger und mehr oder minder Fortgeschrittene mitmachen bis zum Dolmetscherlehrgang. Hier ist durch Leihgaben der Industrie ein physikalisches Laboratorium entstanden, das in seiner Reichhaltigkeit beachtlich sein soll. Ich habe mich für "Englisch IV", "Englisch Film", "Französische Lesergruppe" gemeldet. Den Unterricht im Englischen leitet einer der "Chinesen" und macht seine Sache ausgezeichnet. Den Französischen Unterricht leitet einer der Herren der I.G.-Farben. Ich selbst werde in dem Kursus für Buch- und Betriebsprüfer als Lehrer auftreten und über öffentliche Finanzen vortragen. Bei einem Teil der Kursusteilnehmer spielt natürlich eine Rolle, daß die Kurse während der Arbeitszeit abgehalten werden und als Arbeit gelten. Aber bei den meisten ist doch der Drang bestimmend, sich weiterzubilden und geistig nicht ganz zu verkümmern.

Ich konnte heute zum ersten Mal den Nachmittag auf der Zelle bleiben, statt zur Arbeit zu gehen, um mich auf meinen Vortrag morgen vorzubereiten. Infolgedessen war ich heute nur am Vormittag bei der Arbeit draußen. Allmählich lerne ich meine Arbeitskammeraden kennen. Sie sind denkbar hilfsbereit und zeigen sofort die kleinen Handgriffe, die man kennen muß,

um die ungewohnte Arbeit ohne Überanstrengung leisten zu können. Es sind, wie überall hier, alle Berufe und Klassen vertreten, ein General, Juristen, ein hochgebildeter Deutsche, SS-Leute der verschiedensten Berufe, ein alter Kapo und der Benjamin, ein 23jähriger Junge von der Waffen-SS aus dem "Malmédy-Prozeß". Er ist nicht der Jüngste der Gefängnisinsassen. Der Jüngste ist 21. Weil er als 15jähriger abgeschossene Tiefflieger gehohlet hat, ist er lebenslanglich verurteilt. Wegen des gleichen Verbrechens wurde der Pfarrer Hess zu 6 Monaten verurteilt. Wer hilft solchen Jungen?

18.5. Ich hielt meinen ersten Vortrag. 14 Teilnehmer wollen sich in 2 Semestern auf die Steuerberater-Prüfung vorbereiten. Es sind meist ehemalige Juristen. Alle beteiligen sich mit großem Eifer und Interesse. Eine Schwierigkeit für mich ist das Fehlen deutscher Lehrbücher. Aber in der Bibliothek findet sich wenigstens ein amerikanisches. Mir wird beim Lesen dieses Buches wieder klar, wieviel praktischer und sinnvoller angelsächsische Schriftsteller über wissenschaftliche Themen schreiben als deutsche. Die große Klarheit und Einfachheit, die aus dem täglichen Leben gegriffenen Beispiele, die Illustrierung von Theorien an Problemen unserer Zeit machen die Lektüre nicht nur geduldig, sondern geradezu spannend. Ich habe an dieser Arbeit richtig Freude und hoffe, meine Hörer nicht zu enttäuschen. Das, was sie für ihre Prüfung brauchen, werden sie in den Kursen über einzelne Steuern lernen. Aber ich möchte ihnen einen gewissen Überblick über die Fragen der öffentlichen Finanzen geben.

Draußen sind wir am Graben und setzen Rot- und Weißkohlpflanzen.

19.5. Ich bin gebeten worden, eine englische Vernehmung für einen Verurteilten zu übersetzen. Die Zweisprachigkeit hat sich in den Dachauer Prozessen als noch hinderlicher für den Angeklagten erwiesen als in Nürnberg, da von den

Dachauern die wenigsten Englisch verstanden, dort auch nicht genügend Dolmetscher zur Verfügung standen und ganze Teile des Prozesses nicht übersetzt wurden, somit für den Angeklagten völlig unverständlich blieben, bis ihm zum Schluß das Urteil verkündet wurde, das ihm oft ebenso unverständlich war.

Der Weg zur Arbeitsstelle führt uns morgens am Friedhof vorbei, auf dem jetzt weit über 100 Kreuze aufstehen. Die Arbeitsgeführten erzählen dann von den schrecklichen Exekutionstagen und von der Haltung der Männer, die zum letzten Gang geführt wurden. Mögen darunter viele sein, die diese Strafe verdient haben. Da wendet sich einer unter dem Galgen an den die Hinrichtung leitenden amerikanischen Hauptmann: Lt... meldet sich bereit zum letzten Gang; sagen Sie Ihren Kameraden, daß ich nur einen militärischen Befehl ausgeführt habe und unschuldig sterbe. Da singt einer das Deutschlandlied, bis die Stimme unter dem Strick verröchelt. Am furchtbarsten erscheint mir, daß man Kranke, die nicht gehen konnten, angeschnallt an ihre Bahre, gehängt hat. Weil es so viele Unschuldige unter diesen Opfern gegeben hat, sieht hier die große Mehrzahl die gesamte Dachauer und Nürnberger Justiz als eine einzige Kette von Fehlurteilen an, und es gibt nur wenige, die daran denken, daß von Deutschen begangene Verbrechen diese Verfahren nötig gemacht haben.

Zo.5. Der Brief, den Bischof Dibelius anlässlich meiner Verurteilung an meine Frau geschrieben hat und der im Sonntagsblatt des Bischofs Lilje veröffentlicht worden ist, auszugsweise auch in der Tagespresse, wird lebhaft kommentiert. Es laufen hier viele deutsche und ausländische Zeitungen um. Im Leseraum ist eine große Auswahl von Wochenschriften da, hauptsächlich wissenschaftlichen Inhalts. Ich habe aber gefunden, daß man nach einem 8stündigen Arbeitstag zu wissenschaftlicher Lektüre abends nur noch schwer fähig ist. Es

reicht dann gerade noch zu leichter Lektüre oder zu einem Bridge. Die Bridge-Partien werden liebevoll gepflegt und von vielen mit einem Ernst behandelt, der einer noch besseren Sache würdig wäre. Die Vorschrift übrigens, daß alle Landsherg oder einen einzelnen Gefangenen betreffenden Nachrichten aus den Zeitungen bei der Zensur herausgeschnitten werden, scheint sich nicht völlig zu bestätigen. Jedenfalls ist der Brief von Bibelius, ohne herausgeschnitten zu werden, in das Gefängnis gelangt.

Lehmänn zeigte mir die Akten über einen empörenden Fall. Die Frau eines in Dachau zum Zweck der Vernehmung befindlichen Mannes wurde von seinem Interrogator aufgesucht und errögte dessen Wohlgefallen, das anscheinend nicht unerwidert blieb. Was tut man, wenn ein noch vorhandener Ehemann ein sich anbahnendes Lustglück stört? Man greift ihm einen Prozeß an den Hals, der diesen Hals kosten kann. Der Ehegatte wurde auf die Aussage zweier Zeugen hin, daß er an Verbrechen in einem KZ beteiligt gewesen sei, zum Tode verurteilt, obwohl durch die eidlichen Aussagen einer weit größeren Anzahl von Personen einwandfrei nachgewiesen worden war, daß er zu der fraglichen Zeit sich überhaupt nicht in diesem KZ befunden hatte. Bei der Revision des Urteils wurde er zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Ein amerikanischer Senator hat sich des Falles angenommen. Aber noch immer sitzt der Mann.

21.5. Heute war große Aufregung. Zwei auf einem Außen-Kommando beschäftigte Gefangene haben sich das diesige Wetter zu nutze gemacht und sind ausgerückt. Sie scheinen die Flucht systematisch seit langem vorbereitet und nur auf einen günstigen Augenblick gewartet zu haben. Es ist der erste Fluchtversuch seit Jahren. Die Folge war, daß um 1^h plötzlich alle Zellen geschlossen wurden, ein ebenfalls seit Jahren noch nicht dagewesener Vorgang. Man wußte nicht, ob das eine Strafe sein oder nur dem Zweck der Zählung dienen sollte. Für letztere Deutung spricht, daß die Türen um 3^h wieder geöffnet wurden

und unter dem lauten Schlachtruf "Kino" die Kartenbesitzer der verspäteten Aufführung zustrebten.

Nur einer hatte unter der unerwarteten Einschließung zu leiden: "Iwan" - Ich ahne nicht, wie er wirklich heißt -, ehemals Besitzer eines wohl etwas anrühigen Lokals, das mit den berüchtigten Einbrecherbrüdern Sachs in Verbindung gestanden haben soll, und seit rd. 12 Jahren inhaftiert, erst in deutschen KZ und jetzt in einem der letzten Dachauer Prozeß verurteilt, "Iwan" also trug sich schon seit längerer Zeit mit Heiratsgedanken und schwankte zwischen einer Baronin und einer wohlhabenden Wittib, mit denen beiden er in Korrespondenz stand und die ihn mit Paketen versorgten. Er entschied sich für die Witwe. Heute früh war die standesamtliche Trauung. Um 1 1/2 sollte in der Gefängniskirche die kirchliche Trauung sein. Die Braut hat vergebens gewartet. Die Trauung ist auf morgen früh verschoben worden.

Heute früh sprach mich ein nachdenklicher Mann darauf an, ob ich nicht, von allen kriminellen und juristischen Tatbeständen abgesehen, eine Schuld aller im dritten Reich in führender Stellung gewesener Persönlichkeiten darin sähe, daß bewußt oder unbewußt bei ihnen eine Abstumpfung des Gewissens, eine Gewöhnung an Furchtbares, eingetreten sei. Es war das zweite Mal, daß ich bei einem Menschen diese klare Erkenntnis als Grundlage der Haltung gegenüber den damaligen und den heutigen Vorgängen vorfand. Sie berührte sich mit Gedankengängen, die der von mir besonders verehrte frühere Staatssekretär Dr. Schäffer, einstmals mein Vorgesetzter im Finanzministerium und seit 1932 als Liquidator des Kreuger-Konzerns nach Schweden berufen, seitdem dort tätig, in einem Brief an meinen Verteidiger zum Ausdruck gebracht hat. Schäffer weiß, daß ich mich an keinem Verbrechen beteiligt habe, aber er sieht doch eine schwere moralische Schuld darin, daß ich meine Arbeit Männern gewidmet habe, die er als Gesindel

bezeichnet. Und er ist der Überzeugung, daß ich dies nur unter künstlicher Beschwichtigung eines anklagenden Gewissens und unter bewußter Verschließung von Augen und Ohren gegenüber entsetzlichen Vorgängen habe ertragen können.

Ich glaube, daß diejenigen, die die Zeit seit 1933 nicht selbst in Deutschland miterlebt haben - die Komplexität der damaligen Lage, die alle Entscheidungen erschwerende Vermischung von Gutem und Bösem, von begrüßenswerten Zielen und verwerflichen Methoden, von richtigen Ansätzen und verderblicher Fortführung, von edlen Theorien und unedler Praxis und umgekehrt von abscheulichen Theorien und erträglicher Praxis -, die Haltung der Menschen in der damaligen Zeit und Lage nur schwer richtig verstehen und werten können.

Ich bin noch immer im Gegensatz zu Schaffer der Ansicht, daß mein Entschluß wie der vieler anderer Menschen, die nicht Nationalsozialisten waren, in ihrer Stellung zu bleiben, der einzige richtige war. Er mag politisch falsch gewesen sein, aber wer ihn wie ich lediglich unter dem Pflichtgedanken erwog, konnte zu keiner anderen Entscheidung kommen. Ich glaube, daß ich auch bei ehrlicher Selbstprüfung für mich in Anspruch nehmen kann, daß mich nicht materielle Gründe oder Ehrgeiz bestimmt haben. Ich hätte im Privatleben ohne große Schwierigkeiten eine befriedigende und auskömmliche Stellung finden können, und die Stellung eines Ministers aufzugeben, hätte mir keinen Schmerz verursacht. Ausschlaggebend war für mich der Gedanke, daß es meine Pflicht sei, auf meinem Posten zu bleiben, um im Rahmen des Möglichen meine Verwaltung und mein Arbeitsgebiet intakt und sauber zu halten, und daß ich um dieses Zielles willen das Opfer bringen müsse, meinen guten Namen mit dem von Menschen verbunden zu sehen, von deren Wehrzahl mich eine Welt trennte. Möglich ist, daß unbewußt auch die Macht der Gewohnheit, der Einfluß des träglichen Beharrens mitgewirkt hat. Wer kennt sein eigenes

- 101 -

Herz genügend, um klar angeben zu können, welcher Wirkungsgrad den verschiedenen zusammenwirkenden Faktoren zuzuschreiben ist?

Weiche ich somit in diesem Punkt grundsätzlich von Schäffers Ansicht ab, so gebe ich ihm im nächsten vollkommen Recht. Hier setzt die Antwort ein, die ich meinem nachdenklichen Fragesteller gab. Meine Schuld liegt nicht darin, daß ich im Amt blieb, wohl aber, daß ich diese Stellung nicht viel intensiver und zrennender ausgenutzt habe, um Gutes zu tun. Ich habe vielen Menschen geholfen, aber fast immer nur, wenn ihre Sache mir von ihnen selbst oder einer anderen Seite nahe gebracht wurde. Ich habe die Not nicht aufgesucht, ich bin Gerüchten über böse Dinge, wenn Sie einmal zu mir drangen, nicht bis zum Letzten nachgegangen, ich habe, bewußt oder unbewußt, Augen und Ohren verschlossen vor Vorgängen, die mir Herz und Gewissen beschweren könnten. In dieser Inaktivität liegt meine Schuld, die ich genau sehe und tief fühle.

Es war daher keine Redensart, als ich in meinem Prozeß im Zeugensland erklärte, daß ich aus innerster Überzeugung mich unter das Schuldbekennnis der E.K.O. stelle über das Versagen der Christen. Ich fühle mich verpflichtet, dieses Bekenntnis einer Schuld, die ebenso schwer auf mir lastet wie die Schäm über das, was Deutsche verübt haben, offen abzulegen. Gerade weil ich mich hinsichtlich der gegen mich erhobenen kriminellen Vorwürfe völlig frei fühle, wollte ich und will ich klar aussprechen, worin ich meinen Fehler und meine Schuld sehe. Deshalb erkenne ich auch die Strafe von 10 Jahren, so ungerecht ich sie empfand als Strafe für nicht begangene Verbrechen, als gerechte Sühne an für eine auf ganz anderer Ebene liegende Schuld, eben für die Schuld des abgestumpften und eingeschläferten Gewissens. Sieht man aber die Sache so an, dann wird man nicht bitter und haßerfüllt, sondern steht auf der ersten Stufe einer inneren Einkehr.

Ja, sagte mein Gesprächspartner, aber so denken nur die wenigsten hier. Deshalb sind sie auch, entgegnete ich, zum großen Teil so ruhelos und verkrampft. Ich hätte ganz sicher Recht, meinte er, aber wenn das Urteil auf den Strang oder auf lebenslänglich lautete, dann sei es für einen, der die ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht begangen habe, doch sehr schwer, sich innerlich zu fügen. Ich gab das zu, ich kann ja mit meinen 10 Jahren im Vergleich zu den in Dachau verhängten Strafhöhen gar nicht mitreden. Wir waren uns darüber einig, daß die durch überhöhte Strafen und Justizirrtümer entstandene Empörung die notwendige innere Einkehr verhindert habe, darüber hinaus aber im Begriff stehe, auch Menschen die Märtyrerkrone zu verleihen, die sie nicht verdienen. Die in keinem anderen Gefängnis der Welt in diesem Umfang mögliche Zusammenfassung von Schuldigen und Unschuldigen kann Landsberg einen Glanz verleihen, den es nicht haben sollte.

22.5. Die AuBreißer sind noch nicht wieder eingefangen, und Iwan hat sich glücklich verheiratet. Im übrigen hat es den ganzen Tag unentwegt geregnet. So bin ich in der Stube geblieben und habe geschrieben. Abends fand das gewohnte Konzert statt. Man muß sich das Bild vorstellen. In dem runden dreistöckigen Turmgebäude, von dem die vier Flügel der Gefangenzellen auslaufen, sitzt an der einen Seite die Kapelle. Ansager und Klavierspieler ist ein 70jähriger Professor der Medizin. Dirigent und erster Geiger ist ein Berufsmusiker. Die zweite Geige spielt der frühere Chefarzt des Heeres. An einer anderen Turmwand sitzen die Frauen, die nur bei dieser Gelegenheit aus ihrem abgeschlossenen Flügel in das Männergefängnis herüberkommen, darunter zwei frische junge Gesichter, es sind die sudetendeutschen Mädchen, die kürzlich wegen Spionage zu 20 Jahren verurteilt und von Clay zu 5 Jahren begnadigt worden sind. An den übrigen Wänden sitzen Gefangene. Darüber lehnen an den Gittern der Rundgänge der drei Stockwerke die Zuhörer, in jedem Stockwerk sind es wohl 100 Mann.

- 103 -

Die Musik ist gut, die Akustik ist vorzüglich, und wenn ein bekanntes Lied gespielt wird, dann summt die Menge leise mit, wie ein die Übrigen Instrumente begleitender tiefer Orgelton. Nur bei dem Lied "In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen" da werden die Worte kräftig und sehnsüchtig mitgesungen. Ein guter Sänger ist auch da. Heute sang er die Rosenlieder von Eulenburg, einst viel gesungen, jetzt selten gehört, und doch hat ein Lied wie das "Aus des Nachbars Haus trat mein Lieb heraus" in Melodie und Text etwas Volksliedmäßiges. Das Konzert begann übrigens, jubelnd als Anspielung auf die geglückte Flucht erkannt und begrüßt, mit dem "Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt". An Humor fehlt es den Musikern nicht. Als im vergangenen Jahr der Lagerkommandant mit anderen Angehörigen der Gefängnisverwaltung am Konzert teilnahm, spielte die Kapelle "Gedanken sind frei". Für so etwas haben die Amerikaner Sinn. Der Kommandant soll sich köstlich amüsiert haben.

23.5. Die Flucht hat eine Reihe von Konsequenzen gezeitigt. So sind aus den "AUßendiensten", d.h. allen Arbeitsgruppen, die aus dem Gefängnis herauskommen, die zu langfristigen Strafen Verurteilten herausgenommen. Geblieben sind nur die bis zu 10 Jahren Verurteilten. So ist auch unser Gärtnereikommando stark zusammengeschmolzen und wird durch "Kurzfristige" wieder aufgefüllt. Wenn wir jetzt ausrücken, findet im Tor durch die polnische Wache eine lange Prüfung statt, bei der jeder seinen Namen nennen muß und die Namen mit der Liste des Kommandos verglichen werden. Da die Listen sich dauernd ändern, ist diese Nachprüfung eine langwierige Angelegenheit. Ihre Zweckmäßigkeit kann in Frage gestellt werden.

Alle Kleidungsachen, einschließlich Gürtel, Rosenträger und Tabaksbeutel, werden in leuchtend weißer Farbe mit den Buchstaben W.C.P.L. (War Criminal Prisoner Landsberg) versehen. Das sei ausgezeichnet, meinte ein alter Landsberger, wer jetzt ausrisse, dem würde ohne weiteres von der ganzen

bevölkerung geholfen werden. Man brauche jetzt gar nicht mehr zu sagen, wer man wäre, und um Hilfe bitten. Das ginge nun automatisch. Die unangenehmste Folge ist das völlig veränderte Benehmen der polnischen wachen bei der Arbeit draußen. Bisher merkte man ihr Vorhandensein kaum. Jetzt machen sie sich sehr unangenehm bemerkbar. Zum Beispiel gestatten sie nicht mehr, daß man sich während der Frühstückspause setzt. Es ist schwer zu begreifen, inwiefern diese Anordnung etwas zur Sicherheit und Fluchtverhinderung beitragen soll. Aber es ist wohl vergeblich, in solchen Maßnahmen nach Logik zu suchen. Sie sind einfach die Folge davon, daß die polnischen wachen offenbar einen schrecklichen Anpöfz wegen der Flucht bezogen haben und ihren Ärger durch Schikänen abreagieren.

24.5. Bei der Bearbeitung der mir zur Übersetzung gegebenen Akten bin ich wieder in Stäuben verfallen. In den letzten Apriltagen 1945 war ein Gefangenentransport auf der Eisenbahn in Bayern unterwegs. Da wegen der Bahnunterbrechungen durch Fliegerangriffe und der Schwierigkeit der Versorgung mit Lebensmitteln die Weitertransportierung immer schwieriger wurde, entschloß sich der Transportleiter zu einer vernünftigen Maßnahme. Er ließ die Gefangenen springen. Aber als sie sich nur durch die Gegend verstreuten, gab ein anderer Befehlshaber den Befehl, sie wieder einzufangen und zu verladen. Bei dieser Aktion wurden drei Gefangene, die sich nicht ergeben wollten, erschossen. Aus den 3 wurden von der Anklage 300 gemacht, und die an der Aktion völlig unbeteiligten Personen, der Stationsvorsteher der Verladestation, und der Transportführer, der die Gefangenen freigelassen hatte, wurden wegen Beteiligung an einem Mord verurteilt.

Von den Polen wurde das Gerücht verbreitet, die beiden Entlaufenen seien wieder eingefangen. Es stellte sich heraus, daß kein wahres Wort daran ist. Aber im Außendienst gehen

- 105 -

die verschärften Maßnahmen weiter. Ein Mann, der sich in alter Gewohnheit auf den Befehl "Frühstückspause" hinsetzte, wurde von den Polen gemeldet und sofort aus dem Außenkommando abgelöst.

25.5. Ich hatte auf Grund der mir in den ersten Tagen gemachten Mitteilungen die Befürchtung gehabt, daß Weizsäcker hier Schwierigkeiten haben und von den "Radikalen" als Mann der Widerstandsbewegung angegriffen und belästigt werden würde. Nichts dergleichen ist geschehen. Er bewegt sich völlig unangefochten in gewohnter Ruhe im Gefängnis.

26.5. Himmelfahrt. Es ist wunderbares Wetter. Im Garten sieht alles und läßt sich die Sonne auf den Pelz scheinen, teils Schach spielend, wobei immer eine Gruppe von Kiebitzen die Spielenden umsteht, teils Karten spielend, teils lesend. Eine große Zahl liegt nur in der Sonne und döst. Es ist eine der schlimmsten Folgeerscheinungen, daß die Haft viele Menschen dazu verführt, nur noch animalisch dahinzuleben und sich aller geistigen Interessen zu entschlagen. An solchen Tagen kommt man mit einer Reihe von Menschen ins Gespräch. Es legt sich einem eine Last auf die Seele, wenn man sieht und hört, wieviel an Leid sich hier durch ungerechte Urteile aufgehäuft hat, wieviel gutes Wollen zerstört worden ist und wieviel Erbitterung die Herzen erfaßt hat. Aber die Henker aus Swokow, über deren "Arbeitsmethoden" furchtbare Einzelheiten erzählt werden, leben und helfen beim Erhängen ihrer Kameraden mit.

27.5. Es wird bekannt, daß auf Veranlassung eines Senatsausschusses die Durchführung von Todesurteilen gestoppt ist. Eine Kommission soll hierher kommen und sich in erster Linie mit den Malmedy-Fällen befassen. Von 72 Angeklagten der Waffen-SS, die während der Ardennen-Offensive amerikanische Kriegsgefangene erschossen haben sollen, waren 42 zum Tode verurteilt. Einige sind unmittelbar aus der Todeszelle nach Hause entlassen worden, bei anderen sind die Todesurteile

in Freiheitsstrafen umgewandelt worden. Nur 6 von ihnen stehen noch unter dem Todesurteil. Was ist das für eine Rechtsprechung, bei der sich bei der ersten Nachprüfung die Notwendigkeit ergibt, in 6 von 7 der Fälle das Todesurteil aufzuheben, in einer ganzen Reihe von Fällen die Verurteilten unmittelbar aus der Todeszelle in die Heimat zu entlassen? Die erstaunlichen Umwandlungen von Todesurteilen in Freiheitsstrafen und in völlige Befreiung beschränken sich nicht nur auf die Malmédy-Fälle. Die Erfahrung, daß Kriegsverbrecher-Prozesse ein Lotteriespiel sind, beschränkt sich nicht auf die Urteilsfällung, sie gilt auch für die Durchführung der Urteile.

27.5. Das Gefängnis hat einen neuen Kommandeur erhalten, einen Oberstleutnant. Er soll aber nicht der endgültige Leiter sein. Er ist wohl nur hierher gesetzt worden, um nach den Rechten zu sehen, entweder wegen der gelungenen Flucht zweier Gefangener oder wegen der Vorwürfe, die von verschiedenen Seiten gegen die bisherige Leitung erhoben worden sind. Die schärfste Kritik hat vor einigen Wochen einer Zeitung zu folge der Landesbischof Meiser ausgesprochen. Er griff den Captain Wilson im Zusammenhang mit der Vertreibung des evangelischen Gefängnisgeistlichen wegen verschiedener Vorfälle an, unter denen sein Verumtrampeln auf den von den Gräbern der Gehängten fortgerissenen Kreuze eine Rolle spielte. Inzwischen wurden die Kreuze wieder errichtet, nur tragen sie keine Namen mehr, sondern nur eine Nummer.

Kapitel 8: Landsberg

Landsberg war ein eigenartiges Gefängnis. Vergünstigungen und Quälereien vermischten sich. Von den Lehrgängen habe ich schon erzählt. Ein zu langer Haft verurteilter Architekt durfte sich an dem Wettbewerb um den Bau des Kaiserpalastes in Adis Abeba beteiligen. Der Gefängnisdirektor, ein amerikanischer Oberstleutnant, freute sich wie ein Schneekönig, als der Architekt den 1. Preis gewann. Wenn die Gefangenen die täglichen acht Arbeitsstunden hinter sich gebracht hatten, war von 17 bis 21 Uhr innerhalb des Gefängnisses freier Verkehr; sie konnten sich besuchen und Skat, Bridge oder Schach spielen; ich spielte Bridge mit drei Generälen.

Diesen erstaunlichen Vergünstigungen standen bedrückende Nachteile gegenüber. Wenn die Gefangenen zur Arbeit, zur Freizeit, zum Aufsuchen des Arztes, zu Besuchen usw. aus dem Hauptgebäude in andere Teile des Gefängnisses oder in den Gärten gingen, wurden sie regelmäßig "gefiltzt". Solche körperlichen Durchsuchungen konnten über ein Dutzend Mal am Tag stattfinden und waren, zumal etwa ein Drittel der polnischen Wachen sie in demütigender Weise vollzog, für viele Gefangene eine sich ständig erneuernde Qual. Die meisten der Polen waren gutmütig oder gleichgültig, eine Reihe von ihnen war böseartig. Als ich einen fragte, was er eigentlich suche, knurrte er: "Kontorhande!" Was aber darunter zu verstehen sei, wußte er auch nicht.

Am niederdrückendsten waren die Exekutionen, die am Freitag stattfanden, aber vom Frühjahr 1950 an nur noch selten vorkamen. In der Nacht zum Freitag hörte man das dumpfe Klammern, wenn der - (jedemal nach der Exekution wieder abmontierte - Galgen aufgerichtet wurde. Den größten Teil der in einem besonderen Flügel untergebrachten "Rotjacksen" bildeten die "Malmédy"-Leute, die wegen angeblicher

Erschießung von Gefangenen verurteilten Waffen-SS-Männer. Da nach einem von einer amerikanischen Kommission erstatteten Bericht ihre "Geständnisse" durch Foliern erzwungen worden wären, wurden sie begnadigt, bis nur der Divisionskommandeur, Peiffer, übrig blieb. Er hatte von vornherein die ganze Verantwortung auf sich genommen. Er blieb über fünf Jahre im Todesflügel, wurde schließlich aber auch entlassen.

Unter den 750 Gefangenen waren 150 Kriminelle, Einbrecher, Zuhälter und ähnliche Elemente, darunter der größte Kölner Freudenhausbesitzer und der gefährlichste Einbrecher Wiens. Die Kriminellen hielten wie Pech und Schwefel zusammen, terrorisierten Wachen und Mitgefangene und sicherten sich alle Vorzugsmöglichkeiten (besseres Essen u.ä.).

Die Haltung der Gefangenen war sehr verschieden. Viele erlagen der Haftpsychose und wurden ein Opfer des blühenden Gefängnis-Klatsches und der wildwuchernden Gerüchte über Haftverschärfungen, eine gewaltsame Befreiung durch SS, einen Anmarsch der Bolschewisten, eine allgemeine Amnestie usw. Vorbildlich nach jeder Richtung war die Haltung der Kruppleute, an der Spitze Alfrieds. Sie ließen sich nicht von der Psychose unterkriegen, versuchten nicht, sich die Gunst der Kriminellen zu erkaufen, sondern gingen einen geraden, sauberen Weg und gaben aus ihrem technischen und juristischen Wissen Ratschläge an Hilfesuchende. Alfried packte seine vielen Weihnachtspakete in kleine Pakete um, die er nach dem Grad der Hilfebedürftigkeit, wie er selbst sie kannte oder von den Gefängnisgeistlichen erfuhr, unter viele Gefangene verteilte, dabei immer etwas verlegen und bestrebt, das Ganze ohne Aufsicht zu erledigen. Seine Haltung wie die der übrigen Kruppianer stach wohltuend von der mancher anderer Großindustrieller ab.

- 109 -

Es gab merkwürdige Fälle unter den Gefangenen. Ein etwa 50-jähriger Mann fiel mir durch seine fröhliche Hilfsbereitschaft auf. Er hatte als Oberleutnant in der Reichswehr, als diese 1923 gegen Sachsen die Reichsexekution durchführte, einem Bekannten, streng vertraulich, von der bevorstehenden Aktion erzählt. Der gab die Sache weiter, schließlich kam sie an ein Mitglied der kommunistischen Zeigner-Regierung in Sachsen. Als die Reichswehr einrückte, fand sie zwar keinen Widerstand, stellte aber fest, daß man Bescheid wußte. Es kam heraus, wer geschwatzt hatte, der Oberleutnant erhielt wegen fahrlässigen Verrats militärischer Geheimnisse 10 Jahre Festung. Als die Strafzeit 1933 verbüßt war, steckte das neue Regime den "Verräter" ins KZ. Dort wurde er im Laufe der Jahre Kapo, geriet 1945 in die Mühle der Kriegsverbrecherprozesse und wurde auf Grund der Aussage eines Berufszeugen wieder zu 10 Jahren verurteilt. Seine Heimatstadt, die er hat, ihm nach der Entlassung eine geeignete Tätigkeit zu geben, bot ihm an, Oberleutnant in der Polizei zu werden. Wie er mir lachend erzählte, schrieb er zurück, das nehme er gern an, von Polizei verstehe er jetzt etwas.

Bei den Lehrgängen meldete ich mich als Hörer für "Englisch IV" und "Französische Lesergruppe". Den französischen Unterricht leitete ter Meer, eines der Vorstandsmitglieder der IG Farben. Er nahm diese Aufgabe erstaunlich ernst und nahm es persönlich übel, wenn man beim Abhören der von ihm zum Auswendiglernen für die nächste Stunde aufgegebenen Vokabeln versagte. Als ein anderes Vorstandsmitglied, Dr. Ambros, den ich besonders gern hatte und der mit mir am französischen Unterricht teilnahm, seine Vokabeln einmal nicht konnte, kanzelte ihn ter Meer vor versammeltem Volk mit bitteren Worten ab. Nach dem Unterricht stellte ihn Ambros zur Rede, er habe in den letzten Tagen eine Menge anderer Sachen erledigen müssen und sei daher nicht zum Auswendiglernen gekommen, sie seien doch jahrelang zusammen Vorstandsmitglieder

der IG gewesen, und es komme ihm einigermaßen merkwürdig vor, wenn er jetzt von einem Kollegen in solcher Form gerüffelt würde. Aber Herr Meier blieb dabei, Ambros habe ihn tief gekränkt und betrübt.

Ich selbst gab Unterricht in einer anderen englischen Gruppe. Ich mühte mich, meine Schüler für den Unterricht zu interessieren. Wenn einer nicht mitmachen wollte, war es seine Sache. So wären sie mit Feuereifer dabei, als ich einmal einen Preis für die beste deutsche Übersetzung englischer Limericks aussetzte. Als ich abstimmen ließ, sprach die Klasse einstimmig den Preis meiner Übersetzung zu. Mit willigem Eifer gingen meine Schüler auch an die Korrespondenz über einen erfundenen Streit zwischen Krupp und IG Farben in einer Geschäftsstrage. Der Briefwechsel nahm schließlich so scharfe Formen an, daß ich für den Frieden in meiner "Klasse" besorgt wurde und eingreifen mußte. Ich leitete auch den Kursus für Steuerhelfer und Trug über öffentliche Finanzen vor. Die Prüfung wurde von Herren der Oberfinanzdirektion München abgenommen. Das Ergebnis war glänzend. Von einem Dutzend Teilnehmer bestanden zwei mit Auszeichnung und mehrere mit gut. Nur einer fiel durch. Es war ausgerechnet ein Regierungsrat, der am Städtetag das Steuerreferat gehabt hätte. In den schriftlichen Klausuren, bei denen praktische Steuerfälle zu entscheiden waren, hatte er jedesmal so weit ausgeholt, daß er nicht mehr die Zeit hatte, den Fall ausreichend zu behandeln.

Als Lehrer bekam ich für jede Unterrichtsstunde zwei Stunden zur Vorbereitung frei und konnte dann auf meiner Zelle bleiben, statt draußen als Gärtner zu arbeiten. Neben den Schullehrgängen, an denen ich teils als Lehrer teils als Schüler teilnahm, hatte ich mich je an der Gefängnisarbeit zu beteiligen. Ich hatte Gärtnerei gewählt, um möglichst viel an

- 111 -

freier Luft zu sein und um mich in diesem "Fach", das mir bisher ziemlich fern lag, fortzubilden. Aber wie es nun einmal ist, wos man zwangsweise tun muß, beginnt man zu hasen. In Landsberg schwor ich mir, nach meiner Entlassung nie wieder Gartenarbeit zu leisten. Man hält nicht immer gute Vorsätze, ja manchmal auch die Gelöbnisse nicht, die man sich selbst gegeben hat. Aber diesen Schwur habe ich unverbrüchlich gehalten, so sehr auch Edi, begeistert für ihren Garten, mich anfangs bewegen wollte, mit ihr im Garten zu arbeiten und meine in Landsberg erworbenen Kenntnisse fruchtbringend zu verwenden.

Als nach dem mißlungenen Fluchtversuch zur Außenarbeit nur noch Gefangene verwendet werden durften, die höchstens zu 10 Jahren verurteilt waren, wurden aus unserer Gärtnergruppe zwei damit beauftragt, jeden Morgen die Umgebung des Gefängnisses zu säubern. Der eine war ich, der andere ein Hamburger Lokalbesitzer, der in seinem Betrieb wohl so ziemlich alles hatte geschehen lassen, was der liebe Gott nicht gern sieht. Während wir nun unseren Karren durchs Gelände zogen und in ihm alles Deponierten, was wir rings um das Gefängnis an Papier und sonstigem Unrat mit unseren Fickelstöcken aufgespießt hatten, gab mir der Hamburger Unterricht in den Anfangsgründen des Taschendiebstahls, in der Benutzung von Falschgeld und im Ausfledern jugendlicher Betrunkenen.

Wenn ich abends beim Bridge von meinen neu erworbenen Kenntnissen berichtete, pflegte der Generaloberst Reinhardt daran Anstoß zu nehmen. Ich sei doch sonst ein so verständiger Mann, er begreife nicht, daß ich über etwas derartiges lachen könne. Ich sagte dem braven General, den ich sehr gern hatte, wenn er auch ein bißchen philiströs war, er hätte gar keinen Humor, sonst würde er mitlachen. Als ich mich am Abend vor meiner Entlassung von meinen Garten-Mitarbeitern verabschiedete, hat mich mein Gastwirt, ihn später doch in

Hamburg mal zu besuchen. Er wolle mich bloß "ausfleddern", sagte ich lachend. "Sie nicht, Sie nicht!" versicherte der Wackere.

Einmal die Woche spielte ich mit Paul Pleiger und Alfried Krupp Skat mit allen Finessen. Wir spielten - zu einem niedrigen Preis - um Geld, und PF freute sich wie ein Schneekönig, wenn er ein paar Mark gewann. Meistens verlor er allerdings, er spielte leichtsinnig und stieß gräßliche Flüche aus, wenn er bei einem Grand kontriert worden war, re gesagt hätte und knapp verlor. Alfried legte an solchen Abenden seine Zurückhaltung gänzlich ab und konnte jungenhaft vergnügt sein. Es war eine richtige Freude, ihn so herzlich lachen zu hören, wenn wir Pleiger reingelegt hatten und der so schrecklich fluchte.

Von Zeit zu Zeit - ich glaube, einmal im Monat - nahm ich an dem Festmahl teil, das Ambros und zwei seiner Freunde aus den Leckerbissen veranstalteten, die sie in ihren "Preßpaketen" bekommen hatten. Da ich keine Pakete bekam - Edi hatte ja Not, sich und die Kinder satt zu kriegen, Geld hatte sie auch nicht -, war es besonders nett von Ambros und Genossen, mich zu diesen lukullischen Genüssen einzuladen, die mit Kaviar, getrüffeltem Gänseleber u.ä. Dingen Delikatessen boten, die ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Wir hielten bei diesen Gelegenheiten einen bestimmten Ritus ein, als trafen wir uns im Frieden zu einem kleinen Herrenessen, und erkundigten uns umständlich nach dem Ergehen unserer Frauen. Über Gefängnis und Gefangenschaft zu sprechen, war streng verpönt.

Als im Koreakrieg die Amerikaner Geislerschießungen und andere Maßnahmen ergriffen, wegen derer sie in Nürnberg Deutsche zu hohen Strafen verurteilt hatten, glaubten meine Generalsfreunde, nun müßten sie ja bald entlassen werden. Ich versuchte ihnen klar zu machen, daß im Gegenteil der Krieg ihre Entlassung in absehbarer Zeit unmöglich mache. Eine

vorzeitige Entlassung würde als schlechtes Gewissen und Schuldbekennnis gedeutet werden. Man werde daher eisern den Grundsatz vertreten: "Ja, Bauer, das ist ganz was anderes" und Entlassungen deutscher Generäle zunächst mal verschieben. Meine Bridge-Partner glaubten mir nicht, so gemein könnten Soldaten nicht sein. Die Generäle blieben in politischen Dingen erstaunlich naiv. Leider behielt ich recht.

Noch vor dem Koreakrieg suchten mich der stellvertretende amerikanische Armeeminister und ein Fliegergeneral auf und befragten mich eingehend über die Rolle, die bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit die Aufrüstung gespielt habe. Da damals, im Frühsommer 1950, in Amerika viele einen Krieg für unvermeidlich hielten, weil das Land die steigende Rüstungslast auf die Dauer nicht tragen könne, kam es für meine Gesprächspartner darauf an zu erfahren, ob auch Hitler zum Krieg gezwungen worden sei, weil Deutschland sonst wieder in die Arbeitslosigkeit zurückgefallen wäre. Ich setzte ihnen auseinander, daß in Deutschland unendlich viele andere Möglichkeiten (Straßenbau, Wohnungsbau, Bau von Krankenhäusern und Sportanlagen) bestanden hätten. Hitler habe niemals vor der Alternative "Krise oder Krieg" gestanden.

Nach mehrstündiger Aussprache fragten sie mich, weshalb ich in Landsberg sei. Ich sei, erwiderte ich, als Minister des Hitler-Kabinetts für eine Reihe von Dingen verantwortlich gemacht worden, ohne Rücksicht auf individuelle Beteiligung. Warum ich aus der Regierung nicht ausgeschlossen sei, wollten sie wissen. Ich setzte ihnen die Gründe für mein Bleiben auseinander und fügte hinzu, daß während des Krieges ein Ausscheiden für mich nicht möglich gewesen sei. Das sähen sie ein, sagten sie, unter diesen Umständen würden sie nicht anders gehandelt haben, um so weniger verstünden sie meine Verurteilung. Nach den Gründen, entgegnete ich, dürften sie mich nicht fragen, sondern ihre Landsleute, die über mich zu

Gericht gesessen hätten. Das seien, erklärten sie verächtlich, meist Männer gewesen, die für ihre Aufgabe in keiner Weise geeignet waren. Diese Fehlurteile würden aber bald revidiert werden.

Im Herbst 1950 kam ein amerikanischer Gnadenausschuß nach Landsberg. Drei Männer, darunter der Vorsitzende der Strafvollstreckung New York, leisteten vorzügliche Arbeit und gaben sich größte Mühe. Sie sprachen mit jedem Einzelnen, kannten seinen Fall und versuchten, einen persönlichen Eindruck von ihm zu gewinnen. Mir sagte der New Yorker, über mein Urteil brauche er sich mit mir nicht zu unterhalten, er stehe ganz auf dem Standpunkt von Powers. Er möchte etwas anderes von mir wissen. Wie die meisten Amerikaner sei auch er von der Kriegspropaganda stark beeinflusst worden; so habe er sich die verurteilten Generäle als "Ulanen im Quadrat" vorgestellt - ich verstehe wohl, was er damit meinte -, und nun lernte er in Landsberg hochgebildete Menschen kennen, mit Charakter und Urteilsfähigkeit. Woran das liege? Ich versuchte, es ihm zu erklären. Die amerikanischen Richter seien meist nicht in der Lage gewesen, die Konflikte zu verstehen, in die in einer Diktatur Menschen geraten könnten. Er seufzte: leider habe man nicht die besten der amerikanischen Richter nach Deutschland geschickt. Auch ich solle meine Verurteilung nicht zu tragisch nehmen. Ich begegnete erneut der für deutsche Begriffe verblüffenden Offenheit, mit der Amerikaner eigene Fehler Fremden, sogar "Kriegsverbrechen" gegenüber, zugaben.

Unsere Entlassung sollte noch vor Weihnachten 1950 erfolgen. Aber dann mußten wir Weihnachten doch noch in Landsberg verleben. Ich nehme an, daß keine Absicht im Spiele war, sondern daß nur wieder mal der bürokratische Schimmel sich nicht zu schnellerer Gangart hatte antreiben lassen. Aber im Februar 1951 war es dann wirklich soweit. Ehrengård und Almuth hatten mich aus München öfter besucht und waren

- 115 -

unentwegt für meine Befreiung tätig gewesen. Ehrengard war einmal bis zur Frau des Oberkommissars (1949-52) der Bundesrepublik, McCloy, vorgedrungen. Frau McCloy war überaus freundlich gewesen, sie ließ sich in einem langen Gespräch viel von Ehrengard erzählen und sagte ihr, sie könne selbst nur wenig tun, glaube aber, daß ihr Mann bald Landsberger Gefangene begnadigen werde. Ehrengard sollte im übrigen die Amerikaner nicht nach dem beurteilen, was sie hier von ihnen zu sehen bekämen; es seien nicht die besten herüber gekommen. Beim Abschied umarmte und küßte Frau McCloy Ehrengard, sie könne sich nur wünschen, daß ihre Kinder für ihren Vater sich stets so einsetzen würden wie Ehrengard. Ich kann dieses Lob für Ehrengard wie für Almuth nur dick unterstreichen. Vor der Entlassung hatten nun Ehrengard und Almuth wieder alles bestens vorbereitet.

Es waren wohl zehn Landsberger, die entlassen wurden, unter ihnen vor allem Alfried Krupp. Draußen wartete eine Flut von Journalisten, die sich auf jeden stürzte, der mit dem obligaten, die Mabeligkeiten enthaltenden Pappkarton aus der Tür des Gefängnisses trat. Ich sah im Flür vor der Tür unseren evangelischen Gefängnisgeistlichen stehen, drückte ihm meinen Karton mit der Bitte in den Arm, ihn zu meinem Auto zu bringen. Als ich das Haus verließ, wurde ich daher nicht beachtet. Meine Mädchen nahmen mich in Empfang; in der Nähe wartete im Auto mein alter Fahrer Glatschewsky, wir flitzten in den Wagen, der Pastor warf den Karton hinein und ab ging wie die Feuerwehr, während vor der Gefängnistür die Presse noch auf den Finanzminister wartete.

Dort stand auch der Landsberger Finanzamtsvorsteher mit einem Blumenstrauß, den er mir im Auftrag des Oberfinanzpräsidenten Prugger, München, der früher in Berlin unter mir gearbeitet hatte, überreichen sollte. Journalisten

beobachten ihn, eine Notiz über den Strauß, der seine Adresse nicht erreicht hatte, kam in die Presse, im Landtag wurde eine Anfrage an den Minister gerichtet, und der sprach Frugger einen linden Tadel aus.

Abends glaubten die Töchter, ich würde früh schlafen gehen wollen. Aber ich verlangte stürmisch nach einer Theateraufführung. Als wir in der Pause den üblichen Rundgang machten, begegnete uns der Präsident des Bundesfinanzhofs, auch ein alter Angehöriger des Ministeriums. Der begrüßte mich so freudig und so laut, unter voller Namensnennung, daß mein Theaterbesuch kein Geheimnis mehr blieb und viele Operngläser sich auf mich und meine beiden Begleiterinnen richteten, als wir nach der Pause wieder im Parkett Platz nahmen.

Kapitel 9: Barntrup

Am Tag nach meiner Entlassung fuhr uns Olschewsky nach Barntrup. In Heidelberg machte ich Station, um Ille Krosigk-Helmsdorf zu besuchen. Sie hatte mir während meiner Gefangenschaft mehrfach geschrieben. Ihr Mann starb 1949 im KZ Buchenwald. Ich bewunderte die Tapferkeit, mit der sie den Verlust der schönen Heimat und den Tod des Mannes trug und durch Heimarbeit den Unterhalt für sich und ihre fünf Kinder verdiente. Sie habe früher die hübschen Jäckchen und Mützen für ihre Babys gedankenlos gekauft, schrieb sie einmal, ohne sich je zu überlegen, wer sie gemacht haben könnte; jetzt wisse sie, wieviel schwere und gering bezahlte Arbeit dazu notwendig sei. Sie wohnten damals in einem Barackenlager bei Heidelberg. Wir fuhren langsam an einem Hang entlang, "det kann nur'n Helmsdorfer sein", rief Olschewsky und zeigte nach oben, wo vor einer Baracke ein blonder Junge stand. Es stimmte. Später arbeitete Ille bei Peek & Cloppenburg, stieg dort rasch zur Abteilungsleiterin auf und bezog eine hübsche Wohnung in Frankfurt. Dort habe ich an zwei prächtigen Hochzeiten ihrer netten Töchter teilgenommen.

Den zweiten Besuch unterwegs machten wir in Bodelschwing, wo damals, vor allem als Flüchtlinge, viele betagte Verwandte wohnten und das deshalb das "tausendjährige Reich" hieß. Seniorin war Tante Jenny Sydow, Schwester meiner Schwägerin Minette und des Generals Karl "Strammbein" Plettenberg, sie stand in den Goern und nannte ihre unverheiratete Tochter, die mit ihr zusammenlebte und auch schon über 70 war, "Kindchen". Die meisten Bewohner dieses Reiches waren taub oder wenigstens schon etwas schwerhörig. Wenn ich, während wir im Wohnzimmer am runden Tisch saßen, etwas erzählte, wurde mir ein und das andere Hörrohr entgegengehalten. Trotzdem passierte es immer wieder, wenn nach einer Geschichte Gelächter ausbrach, daß leise gefragt wurde: "Was hat er gesagt, was hat er gesagt?"

Ich habe nie wieder Anekdoten mit solchem Stimm-aufwand zum besten gegeben wie 1951 in Bodelschwingh.

In Barntrup war ich schon einmal während meiner Landesberger Zeit gewesen. Dieses merkwürdige Gefängnis beurlaubte Gefangene, die sich gut geführt hatten, für ein paar Tage, auf Ehrenwort und unter persönlicher Verantwortung des Verteidigers, der während der Urlaubstage dauernd bei seinem Mandanten sein mußte. Als Fritsch mit mir in Barntrup eintrat, nahm ihn Bia, damals 14 Jahre, gleich bei Seite, ob man ihm schon gesagt habe, daß sie so schlecht in Mathe sei. Keiner habe ihm etwas gesagt, versicherte Fritsch erheitert, er glaube auch gar nicht, daß sie so schlecht sei. Doch erklärte sie ernsthaft, doch, sehr schlecht, er könne sich gar nicht denken, wie schlecht. Damit war das Thema Schule für Fritsch tabu.

Im ersten Stock durchzieht ein großer Saal das ganze Haus, mit je drei Fenstern zur Hof- und zur Gartenseite. Wenn man die Wendeltreppe von unten herauf kommt, wohnen wir links vom Saal. An das Zimmer, in dem Edi und ich schliefen, schloß sich ein Wohnzimmer an, das drei Türen und ein großes Fenster hatte und in dem immer frische Luft wehte. Dort schrieb ich mein erstes Buch; die geschriebenen Seiten mußte ich mit allem in Griffnähe befindlichen Gegenständen beschweren, da sie mir sonst in der Stube herumflatterten. Dann kam ein saalartiges Zimmer, in dem viele Betten standen und das durch Stellwände in Einzelgemächer geteilt wurde, hier wohnten Anni mit ihren beiden Jungens Lutz und Axel, Bia und, wenn Gäste kamen, auch diese. Aus dem "Schlafsaal" kam man in den originellsten Raum der Wohnung; gleich rechts von der Tür war, hinter einem Vorhang und nur schwach verhüllt, das Klo, im übrigen war es Waschkraum für die ganze Familie und Speisekammer, die durch die zweite Tür von der

Küche aus oft betreten und viel benutzt wurde. Das sei, sagte Hanna Reitsch, als sie zum ersten Mal in Barntrup gewesen war, mit Abstand das genialste Hauswesen, das sie je erlebt habe.

Bevor die Familie nach Barntrup kam, hatte sie in Mönchshof gewohnt, einem Kerksenbrock'schen Gut, das verpachtet war, aber ein schönes altes Gutshaus besaß. Sie erzählten erstaunliche Dinge von der Kälte, die dort in dem strengen Winter 1945/46 herrschte. Wenn Edi's geliebter Bruder, Wilhelm Adolf, sie besuchte, ging er im Pelz zu Bett. Mit Niemes, den Pächtern, standen sich alle gut. Nur einmal, als sie sich in der Weihnachtszeit abends zusammenfanden, war Herr Nieme zutiefst empört. Er schenkte ein Glas Cognak ein, das man trinken dürfe, aber nicht stehend, nicht sitzend, nicht liegend, nicht in der Stube und nicht außerhalb der Stube. Tone ergriff nach kurzer Überlegung das Glas und trank es aus. "Aber Sie stehen doch", rief Herr Nieme. "Ja, dann habe ich's falsch gemacht", sagte Tone. Man sollte sich im Türrahmen hochstemmen. Nieme verstand nicht, warum alle so fassungslos lachten, Tone war es nicht auf die Lösung der Aufgabe, sondern auf das Glas Cognak angekommen.

Da Tone noch sein Abitur nachmachen mußte, fuhr er morgens mit der Bahn zum Gymnasium nach Lemgo. Mit der ihm eigenen Gemütsruhe frühstückte er bis zum letzten denkbaren Augenblick, trabte zum Bahnhof und sprang in den Zug. Was der aber schon abgefahren, flankte er auf der Straße über die Schranke und schwang sich in den noch langsam anrollenden Zug.

Alfred wurde von Gutsnachbarn, den Lengerkes in Steinbeck, ins Haus genommen, fuhr mit dem gleichaltrigen Sohn in das Gymnasium in Herford und blieb in Steinbeck bis zum Abitur 1949. Dedo sollte nicht unter lauter Mädchen aufwachsen, er wurde daher 1949 in das Landschulheim nach Holzminden geschickt

und machte dort 1951 seine Reifeprüfung. Ehrengard wohnte zunächst auch in Barntzup und war von dort aus im Textilgeschäft von Fischer in Lage tätig. Da sie aber für die Familie sorgen mußte und daher auf besseren Verdienst angewiesen war, folgte sie dem Rat eines Bekannten und ging nach München. Sie holte auch Almuth nach München, die dort als Kindergärtnerin ebenfalls besser bezahlt wurde. Amerikanische Mütter staunten, daß ihre Kinder der "Tante Almuth" nicht nur gehorchen mußten, sondern es auch willig taten.

Kurz nach meiner Entlassung setzte die Denzifizierung ein. Der Schlußakt, zu dem Fritsch aus Augsburg herüberkam, fand in Düsseldorf statt. Dort wurde ich mehrere Stunden von fünf hüflichen Leuten vernommen. Dann mußten Fritsch und ich lange draußen warten. Schließlich wurde er allein hineingerufen. Nach einiger Zeit kam er lachend wieder heraus. Die Herren ließen sich bei mir entschuldigen. Sie seien in einer Zwangslage. Sie müßten mich, da ich im Dritten Reich eine hohe Stellung eingenommen hätte, in eine "Betroffenen"-Gruppe einreihen. Nach 1 oder 2, den Hauptschuldigen, wollten sie, nach 4 oder 5, den Mitschuldigen, könnten sie mich nicht einstufen, da sie so viele kleine Leute, Kreisleiter und dergleichen, nach 4 gebracht hätten. Es bleibe nur die Gruppe 3, die der Aktivisten, übrig. Ob ich damit einverstanden sei. Fritsch riet mir, diesen Spruch anzunehmen. Dann sei ich die Sache los, und nach einiger Zeit würde kein Bahn mehr nach dem Grad der Einstufung krähen. Wir gingen zusammen hinein.

Dort wiederholte der Vorsitzende das, was er mir durch Fritsch hatte mitteilen lassen. Ich sagte, ich verstehe ihre Lage. Sie zeige aber wieder einmal, zu welchem Unfug das Gesetz führe. Man könne mir Schwäche vorwerfen, aber Aktivist, das wüßten sie selbst, sei ich sicher nicht gewesen. Ich solle es ihnen nicht verdanken, aber sie könnten nicht anders, erwiderten sie, und stufte mich schließlich tatsächlich in Gruppe 3

ein, schrieben aber in den Bescheid ausdrücklich hinein, das dürfe meine Pension nicht berühren, ich solle die mir zustehende Pension in voller Höhe erhalten. Ich bekam die Pension eines Ministerialdirektors, da ich 1932 bei meiner Ernennung zum Minister den Staatssekretär übersprungen hatte. Der Vertreter des öffentlichen Interesses, Friedemann Münchenhausen, der später die Witwe meines Schwagers Wilhelm-Adolf Plettenberg heiratete und mein sehr geschätzter Schwager wurde, erhob gegen den Bescheid Einspruch, soweit es mein Dienstalter betraf. Bei der Festsetzung dürfe meine Ministerzeit nicht mitingerechnet werden. Dem Einspruch wurde entsprochen.

In Barntrup wohnten damals mein alter Schwager Raban Kerzenbrock, dem die Kriege die drei Söhne, beide Schwiegersöhne und zwei Enkel genommen hatten, seine drei Töchter, Dona Gilsa, deren jüngste Tochter noch zur Schule ging, Tillein Krosigk, deren jüngster, besonders reizender Sohn Eberhard ein paar Jahre später einem Autounfall zum Opfer fallen sollte, und Clechen, die den Haushalt führte, sowie die Witwe des jüngsten Sohnes, Charlotte (Totto), mit ihren sieben Töchtern, von denen eine immer hübscher war als die andere, dem einzigen Sohn Achaz, einem hochgewachsenen gutaussehenden Jungen, den Edi und ich sehr gern hatten, und ihrer Mutter, Laura Kloth. Tante "Lari" war eine Plettenberg aus Menrum und war Hofdame in Oldenburg gewesen. Damals hatte ihr eleganter Bruder Karl Anton bei den Oldenburger Dragonern gestanden und hatte viele Herzen gebrochen. Das war wohl der Grund gewesen, daß er seinen Abschied nehmen mußte. Aber er machte als Zivilist glänzende Karriere und wurde Direktor beim Bremer Lloyd.

Ich lernte ihn 1914/15 in Antwerpen kennen, wo er beim Gouverneur Dienst tat und mich bisweilen in sein vornehmes Kasino einlud. Als ich bei ihm, der gerade von einem längeren

Heimaturlaub zurückgekehrt war, wieder einmal zu Gast war, entdeckte ich an seinem Finger einen Ehering und fragte, ob ich gratulieren dürfte. Ja, sagte er, geheiratet habe er, aber gratulieren dürfte ich nicht, denn sie sei weder schön noch klug noch reich. Auf meine erstaunte Frage, warum er sie denn genommen habe, antwortete er verdrossen, das wisse er selber nicht. Es schien ein Urlaubs-Kurzschluß gewesen zu sein. Eines war seine Angebraute bestimmt, sie war maßlos eifersüchtig und ließ ihren Lieben Mann durch Detektive überwachen. Den armen Karl Anton hat es viel Mühe, Zeit und Geld gekostet, bis er sie wieder los war.

Es gingen Gerüchte, daß auch Tante Lari in ihrer Maienblüte als Hofdame Herzen geknickt habe. Sie selbst sprach nicht darüber, so gern sie von den jährlichen Besuchen bei ihrer geliebten "Prinzessin" erzählte. Sonst waren ihr Lieblingsgegenstand bei Unterhaltungen Verwandtschaft und Ähnlichkeiten. War sie auf diesen Gebieten mal im Zuge, war sie schwer wieder davon abzubringen. Ein solches Gespräch war nicht ganz leicht zu ertragen. Vater Kaban suchte sich daher solchen Unterhaltungen nach Möglichkeit zu entziehen. Als er einmal nicht ausweichen konnte, beendete er das Gespräch, indem er, die Nase krausziehend und auf einen Besen deutend, sagte, sie solle ihr Reitpferd nicht vergessen.

So schwer ihn die Schicksalsschläge getroffen hatten, der Sinn für Humor hatte ihn nicht verlassen. Als er im Winter 1951/52 schwer erkrankte und ihm Blut gespendet werden mußte, wurde dafür Ottfried Schönberg ausersehen, der aus dem Königreich Sachsen stammende und im November 1951, bald nachdem wir ausgezogen waren, eine Enkelin, Bonas Jüngste, das Bienechen, geheiratet hatte. Aber der Großvater lehnte ab, auf seine alten Tage wolle er nicht mehr Sächs'sch sprechen. Als er im Februar 1952 starb und der Sarg des letzten Kerzenbrock, der Herr von Barntrup sein sollte, in der Schloßhalle

stand, sagte der Pfarrer in einer ergreifenden Ansprache, hier sei ein echter Edelmann, mit allen Vorzügen und Fehlern seiner Klasse, dahingegangen.

Mir hatte es schon als jungem Menschen einen unvergesslichen Eindruck gemacht, wenn morgens der Stadtbote durch die Straßen ging, nach mehrmaligem Klingeln mit hallender Stimme verkündete: "Nach der Austreibung des Kuhhirts Kampe ist der Kuhdreck von der Straße zu entfernen!" und dann, um von den Zuhörern verstanden zu werden, etwas leiser hinzufügte: "De Kauscheit soll wegmakt wern." Es änderte sich lange nichts im Städtchen. Man blieb dort konservativ. Doch als ich 1951 hinkam, hatte die neue Zeit Einzug gehalten. Von Kauscheit auf den Straßen und dergleichen war nichts mehr zu entdecken.

Raban hatte Freude an netten Geschichten. Häufig lud er mich in sein Arbeitszimmer ein, eine schmale verräucherte Klausel, und ließ sich erzählen. Ich lasse ein paar der Anekdoten über Souveräne folgen, die ihm besonderen Spaß machten.

Kaiser Wilhelm II. kommt nach Hannover. Feierlicher Empfang. Alle Spitzen sind vertreten. Als der Regierungspräsident von Brandenstein zur Begrüßung kommt, bekannt durch Mutterwitz und Mundwerk, wendet sich der Kaiser zu seiner Begleitung um: "Da kommt der Unverschämteste Mensch, den es in Deutschland gibt." Brandenstein, aus tiefer Verbeugung sich aufrichtend, sagte nur: "Na, na, Euer Majestät."

Der Kaiser besuchte eine Kleinstadt und wurde vom Bürgermeister überschwenglich begrüßt. Dann wurden dem Kaiser im benachbarten Saal die Herren des Gemeinderats vorgestellt: Apotheker X - SM Kaiser Wilhelm II., Bäckermeister Y - SM Kaiser Wilhelm II. Beim fünften unterbrach der Kaiser: "Ich glaube, Herr Bürgermeister, mich kennen die Herren nún alle."

Die Nachricht vom Tode des Großherzogs von Toskana traf am Morgen einer Gamsjagd ein, an der der Prinzregent von Bayern teilnahm. Keiner traute sich, dem ältesten Herrn die Nachricht bekanntzugeben, die ihm sicher nahegehe und die Freude an der Jagd verderben würde. Man wandte sich an seinen Leibjäger, den Sepp. Der versprach, es seinem Herrn "diplomatisch" beizubringen. Die Jagd ging an. Der Prinzregent schoß einen Bock. Der Sepp geriet in Ekstase. "Sakra", rief er, "das war ein Schuß, den hat's zusammengerissen, akkurat wie den Großherzog von Toskana".

Der Sepp verstand es überhaupt, schwierige Situationen diplomatisch zu überwinden. Da hatte einmal der Prinzregent bei einem Zusammentreffen zur Jagd einen kleinen, allen, nur ihm selbst nicht, offensichtlichen Toilettenfehler. Es war schwer, ihn darauf aufmerksam zu machen. Der Sepp wußte kat. "Wie wäre es", sagte er laut und fröhlich, "wenn wir alle mal unser Hosentürlin zumachten".

Nach einer Jagd zog sich der König von Sachsen auf eine gewisse Lokalität zurück, um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Wie in alten Schlössern üblich, war es ein schmales, langgestrecktes Zimmer. Während der König beschäftigt war, öffnete sich die unverschlossen gebliebene Tür, und ein österreichischer Grande blieb, als er den König am Ende des Zimmers sitzen sah, erstarrt im Türschwamben stehen. Unwillig sagte Friedrich August: "Kommen Sie rein oder gehen Sie raus, aber machen Sie die Tür zu!" Einige Jahre später besuchte der Sachse den Kaiser Franz Joseph in Wien. Der König erkannte unter den Ehrengästen, die ihm bei einem Empfang vorgestellt wurden, seinen Freund von damals ging auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: "Heute war ich schon auf'm Örtchen!"

Der König ließ sich bei einem Besuch eines sächsischen Truppenteils von einem Landeskind rasieren. In der Aufregung, den

Landesherrn unter dem Schabmesser zu haben, hätte der Künstler eine etwas unsichere Hand. Er schnitt den König, der schob den Schnitt einer anderen Ursache zu und sagte unwillig: "Das kommt vom Saufen." "Jawohl, Majestät," sagte das Landeskind, "das macht die Haut so spröde."

Als der Sachsenkönig sich bereits entschlossen hatte, seine Untertanen sollten ihren Dreck alleine machen, und in Sybillienort das ländliche Dasein eines Gutsbesitzers genoß, traf er auf einem Spaziergang einen schlesischen Fleischermeister, dem ein Rad von seinem Wagen abgegangen war. Der König half ihm, das Rad wieder aufzumontieren. Der Schlesier bedankte sich und sagte, angetan von der zupackenden Hilfsbereitschaft: "Sie sind wohl auch Fleischer?" "Ne", sagte Friedrich August, "ich seh bloß so aus."

Bei einem Staatsessen fiel des Hamburger Regierenden Bürgermeisters Blick auf einen jungen, beim Senat arbeitenden Assessor. Einer freundlichen Eingebung folgend hob er sein Glas, trank dem Assessor zu und sagte zu der neben ihm sitzenden Dame: "Hübsche Erinnerung für's Leben für den jungen Mann!"

In Militäranekdoten war mir Raban über. Ich erzählte die bekannte Geschichte von Mudra. Der kommandierende General Mudra war ein begeisterter Pionier. So schrieb er mit markigen Buchstaben in das Gästebuch eines Regiments: "Pioniersein heißt Sturmlaufen. Mudra, General der Pioniere." Bald darauf stand darunter zu lesen: "Barbiersein heißt Schaum schlagen. Müller, Leutnant."

Raban ravanchierte sich mit hübschen Geschichten über den General von Loewenfeld, über Vorgänger von Karl Plettenberg als Kommandierenden des Gardekörps, bekannt wegen seiner Schnoddrigkeit.

An Loewenfeld Will, als er morgens im Schritt spazierenritt, ein Offizier eilig vorbeitreten und fragt vorschriftsmäßig: "Gestatten Exzellenz, daß ich vorbeireite?" Sagt Loewenfeld: "Wenn Sie das Reiten nennen, meinnetwegen."

Auf einem Morgenritt begegnet Loewenfeld einer Trainkolonne und sagt leutselig zu deren Führer: "Schönes Wetter heute, nicht wahr, Herr Rittmeister?" "Jawohl, Exzellenz, wunderbares Wetter", beeilt sich der Rittmeister zu versichern. "Gestern auch schon so'n herrliches Wetter, nicht wahr?" fährt Loewenfeld freundlich fort. "Jawohl, Exzellenz", strahlt der beglückte Rittmeister, "die ganze Woche ist schon solches Prachtwetter." "Na", knurrt Loewenfeld, "dann verstehe ich nicht, warum alle Ihre Karren so dreckig sind."

Aus Rabans Kiste stammen auch die beiden folgenden Geschichten, der Befehl an den Oberleutnant von Tepper-Laski und der Korpsbefehl über Stangon.

Bei den Rathenower Husaren war ein alter Rittmeister, der seine Schwadron schon über ein Dutzend Jahre führte. Er hatte sich angewöhnt, die Kritik nach dem Schwadronsexerzieren mit der aus Götz bekannten Aufforderung zu schließen. Der neu zur Schwadron versetzte Oberleutnant von Tepper-Laski beschwerte sich darüber beim Regimentskommandeur. Der redete seinem Rittmeister gut zu, er solle das doch nicht mehr sagen, der Oberleutnant habe sich schon deswegen beschwert. Am nächsten Tag war Schwadronsexerzieren. Der Alte ärgerte sich wieder und schrie am Schluß: "Es ist mir zwar verboten worden, aber ich sage es doch, ihr könnt mich alle ...", dann nach kurzer Pause mit unhöflich verkündender Stimme: "Mit Ausnahme des Oberleutnants von Tepper-Laski, dem verbiete ich es ausdrücklich."

Ein Korps hatte im Kriege 1914/18 den Befehl herausgegeben, daß alle Latrinen mit Kalk zu desinfizieren seien, der mit

Stangen anzurühren sei. Die Truppenbeile hätten zu einem bestimmten Termin ihren Bedarf anzumelden. Das ging durch alle Dienststellen, Division, Brigade, Regiment, bis zur untersten Einheit. Eine Husaren-Schwadron meldete 1 Ztn. Kalk und 1/2 Ztn. Stangen. Das ging wieder zurück bis zum Korps. Fragt das Korps an: Was ist Stangen? Die Frage läuft wieder den Dienstweg herunter. Die Schwadron, bei der weder der Rittmeister noch der Wachtmeister ahnten, was Stangen für ein "Zeugs" sei, meldete, Stangen sei das Mittel, mit dem laut Regimentsbefehl vom soundsoviekten der Kalk zum Desinfizieren der Latrinen angerührt werden sollte. Die Meldung lief den Dienstweg wieder herauf. Das Korps verkündete: Wenn Stangen das Mittel ist, mit welchem laut Korpstagesbefehl vom ... der Kalk zum Desinfizieren der Latrinen angerührt werden sollte, so liegt entweder ein Mißverständnis oder ein Druckfehler vor, da der Kalk mit Stangen angerührt werden sollte.

Raban war sehr damit beschäftigt, was nach seinem Tod aus dem großen Besitz werden würde. Außer Barntrop mit dem Forst und den Nebengütern Mönchshof, Wierborn und Riechenberg gehörte auch noch das wertvolle, bei Mansfeld gelegene Fideikomiß Helbra dazu. Mit seinem jüngsten Sohn Ernst, der als Junge des Vaters Liebling gewesen war und der, als Landwirt ausgebildet, unter ihm als Pächter oder als Verwalter arbeitete, war er nicht immer einverstanden und entzog ihm mehrfach seine Aufgabe. Das hat wohl dazu beigetragen, daß der Sohn, sich nach Tätigkeit sehnend, im Dritten Reich in die SS eintrat. Das mißbilligte der Vater erst recht, zumal man in der Stadt aus Ernst's Zugehörigkeit zur SS manche Vorwürfe erhob. So entschloß er sich, dem Sohn Helbra zu hinterlassen und den lippischen Besitz unter die Töchter zu verteilen. Der Versuch, den Sohn schon während des Krieges in Helbra einzusetzen, mißlang. Die Spielbergs, die dort seit Generationen Pächter waren, widersetzten sich. In einem

Prozeß gaben ihnen die Gerichte Recht, Arbeit gehe vor Kapital. Ernst übernahm die Verwaltung eines polnischen Gutes, wurde beim Kriegsende zum Volkssturm eingezogen und blieb vermißt.

Der Kriegsausgang zerstörte Rabans Pläne. Helbra ging verloren. Totto und ihre Kinder nahmen als selbstverständlich an, daß sein Enkel Achaz nun Barstrup erben würde. Raban hielt aber zunächst an seinem alten Plan fest, nur sollte Achaz an Stelle von Helbra das landwirtschaftlich wertvollste lippische Gut, Mönchshof, erhalten, Barstrup dagegen die unverheiratete Tochter Ciechen. Seinen beiden anderen Töchtern vermachte er Wierborn und Riechenberg. Er überließ es Ciechen zu bestimmen, wer Barstrup bekommen sollte, ihr Neffe Achaz oder ihr Neffe Dedo. Sie hat Dedo adoptiert und als Erben eingesetzt.

Kapitel 10: Meine Bücher

Noch als ich in Landsberg war, besuchte mich Dr. Roesch, der Lektor des Rainer Wunderlich Verlags in Tübingen, um mit mir über ein Buch zu sprechen, das ich schreiben sollte, ohne damit die große Zahl der Selbstrechtfertigungsbücher zu vermehren. Ich sollte, indem ich Menschen zeichnete, denen ich begegnet war, eine "Biographie" des 20. Jahrhunderts, entwerfen. Ich ging gern auf diesen Vorschlag ein. Dabei war mir wesentlich, die historischen Kräfte zu zeigen, wie sie durch Menschen unbewußt oder bewußt vertreten wurden, und die Entscheidungen der Handelnden herauszustellen, durch die sie in der seltsamen Wechselwirkung von menschlichem Willen und Schicksalsabsichten zu Gestaltern, aber auch zu Werkzeugen der Geschichte wurden.

So entstand das Buch "Es geschah in Deutschland", Menschenbilder unseres Jahrhunderts, das in drei Abschnitten "Der Niedergang der Monarchie", "Die Tragödie der deutschen Demokratie", "Die Diktatur" und 17 Kapiteln 59 Charakterbilder wiedergab. Ich schrieb im Vorwort: "Im Konflikt widerstreitender Pflichten habe ich nicht immer den rechten Weg gefunden. Deshalb darf und will ich mich nicht über andere erheben, wenn ich Mängel an Einsicht und Entschluß tadle. Ich stelle mich unter den gleichen Spruch. Aber eben weil ich selbst Irrwege gegangen bin, wage ich es, den Pfaden nachzuspüren, die Männer der jüngsten Geschichte, richtungsweisend und fehlend, eingeschlagen haben. Den guten Willen, der mich in allem Handeln geleitet hat, glaube ich für mich in Anspruch nehmen zu dürfen. Guter Wille rechtfertigt nicht, aber er verpflichtet zur Einsicht und Aussage dessen, was falsch war. Ich habe mich bemüht, gerecht zu urteilen. Denn "nothing is settled until it is justly settled": nichts ist geklärt, bis es gerecht geklärt ist, sagte Washington. Dazu aber bedarf es vieler Zeugnisse."

Ich begann mit meinem Buch in Landsberg. Nach meiner Entlassung setzte ich es "draußen" fort. Da der Verlag es im Herbst 1951 herausbringen wollte, wurde es eine Hetzpartie. Daß ich keinerlei schriftliche Unterlagen besaß, sondern alles aus dem Gedächtnis schreiben mußte, war eher eine Hilfe als ein Hemmnis. Das Buch kam gut an. In drei rasch aufeinanderfolgenden Auflagen wurden 22.000 Exemplare verkauft. Es ist seit langem selbst antiquarisch nicht mehr zu bekommen. Ich werde aber immer wieder von Bekannten um das Buch gebeten. Ich gebe daher den Inhalt in stark gekürzter Form als Anhang wieder (S. 231 ff.).

Wenn ich das Buch heute geschrieben hätte, würde ich nichts zu ändern brauchen. Die inzwischen erschienenen Geschichtsbücher und Biographien geben keinen Anlaß, etwas zu streichen oder hinzuzusetzen. Etwas Neues bringt nur die Behauptung des Generals Gehlen, Bormann sei Ostagent gewesen und habe noch nach 1945 in Rußland gelebt. Die Agententhese würde die von mir erwähnte Annahme bestätigen, in Hitlers nächster Umgebung müsse ein Spion sitzen. Aber die Beweise, die Gehlen bringt, sind sehr dürftig. Mich hat überrascht, daß, wenn Gehlen und Canaris wirklich Bormann für einen Ostagenten gehalten haben, sie nicht den leisesten Versuch machten, ihm dieses kriegsentscheidende Handwerk zu legen, und daß Gehlen zur Begründung nur angibt, ein solcher Versuch wäre gefährlich gewesen. Auch dafür, daß Bormann den Mai 1945 überlebt haben soll, ist Gehlens Nachweis schwach; er setzt sich nicht einmal mit den bestimmten Aussagen von Zeugen, wie der des Jugendführers Ackmann, der Bormann tot hat liegen sehen, auseinander. Ich halte das immer wieder auftauchende Gerücht, daß Bormann irgendwo lebe, für ein Phantasieprodukt.

Anfang der 50er Jahre erzählte mir Hr. Roesch, der Tübinger Verlag habe die Absicht, zusammenhängende Bücher über die Industrie, den Handel, die Landwirtschaft herauszubringen.

Man wolle mit der Industrie beginnen, aber man habe noch keinen Autor. Ein Wirtschaftler würde sein Fach in den Mittelpunkt stellen, ein Historiker würde ebenfalls seine Leitbröbchen tummeln und überdies nie fertig werden. Er, Roesch, könne sich nur mich als Verfasser vorstellen. Wir trafen uns in Köln und sprachen den ganzen Tag über dieses schwierige Problem, im Auto durchs Land fahrend und an schönen Stellen, zuletzt durch den Park von Schloß Brühl, wandernd. Auf der Terasse eines Cafés sitzend, daß Schloß vor Augen, habe ich mich schließlich breitschlagen lassen. Ich hätte es wohl nicht getan, wenn ich gewußt hätte, was mir bevorstand.

Die Fülle des Materials war erdrückend. Schlimm war die Unsicherheit, wie man zu den richtigen Unterlagen käme und ob man nichts Wesentliches übersehen habe. Sollte man Einzel-firmen und -persönlichkeiten nur als Beispiele bei der Besprechung einer Sparte bringen oder den Versuch machen, eine möglichst vollständige Übersicht über die größeren Unternehmen zu bringen? Ging man den ersten Weg, erzürnte man alle, die nicht als Beispiele genommen worden waren, die sich aber für beispielhaft hielten. Ging man den zweiten, nahmen viele es übel, nicht erwähnt worden zu sein.

Der Verlag wählte als Titel: "Die große Zeit des Feuers. Der Weg der deutschen Industrie." Ich brauchte mehrere Jahre, um mich in der "großen Zeit" zurechtzufinden, das unendliche Material zu sichten und vieles sogar zu lesen. Manchmal mußte ich arbeiten wie in meinen heißesten Berufs-jahren. Im Vorwort zum ersten Band, der 1957 erschien, schrieb ich: "Tausende von Büchern sind über die Epoche des Feuers geschrieben worden, über die technischen Vorgänge, über Werden und Wirken der Maschinen, über das Leben der Erfinder und Entdecker, der Industriekapitäne und Arbeiterführer; Annalen halten bedeutende Ereignisse fest, Statistiken nennen die riesigen Zahlen der Produktion. Das Ziel des Verlages und das Bestreben

des Verfassers war, alle Erscheinungen zusammenzufassen und in ihrer Beziehung zueinander zu erkennen, "Technik und Wirtschaft, die handelnden Persönlichkeiten, das Zeitgeschehen; es geht darum, in dem verwirrenden Wechsel der Ereignisse den Weg der deutschen Industrie erkennbar zu machen, der durch das Feuer in das Reich neuer Energien führt."

Der zweite Band kam 1958 ohne besonderes Vorwort heraus. Im dritten Band, mit dem der Verlag 1959 die Reihe abschloß, dankte ich im Vorwort für die große Hilfe, die ich durch Materialbergabe, Hinweise und Anregungen erhalten hätte, und für viel Anerkennung, die mir zu teil geworden sei. Ich fügte hinzu: "Das Bestreben, die große Linie der industriellen Entwicklung darzustellen und trotzdem Unternehmen und Firmen, die an dieser Entwicklung führend teilnahmen, möglichst lückenlos zu nennen, war nicht immer leicht zu verwirklichen. Oft mußte ich die typische Einzelercheinung für das bunte Vielerelei des großen Feldes sprechen lassen, damit der Überblick nicht verlornen ging. Viele Verdienste, viele Taten, viele bedeutende Persönlichkeiten mußten ungenannt bleiben. Ich bitte dafür um Nachsicht."

Der Widerhall, den das Werk fand, war erstaunlich positiv. Die Kritik erkannte durchweg an, daß eine Lücke bestanden habe und daß sie durch diese erste zusammenfassende Darstellung des Weges der deutschen Industrie in beachtenswerter Weise geschlossen worden sei. Die unvermeidliche Kritik an Einzelheiten trat gegenüber der Gesamtanerkennung weit zurück. Besonders gelobt wurde die Bewältigung des ungeheuren Materials. Es hatte mir viel Mühe gemacht, weit über 1.000 Bände, dazu eine Unmasse von Broschüren, Denkschriften u.ä. durchzusehen. Almuth und Siä, die nacheinander meine in nicht immer leserlicher Handschrift geschriebenen Manuskripte abgetippt hatten, lachten sich tot, als eine Schweizer Zeitschrift erklärte, sie würde gern wissen, wie groß der Mit-

arbeiterstab des Verfassers gewesen sei; denn allein könne er ja unmöglich den Stoff verarbeitet haben. Sie müßten Vater mal sehen, riefen die Töchter, wenn er am Schreibtisch sitzt, die ganze Stube mit - meist aufgeschlagenen - Büchern angefüllt ist und er seine Zettel schreibt.

Auch für den Verlag war diese erste Reihe kein schlechtes Geschäft. Von jedem rund 700 Seiten starken Band wurden etwa 8.000 Exemplare verkauft. Das war um so bemerkenswerter, als bei dem Umfang und dem Preis der Bände als Abnehmer nur wenige Einzelleser in Frage kamen; Käufer waren im wesentlichen Betriebe und Bibliotheken. Studenten schrieben mir häufig, dieses Buch wäre gerade das, was sie gebraucht hätten, und sie würden es sich liebend gern angeschafft haben, aber sie hätten es nicht erschwingen können. Vielleicht komme ich nochmal dazu, das Gesamtwerk auf ein Drittel zu kürzen und in einer Volksausgabe erscheinen zu lassen.

Die Geschichte der Industrie ließ sich oft von der des Handels nicht trennen. Aber es erschien dem Verlag und mir doch notwendig, ein Sonderbuch über den "Kaufmann gestern, heute und morgen" zu schreiben. Dieses Werk erschien 1963 in Tübingen unter dem Titel "Alles auf Wagnis". Ich schrieb im Vorwort im ersten Absatz: "Der Mut zum Wagnis ist die Mitgift des Kaufmanns, ein Talent, wie es keinem anderen Beruf so wohl ansteht und nötig ist. Dem Bauern mag Geduld verordnet sein, dem Beamten Fleiß und Zuverlässigkeit, dem Soldaten Tapferkeit und Disziplin, dem Dichter Phantasie - für den Kaufmann ist Wagemut das Lebenselement." und im letzten Absatz: "Man darf auch nicht immer nur an den Wagemut der großen Handelsherren denken, der Fugger und Welser im Mittelalter, der Woermann, Ravené und Roselius in neuerer Zeit. Er ist ein Element auch der kleinen Lebensmittelgeschäfte, der Buchhandlung wie des Textilladens, des Getreideimports wie des Exports von Eisenwaren, des Tabak- und Kaffeehandels, des Warenhauses wie des Krämerladens auf dem Dorf. Die Mächtigen und die Geringen, die Einzel- und die Großkaufleute - sie

stehen alle unter dem gleichen Gesetz."

Da das Buch unter 600 Seiten blieb, nur einen Band umfaßte und sich an viele Interessenten wandte, glaubte ich, es würde mehr Käufer finden, als "Die große Zeit des Feuers." Ich irrte mich. Die Zahl der Abnehmer blieb gleich. Das Interesse, das die Gesamtöffentlichkeit nahm, war eher schwächer. Die Kritik war freundlich, sah aber keine Notwendigkeit, mit einem solchen Buch eine Lücke zu schließen. Mein Verleger war der gleichen Ansicht gewesen wie ich. Der Verlag unterließ es daher, Werbung in dem gleichen Umfang zu treiben wie bei der Geschichte der Industrie. Damals hatte er sich nicht nur in ausführlichen Werbeschreiben an den Buchhandel, sondern auch an Industrieverbände, große Konzerne und Gewerkschaften gewandt. Ich lernte die Bedeutung der Werbung im Verlagswesen kennen.

Für die Landwirtschaft schlug ich Fritz Zitzewitz als Verfasser vor. Leider weigerte er sich, dieses "Wagnis" zu übernehmen, obwohl er sicher eher berufen und geeignet war, ein Buch über die Landwirtschaft zu schreiben, als ich über die Industrie und den Handel. Aber er blieb dabei, er könne nur über einen Stoff schreiben, den er beherrsche. Über die Landwirtschaft in Pommern wisse er Bescheid, über die in Schleswig-Holstein und am Rhein erheblich weniger, über die in Württemberg und Bayern gar nichts. Er schlug vor, er wolle eine Geschichte der Landwirtschaft im Kreise Stolp schreiben, als beispielhaft für ganz Deutschland. Mit diesem Vorschlag konnte sich wiederum der Verlag nicht befreunden, er entspräche nicht seiner Gesamtidee und würde auch, wegen seiner Begrenztheit, beim Publikum nicht ankommen.

Die nächsten Bücher, die ich in Angriff nahm, waren meine Erinnerungen und der Roman des Unrechts. Nach meinem Buch "Es geschah in Deutschland" bekam ich Briefe von vielen Lesern, nun solle ich möglichst bald meine Memoiren erscheinen

lassen. Zu diesen Briefeschreibern gehörte auch der Bremer Senatspräsident Kaisen. Er bat mich schriftlich und bei einer Begegnung, die in der Bremer Gesandtschaft in Bonn auf seinen Wunsch stattfand, auch mündlich, in meinen Erinnerungen etwas vom alten Preußen ins Licht zu setzen. Kaisen war ein Bewunderer Preußens oder, richtiger gesagt, der preußischen Idee der Einfachheit, Sparsamkeit, Zuverlässigkeit, des "mehr sein als scheinen." Er habe, sagte mir Kaisen, es mir hoch angerechnet, daß ich als einziger Ressortminister in der Nazi-Zeit mich bemüht hätte, diese Ideale in meiner Verwaltung in eine bessere Zukunft hinüberzuretten. Man habe vor und auch noch nach 1945 in der Finanzverwaltung den Geist ihres Chefs spüren können. Er nehme als Senatspräsident an Behördenreffen nicht teil. Als aber die Oberfinanzpräsidenten ihr Jahrestreffen in Bremen abgehalten hätten, habe er die Einladung des Bremer Oberfinanzpräsidenten - Dr. Breyhan war ein von mir sehr geschätztes früheres Mitglied des Finanzministeriums - gern angenommen, um dadurch seine Achtung vor dieser Verwaltung zu bekunden.

Wenn Dr. Roesch Lektor des Rainer Wunderlich Verlags geblieben wäre, würden meine Erinnerungen längst erschienen sein. Als ich ihm das Manuskript in der ersten, nicht überarbeiteten Fassung schickte, schrieb er mir, ich sei noch zu sehr im Persönlichen stecken geblieben. Bevor wir diesen Briefwechsel fortsetzten, schied er aus dem Tübinger Verlag aus. Mich verband nur seine Persönlichkeit mit dem Verlag. Die Umstände, unter denen er ausschied, veranlaßten mich, meine Beziehungen zum Rainer Wunderlich Verlag zu lösen. Aber nun erlebte ich, was ein enger Kontakt zu einem Verlag und vor allem zu einem Lektor für den Schriftsteller bedeutet. Ich hatte meine Bücher Kapitel für Kapitel in wochenlanger Zusammenarbeit mit Dr. Roesch durchgesprochen und war gern auf seine Vorschläge eingegangen, wenn er eine Kürzung, eine längere Ausführung oder die Verlegung an eine andere Stelle

empfahl. Der Autor kann dem eigenen Werk gegenüber nicht die nötige Distanz haben, um Schwächen und Verbesserungsmöglichkeiten zu erkennen. Er braucht einen Partner, der ihm bei dieser "Korrektur" hilft.

Mir fehlte fortan Dr. Roesch, und mir fehlte ein Verlag, der mir zu einer Aussprache mit einem der führenden Männer Gelegenheit gegeben hätte. Ich habe das Manuskript der Erinnerungen nacheinander drei Verlegern angeboten. Sie haben es mir - ohne je eine mündliche Besprechung stattfinden zu lassen - nach kürzerer oder längerer Zeit, einmal erst nach anderthalb Jahren, zurückgeschickt, mit völlig verschiedenen Begründungen - zu viel Persönliches, nichts Neues, ungleiche Gewichtsverteilung, alles Dinge, die zu ändern gewesen wären; sie waren sich nur darin einig, daß das Buch interessant, flüssig geschrieben und glaubwürdig sei, daß aber bei der augenblicklichen Lage auf dem Büchermarkt eine günstige Aufnahme von Memoiren nicht zu erwarten sei.

Ich habe daraufhin aus den "Memoiren" alles Persönliche herausgenommen und auf drei kleinere Hefte verteilt, die ich im "Selbstverlag" - dies ist der dritte und letzte Band - erscheinen ließ. Das "Sachliche" faßte ich in einem Buch zusammen, dem ich den - doppeldeutigen - Titel "Staatsbankrott" gab. Dieses abgeänderte Buch legte ich auf Vorschlag von Bonner Bekannten dem Musterschmidt-Verlag in Göttingen vor. Und nun erhielt ich dort sofort alles, was ich mir gewünscht hatte. Der Leiter des Verlags kam zu einer mündlichen Besprechung, nahm das Manuskript an und übergab es zur näheren Durchsicht Herrn Walter Görlitz, der mir durch seine historischen Bücher bekannt war und mit dem ich mich bei unseren Besprechungen bestens verstand.

In einem Buch "Die Gewalt im Gewand des Rechts" - ursprünglich nannte ich es den "Roman des Unrechts" oder "Schuld und Sühne" - wollte ich den Fällen nachgehen, in denen sich die Gewalt mit

den Attributen der Justiz drapiert und mit der Toga der Gerechtigkeit tarnt. Der Rainer Wunderlich Verlag war an diesem Buch sehr interessiert. Der Verlag Schlichtenmayer - der Verleger war Mitarbeiter bei Rainer Wunderlich gewesen - wollte es 1955 herausbringen, aber damals war ich noch an Wunderlich gebunden. Später unterblieb die Veröffentlichung, weil ich mich vom Tübinger Verlag trennte und Schlichtenmayer zusammenbrach.

Ich teilte das Buch in 5 Teile. Der erste war: Jesus vor Pilatus, der zweite: der Kampf der Mittelmäßigkeit gegen die Überragenden (u.a. Sokrates, Danckelmann, Struensee), der dritte: Orthodoxie und Ketzer (wie Hus, More, Servet), der vierte: Staatsmacht und Rebellen (u.a. Konradin, Maria Stuart, Strafford, Kaiser Maximilian), der fünfte: Sündenböcke (Ney, Bazaine, Pétain), der sechste: die Kollektivschuld (Templer, Schauprozesse Stalins und Hitlers). 1971 schien einem Verleger das Buch doch eher eine Sammlung von Einzelfällen als eine unter einheitlichem Aspekt gesehene Studie zu sein. Daraufhin habe ich die Kapitel herausgenommen, bei denen der "einheitliche Aspekt" zweifelhaft sein könnte, z.B. Dreyfus, Wullenwever, Plauen, und das Buch gestrafft. Es hat auch wieder Interesse gefunden. Ich glaube, daß ein Verleger es in der gekürzten Form herausbringen wird.

Eine Sammlung "Der Kniefall und andere Geschichten" brachte interessante oder erheiternde Erlebnisse von Angehörigen der Familien, denen ich entstamme, wie die Begegnung der "schönen Wreoch" mit Friedrich dem Großen; die Zusammenstöße des großen Königs mit dem Feldmarschall Schwerin und dessen Liebesabenteuer, die drei uneheliche Töchter im Gefolge und einen versöhnenden Abschluß in der späten zweiten Heirat mit der Äbtissin von Wakenitz hatten, der Jugendgeliebten und Mutter von zwei Töchtern; den Schwur eines Herrn auf Rathmannsdorf, der den Suff "verreddete" (ihn abschwor) und

noch gleichen Abends den Sündenfall tat; das "heiße Gericht", das der "böse Baron" der französischen Einquartierung vorsetzte; den Plan des Rittmeisters von Schwanefeld, Napoleon gefangen zu nehmen, für den sich Goethe und der Zar interessierten und der nur mißlang, weil Schwanefeld zu voreilig war, und andere mehr. Dafür interessierten sich Haude & Spener und Starke - Limburg. Sie fürchteten aber beide, daß das Buch nur einen begrenzten Leserkreis finden würde, nicht die 3.000 Leser, die ein Verlag mindestens braucht. Vielleicht ist der Weg gangbar, schmale Bändchen mit zusammengehörenden Geschichten herauszubringen. Es wäre schade um die hübschen Sachen.

Ein Buch, das zu schreiben mir viel Freude gemacht hat, "Jenny Marx", habe ich gerade fertiggestellt. Jenny war eine Halbschwester meiner Großmutter Lisette Westphalen. Es gibt bisher nur eine Biographie von Jenny, der Frau von Karl Marx; das aus der Ostzone stammende Buch ist tendenziös, lückenhaft und voller Fehler. Seit seinem Erscheinen sind viele bisher nicht bekannte Briefe von Jenny veröffentlicht worden. Dazu kommen zahlreiche, bisher kaum bekannte Dokumente aus der Familie Westphalen, so daß das Buch eigentlich interessierte Leser finden müßte. Der Staatsverlag in Wuppertal will es in Kürze herausbringen.

Kapitel 11: Der Elisenhof

Durch einen Zufall hörten wir im Herbst 1951, daß die Poensgens, denen das Waldgut Elisenhof bei Arenberg (Koblenz) gehörte, einen Teil ihres Gutshauses vermieten wollten, und zwar an eine, möglichst kopfstärke Familie, bevor ihnen das Wohnungsamt mehrere wohnungslose Familien, die ihnen vielleicht nicht alle zusagen würden, hineinlegte. Wir sahen uns den Elisenhof an, am Waldrand hoch über dem Rhein in völliger Ruhe gelegen. Es war ein Himmels Geschenk. Und wir wiederum kamen für die Poensgens wie gerufen. Jetzt galt es nur, zu unserer Übersiedlung aus dem "Ausland" (Nordrhein-Westfalen) in das noch unter Wohnungsnot leidende Land Rheinland-Pfalz die amtliche Genehmigung zu erreichen. Viele schriftliche Fragen mußten beantwortet werden, ein paar Mal mußte ich nach Mainz fahren, um mit dem zuständigen Ministerialbeamten zu verhandeln. Die Waage schwankte hin und her.

Schließlich nahm Tochter Ehrengard die Sache in ihre bewährte Hand. Wir vertrauten darauf, daß ihrer mit Charme verbundenen Energie der Sachbearbeiter sich würde fügen müssen. Der junge Sohn Poensgens begleitete sie. Der Beamte war stur, Ehrengard war dickköpfiger. Er begann einzusehen, daß er sie nicht los werden würde, und stellte Fragen, die ihm die Zustimmung erleichtern oder ermöglichen sollten. So fragte er, ob verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Poensgens und uns bestünden. Da setzte Ehrengard ihr verschümmtes Jungmädchengesicht auf und flüsterte gesenkten Blickes: "Noch nicht!" Der junge Poensgen errötete tief und der Referent hatte den gesuchten Aufhänger für die Genehmigung. Wir zogen im Herbst 1951 um und blieben 10 Jahre. Es war eine herrliche Zeit.

Für mich lag es besonders günstig, da ich oft nach Bonn fahren mußte. Dort arbeitete das von den Verbänden der Wirtschaft gegründete "Institut für Finanzen und Steuern". Der

geschäftsführende Vorsitzende, Dr. Georg Gaat, in der Finanzverwaltung zuletzt Finanzpräsident in Danzig, hatte mir einen Platz reserviert. Sobald ich entlassen wäre, sollte ich in der Haushaltsabteilung den Bundesetat übernehmen. Rund 20 Jahre bin ich für das Institut tätig gewesen. Meine engsten Mitarbeiter in der Etatsabteilung, Dr. Kluge und Dr. Burmeister, kannte ich aus gemeinsamer Arbeit in Berlin. Im Bundesfinanzministerium wie im Parlament wußte man genau, wer der Verfasser der Grünen Etatshefte war. Mein Name wurde nicht genannt. Aber in den Haushaltsdebatten beriefen sich Regierung wie Abgeordnete auf die Grünen Hefte, die ja aus sachverständiger Feder stammten.

Über 15 Jahre lang habe ich jährlich die Analysen des Bundeshaushalts verfaßt. Es gab damals "Grenzen", die nicht überschritten werden sollten. Erst waren es 30, dann 40, Ende der 60er Jahre 50 Milliarden. Jetzt hat man die 100 Milliarden-Grenze weit hinter sich gelassen. Im Gegensatz zu der Presse, die kleine Posten, für Reisen, Repräsentation und ähnliches, in denen übermäßiger Aufwand getrieben zu werden schien, an den Pranger stellte, untersuchte ich in erster Linie die großen Ausgabeposten, die Verteidigungs-, Sozial- und Personalausgaben, da ihre Höhe für den Haushaltsausgleich bestimmend war und man das ständige Ansteigen des Haushaltsvolumens nur in Grenzen halten konnte, wenn man feststellte, welche Einsparungen bei diesen Posten zu machen oder wie wenigstens der Steigerungstendenz Bremsen angelegt werden konnten.

Das Institut mußte sich von Politik völlig fern halten. Die großen Posten waren aber stets "heiße Eisen", bei denen sich die Erörterung politischer Fragen nicht vermeiden ließ. Solange man bei dem Verteidigungshaushalt sich auf die Besprechung von Einzelproblemen beschränkte, z.B. die Kopflosigkeit des Stellenkegels (zu viele Generale), die Überreibung des Zulagewesens, die nicht ausreichende Preiskontrolle usw., brauchte man keine Sorge zu haben. Gefähr-

lich wurde es schon, wenn man die hohen Kosten für die Beschaffung oder Entwicklung bestimmter Flugzeugtypen kritisierte. Stellte ich aber die Notwendigkeit von Verteidigungsausgaben in der vorgesehenen Höhe überhaupt in Frage und ging auf die - außenpolitischen - Maßnahmen ein, durch die man diese Belastung vermeiden oder vermindern könnte, dann wurde das Eisen zu heiß und Gast bat mich, nach Bonn zu einer Besprechung zu kommen, die damit endete, daß die brisanten Ausführungen fortgelassen wurden.

Ähnlich war es bei den Sozialausgaben. Auch hier konnte ich mich kritisch mit einzelnen Übertreibungen der Sozialpolitik befassen. Ich griff die Bestimmungen an, nach denen ein Rentempfänger Renten verschiedener Art nebeneinander beziehen und auf diese Art unter Umständen mehr Geld einnehmen konnte als in der Zeit, in der er arbeitete und nur Lohn erhielt. Ich durfte auch gegen andere Bestimmungen, die der Aufgabe, den wirklich Notleidenden zu helfen, widersprachen, in hohem Maße ungerecht waren und sich nur als Folge des sozialen Perfektionismus erklären ließen, zu Feld ziehen. Aber Überlegungen, bis zu welcher Höhe - Prozentsätze des Gesamtstats, des Nationaleinkommens, der Sozialprodukte - man bei sozialen Aufwendungen überhaupt gehen könne, wurden nicht gern gesehen.

Bei den Personalausgaben durfte man ebenfalls alle Übersteigerungen in der Skala der Besoldung kritisieren, die Notwendigkeit von Behörden und Stellen oder ihre zu günstige Ausstattung oder Einstufung anzweifeln, kurz einzelne Punkte des Behördenaufbaus, die begründeten Anlaß zur Beanstandung gaben, unter die Lupe nehmen. Aber es wurde nicht gewünscht, daß man die Personalausgaben als insgesamt überhöht bezeichne, eine Verwaltungsreform forderte und hierfür bestimmte Vorschläge machte. Denn da diese Vorschläge notwendigerweise auch das Problem der Aufgabenteilung zwischen Bund und Ländern betrafen,

berührten sie einen der empfindlichsten Punkte des politischen Lebens in Deutschland.

Während meiner Tätigkeit im Institut war Jahr für Jahr eine der umstrittensten Fragen bei der Verabschiedung des Bundeshaushalts die Teilung der Steuereinnahmen, in Sonderheit aus der Einkommen- und der Umsatzsteuer, zwischen Bund und Ländern. Es war die Frage, die den Bundesrat bei der Etatsberatung mit Abstand am meisten interessierte. Er ist ein Bundesorgan, eine zweite Kammer, aber eben eine Kammer der Länder und daher berufen und bestrebt, deren Belange in den Vordergrund zu stellen, während Bundesregierung und Bundestag die Interessen des Bundes an die erste Stelle setzten. Sie sah also der Bundesetat vor, daß von einer der großen Steuern der Bund 70 und die Länder 30 Prozent erhalten sollten, dann verlangte der Bundesrat für die Länder mindestens 35, und nun wurde monatelang um jedes Prozent erbittert gerungen.

Der Standpunkt des Bundes wurde damit begründet, daß er seine Ausgaben nicht einschränken könne und daher auf die Steuereinnahmen in der vorgeschlagenen Höhe angewiesen sei. Die Länder wiesen die Notwendigkeit ihrer Ausgaben mit mehr oder minder guten Gründen nach und erklärten mit gleicher Emphase, auf den von ihnen geforderten Prozentsatz bei den Steuern nicht verzichten zu können. Ich versuchte immer wieder, in den Haushalten der Länder und Gemeinden Einsparungsmöglichkeiten aufzuweisen. Dabei kamen natürlich in erster Linie die Personalausgaben zur Sprache, die, anders als beim Bund, mit weitem Abstand an erster Stelle standen. Und gerade diese Ausgaben waren, wie schon gesagt, ein heißes Eisen.

Einen anderen großen Posten im Etat der Länder bildeten die Erziehungsausgaben, die Aufwendungen für Schulen, Universitäten usw. Ich war der Ansicht, daß hiergroße Ersparnisse

gemacht werden könnten. Auch die Bildungspolitikerin der F.D.P., Frau Hamm-Brücher, sagte in einem Spiegel-Interview (Juni 1974) auf die Frage, ob viel mehr gespart werden könnte: "O ja. Und den Aufwand und die Verschwendung, die wir uns in den materiellen Bereichen des Bildungssystems geleistet haben, halte ich für eine der Ursachen, daß heute die Öffentlichkeit dieser Bildungsreform und ihrer Anforderungen überdrüssig geworden ist." Ich versuchte, auf zwei Punkte hinzuweisen, bei denen erhebliche Ausgabeminderungen erzielt werden könnten, ohne die wirklichen Erziehungsinteressen zu schmälern. Wir lagen in der Höhe der Kosten für den einzelnen Schulbau an der Spitze der Länder Europas. Aber die Schulen in Frankreich, England, Schweden - um nur einige Länder herauszugreifen - waren doch nicht schlecht. Es mußte doch möglich sein, in gemeinsamer Arbeit von Architekten und Lehrern das Modell einer Schule zu entwerfen, die mit allen Vorzügen der Zweckmäßigkeit auch den der Billigkeit verband. Auch Frau Hamm-Brücher meinte es sei der "Dollpunkt, daß wir in der Bundesrepublik versäumt haben, rechtzeitig Fertigbauleisten einzuführen und die Rationalisierung im Schul- und Hochschulbereich zu probieren". Natürlich hätte man das machen können, aber es wäre dazu notwendig gewesen, in der unbegrenzten Kulturautonomie der Länder eine grundlegende Änderung vorzunehmen.

Der deutsche Verfassungsaufbau machte es auch schwer, an einer zweiten Stelle Maßnahmen zu treffen, die eine wesentliche Kostenersparnis zur Folge haben mußten. In allen Ländern Europas bewahrte man die Universitäten vor einer Überfüllung durch die Vorschrift, daß Studenten nach Überschreitung einer bestimmten Studienzeit die Universität verlassen mußten. In Deutschland ließ die "akademische Freiheit" eine solche Regelung nicht zu. Dabei verließ hier ein hoher Prozentsatz die Universität, ohne eine Abschlußprüfung gemacht zu haben. Hätte man die Drohnen rechtzeitig entfernt, wäre genügend Raum für

die Arbeitenden gewesen. Man hätte es nicht nötig gehabt, in dem Maße zu erweitern und neu zu bauen. Aber mit Rücksicht auf falsch verstandene Freiheit züchtete man lieber "be-
mooste Häupter".

Das hätte ich gern in einem grünen Heft mit ausführlichen Argumenten belegt. Aber das waren politische Überlegungen, vor denen das Institut sich hüten sollte. Gast erörterte diese Ausführungen in unendlich vielen und langen Besprechungen und verwässerte sie so, daß sie zum Schluß harmlos und nichts-
sagend waren. Dertzen unterstützte ihn dabei. Als er nach langer Gefangenschaft aus Rußland heimkehrte, schlug ich ihm Gast als geeigneten Nachfolger von Klinge und Burmeister in der Leitung der Haushaltsabteilung des Instituts vor. Er bewährte sich vorzüglich in dieser Stellung. Der mecklen-
burgische Finanz- und Wirtschaftsminister, den ich so gern als Staatssekretär in das Reichsfinanzministerium geholt hätte (vgl. Band II, S. 147), verstand wirklich etwas von öffentlichen Finanzen. Als alle Freunde arbeiteten wir bestens zusammen; allerdings ärgerte ich mich manchmal, wenn er allzu sehr auf das von ihm besonders gepflegte gute Verhältnis zum Bundesfinanzministerium und zur CDU bedacht war, für die er, vor allem als Sachverständiger für Lastenausgleich, alles zu vermeiden suchte, was als Kritik an der Regierung angesehen werden konnte.

Ich schrieb nicht nur die jährlichen Analysen des Bundeshaus-
halts, sondern auch andere Hefte über finanzpolitische Probleme: Anleihe- und Schuldenpolitik, Der Finanzminister, Die Finanz-
reform, Das Problem der Rüstungsfinanzierung, Die Sozialreform, Der Bundeshaushalt in der Wahlperiode 1953 - 57, Der Bundes-
haushalt am Kreuzweg, Am Rande des Defizits. In dieser "Rand-
situation" befand sich der Bundesetat ja nicht erst in den
Toer Jahren, sondern schon Jahre zuvor wurden die Grundlagen
gelegt, die den Haushalt immer tiefer in Gefahr und Krise
treiben sollten. Der Bundesfinanzminister Fritz Schäffer, der

dieses Amt von 1949 bis 1957 unter Adenauer innehatte, erkannte die Gefahren und war bemüht, den Trend ständiger Ausgabenerhöhung in Grenzen zu halten. Er hielt den Daumen auf dem Beutel und war das Muster eines Finanzministers, wie ich es in einem Heft beschrieb. Dieses Heft machte auch in sachverständigen Kreisen des Auslandes Aufsehen, so daß es sogar ins Japanische übersetzt wurde.

Als größte Gefahr für Wirtschaft und Finanzen sah ich die drohende Inflation an. Deshalb schrieb ich in dem im Oktober 1956 erschienenen Heft "Die Sozialreform" über den Regierungsentwurf, der am 1. Januar 1957 in Kraft treten sollte, und die "dynamische" Alters- und Invalidenrente, die eine automatische, indexmäßige Anpassung an das nominale Volkseinkommen (einschließlich Geldentwertungen) vorsah: "Die so einleuchtend erscheinende Forderung, auch den Rentner an einer Steigerung der Produktivität teilnehmen zu lassen, übersteigert sich, wenn sie ohne weiteres von einem ständigen Ansteigen ohne Rückschlag ausgeht und darüber hinaus eine "schleichende" Inflation als unvermeidbare Begleiterscheinung moderner Industriedevelopment unterstellt. ... Ebenso wie es ein Aberglaube ist, wirtschaftliche Notzeiten für unmöglich zu halten, ist es ein Irrwahn, anzunehmen, daß man zukünftige Geldentwertungen kalkulatorisch erfassen und sich vor ihren Auswirkungen gesetzlich im voraus sichern könnte. Die Ursachen müssen erkannt und vermieden werden, die eine inflatorische Entwicklung erzeugen können. Ist sie erst einmal ins Leben gerufen, dann hat sie die unheilvolle Tendenz, sich selbst zu beschleunigen, und ist kaum noch aufzuhalten. ... Es gibt aber keine Möglichkeit, den Rentner gegen eine Kaufkraftverschlechterung zu sichern. Jede "Anpassung" hinkt hinterher. Deshalb ist die Aufrechterhaltung stabiler Kaufkraft- und Währungsverhältnisse die Hauptaufgabe und die Grundvoraussetzung der Wirtschafts- wie der Sozialpolitik. Eine gesicherte Rente ohne gesicherte Währung ist eine Illusion. "Sozial" ist eine Politik nur dann, wenn sie diesen Fundamentalsatz anerkennt. ...

Breitet sich das Indexdenken aus, wird der Primat der Währungsstabilität aufgegeben und die Geldentwertung als unentzerrbar hingenommen. Die Indexrente wird denn auch mit vollem Recht als die Kapitulation vor der schleichenden Inflation ... und als ein "Kompressor" in der inflatorischen Bewegung bezeichnet."

Als Gast von der Leitung des Instituts zurücktrat, nahm er sich vor, mit Hilfe von Oertzen und mir ein finanzpolitisches Buch zu schreiben. Zunächst dachte er an eine Geschichte der Finanzpolitik in der Bundesrepublik in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Zusammenbruch 1945. Das wäre ein notwendiges und interessantes Werk gewesen. Wir bestärkten Gast in dieser Absicht und verteilten die Aufgaben in der Weise, daß Gast über Steuern, ich über Haushaltsfragen, Oertzen über Finanzungleich schreiben sollte. Aber Gast, dessen Stärke mehr in der Kritik der Arbeit anderer, als in eigener Schöpfung lag, kam mit seinen Arbeiten nicht voran.

Eines Tages überraschte er uns bei einer unserer abendlichen Zusammenkünfte, bei denen wir alle Vierteljahre bei einer Flasche guten Weins in seiner Wohnung über das zu schreibende Werk sprachen, mit dem Vorschlag, das Thema völlig zu ändern. Wir sollten nun, mit dem preußischen Zollverein beginnend, die europäische Zollunion als Aufgabe nehmen. Einem Aufsatz von mir über die Gründung des Zollvereins stimmte Gast aber nicht zu. Als Braunschweiger wollte er das Verdienst Preußens nicht anerkennen und nahm das Hauptverdienst für die Mittelstaaten, vor allem Braunschweig, in Anspruch. Er selbst verfaßte hierüber einen Aufsatz, der einseitig und wenig überzeugend war. Ich konnte mich nicht einverstanden erklären, und der Mecklenburger Oertzen trat mir bei. Nach einer längeren Pause schlug uns Gast mit einer der plötzlichen Kehrtwendungen, die wir an ihm schon kannten, eines Abends vor, wir wollten nicht die ZWG, sondern die Währung in den Mittel-

- 147 -

punkt unserer Arbeit stellen; das sei doch das aktuellste Problem und die Inflation sei die drohende Gefahr. Wir sind leider nicht über Ansätze hinausgekommen, und Gast ist darüber gestorben.

Gasts Nachfolger, Professor Pagenkopf, neigte nicht wie Gast zu plötzlichen Meinungsänderungen. Er hielt an einer ergriffenen Linie fest. Es ließ sich unter ihm gut arbeiten. Der ehemalige Stadtkämmerer war vor allem an Problemen der Kommunalfinanzen und an Steuern interessiert. Die finanziellen Probleme des Bundes und der Länder überließ er weitgehend dem Leiter der Haushaltsabteilung, meinem Freunde Oertzen. Dieser aber, schon immer zur Rechthaberei neigend, wurde immer selbstherrlicher. Waren bisher meine Entwürfe stets nur Gegenstand einer Besprechung gewesen, an der unter Vorsitz von Gast, später von Pagenkopf, Oertzen, ich und Krug zur Nidda, der Geschäftsführer des Instituts, teilnahmen, so arbeitete jetzt Oertzen meinen Entwurf durch und änderte nicht nur einzelne Worte, sondern strich auch ganze Teile und ersetzte sie durch eigene Ausführungen. Er legte so einen völlig abgewandelten Entwurf vor, der dann zur Grundlage der abschließenden Besprechung gemacht wurde. Ich habe es bald aufgegeben, Pagenkopf bei diesen nicht sehr erquicklichen Erörterungen Schwierigkeiten zu machen, und war ganz froh, als der Termin herankam, den wir schon seit längerer Zeit für die Beendigung meiner Tätigkeit am Institut festgelegt hatten. Das Institut konnte ja auch nicht zwei Achtzigjährige an entscheidenden Stellen arbeiten lassen.

Oertzen schied nicht lange nach mir aus. Er mußte bleiben, bis er seinen Nachfolger eingearbeitet hatte. Wir freuten uns beide, daß unsere persönliche Freundschaft unter den sich abzeichnenden sachlichen Differenzen nicht einen Augenblick gelitten hat. Wenn überhaupt während der langen Jahre meiner Arbeit beim Institut die Atmosphäre dort denkbar erfreulich war, so war das zu einem wesentlichen Teil das Verdienst von Dr. von Krug. Er stammte aus der Zollver-

waltung und hatte Personal- und Organisationsfragen im Institut zu bearbeiten. Bei allen Schriften des Instituts leistete er Koordinationsarbeit. Er bewies dabei eine geschickte, ausgleichende Hand und besaß die für seine Stellung erforderliche Formulierungsgabe und Menschenkenntnis in hervorragendem Maße. Ich habe es vor allem ihm zu verdanken, daß mir die Arbeit in Bonn so leicht und angenehm gemacht worden ist.

Von meinen Arbeiten im Institut hatte man auch im Ausland gehört. Eine Volkswirtschaftlerin, Frau Bodeker, die in der Raumplanung an einem Finanzsystem gearbeitet hatte, aus dem der etwas primitive Kerri seine Vorschläge ableitete, die finanzschwierigkeiten bei der Aufrüstung mit einem Schlage zu beheben, und die damit die Reichsbankdirektoren in Verzweiflung brachte, hatte dieses System noch verfeinert und trug es im In- und Ausland mit sanfter Beharrlichkeit Laien und Sachverständigen als das einzige Mittel vor, alle finanziellen Nöte leicht und schnell zu überwinden. In Argentinien hatte sie Peron beeindruckt und ihm zugesagt, ihm einen Fachmann mit bekanntem Namen zu verschaffen, der ihr Wundersystem in Argentinien ein- und durchführen werde, als erstes leuchtendes Muster moderner Finanzpolitik für die ganze Welt. Nach Bonn zurückgekehrt, bat sie mich, die Bitte Perons, der an mich schreiben würde - sie hatte ihm meinen Namen genannt - nicht abzuschlagen. Ich winkte heftig ab. Gast hatte nicht nötig, mich eindringlich zu warnen. Das war im Jahre 1953. Schwieriger war die Ablehnung vier Jahre später. Der Vizekanzler Blücher hatte bei einem Besuch in Pakistan der dortigen Regierung versprochen, ein deutscher Sachkenner von Format würde ihre völlig verfahrenere finanzielle Lage in Ordnung bringen. Er hatte mich im Auge und wunderte sich, daß ich seinen Vorschlag höflich, aber bestimmt ablehnte.

Bei dieser Gelegenheit erzählte ich Blücher, daß bei der Trauerfeier für den Reichsfinanzminister Peter Reinhold in Darmstadt 1955 kein Vertreter der Bundesregierung, der Freien Demokratischen Partei, des Bundesfinanzministeriums zugegen gewesen sei. An der Spitze der Trauergäste ständen Schacht und ich. Dabei war Reinhold einer der deutschen Demokraten gewesen, auf den sie hätten stolz sein müssen und der sich unter der nationalsozialistischen Herrschaft völlig tadelfrei verhalten hatte. Ich hatte mit Sicherheit erwartet, daß Heuss, Blücher und der Finanzminister Schäffer oder mindestens sein Staatssekretär Hartmann da sein würden. Das sei ein miserabler Stil, sagte ich Blücher. Er gab das rückhaltlos zu. Er sei verreist gewesen. Wäre er in Deutschland gewesen, würde er für eine würdige Vertretung des Bundes gesorgt haben. Als ich ihn am Schluß des Gespräches fragte, wie sich die Kabinettsitzungen unter Adenauer abspielten, erklärte er, die Minister ständen immer stramm die Hand an der Hosennaht. Ich lachte: genau so hätte ich es mir gedacht.

Bei dieser Gelegenheit sah ich Schacht zum ersten Male seit länger Zeit wieder und sagte ihm, als letztes hätte ich ein Bild von ihm in einer Illustrierten gesehen, ihn am Bett des erkrankten iranischen Ministerpräsidenten Mosadegh sitzend, darunter den Text: zwei alte Füchse. "Ja", sagte Schacht, "aber von Mosadegh stimmt's nicht." Er hätte sich nicht verändert.

Wir hatten viele Besuche auf dem Elisenhof. Sonntagsgast war Thilo Trotha, der in Gießen den Coca-Cola-Betrieb leitete, den er mit einem Kredit von Vollrat zusammen mit einem anderen "Standesgenossen" aufgezogen hatte. Seine Telefongespräche mit mir waren in der Kürze unüberbietbar. Ich fragte: "Wann?", er: "Sonntagabend Mittag", ich: "Okay". Meist kam an diesen Sonntagen von Bonn aus auch Anita Dewitz herüber, eine

der reizenden Zwillingstochter von Ottfried und Mädi, die in Bonn Sekretärin war und sich gern mit Thilo traf. Auch für ihn war das der Hauptziehungspunkt des Elisenhofs. Sie heirateten und waren sehr glücklich, bis sie bei der Geburt ihres dritten Kindes starb. Er fand später ein zweites Glück durch die Heirat mit der Zwillingsschwester.

Häufiger Gast auf dem Elisenhof war auch seine Tante Pappa, Gräfin Stosch, vor allem in der Pilzzeit. Sie war begeisterte Pilzsammlerin und konnte sich in den Wäldern um den Elisenhof, in denen es Steinpilze, Reizger, Schirmpilze usw. reichlich gab, richtig austoben. Einige Jahre gab es auch auf der vor dem Hause liegenden Wiese Champignons in großen Mengen.

Von Bad Ems kam regelmäßig, wenn sie dort zur Kur war, Töschchen Plettenberg herüber. Nach dem Tod ihres Mannes, des berühmten Bums, lebte sie mit ihrem Bruder, dem Freiherrn von Ochs, auf Oevinghausen, ihrem durch Abverkäufe stark verkleinerten Besitz, der aber in der Soester Weizenegend gelegen, noch immer recht wertvoll war. Ich suchte sie zu veranlassen, einen der Keererer Jungens oder den Sohn von Kurdi Plettenberg zu adoptieren, damit das Gut in Plettenberg'schen Händen blieb. Aber auf meinen Vorschlag, dem Adoptivsohn das Gut zu übertragen und sich selbst den Nießbrauch einräumen zu lassen, ging sie nicht ein.

Sie hatte - unter dem Einfluß ihres Bruders, der seinen Namen wohl nicht zu Unrecht trug, - eine panische Angst, die Sozialdemokraten könnten an die Regierung kommen und würden ihr dann die Generalpension, die sie seit 30 Jahren bezog, nehmen. Meine Versicherung, es würde noch über 10 Jahre dauern, bis die Sozialdemokraten ans Ruder kämen und sie würden dann bestimmt die Offiziers- und Witwenpensionen nicht streichen, fruchtete nicht. Töschchen war ein typisches Beispiel der in den Rechtskreisen noch weitverbreiteten Auffassung, daß die Sozialdemokraten wilde Revolutionäre wären,

- 151 -

die den Bürgerlichen Eigentum und sonstige Rechte fortnehmen würden. Als sie 1962 starb, stellte sich heraus, daß sie Oevinghausen an Bethel vermacht hatte.

Nabe bei Arenberg lag Dierdorf. Wir entdeckten in dem Leiter der dortigen Heimschule, Heiner Hoffmann, einen Neffen. Er war ein Sohn meiner Cousine Maria aus ihrer zweiten Ehe mit dem Rathmannsdorfer Pastorensohn Hans Hoffmann, der selbst auch Pastor war. Heiner baute das kleine, der Kirche gehörende Internat mit gewaltiger Energie innerhalb erstaunlich kurzer Zeit zu einer großen Schule aus. Wie alle tatkräftigen Menschen, die an sich und ihre Mitarbeiter hohe Anforderungen stellen, war er kein bequemer Chef. So mißglückte auch ein Versuch, Gisela Krosigk als Leiterin einer der Heimehäuser unterzubringen. Sie überwarf sich mit Heiner, weil sie den Zöglingen gegen sein Verbot Süßigkeiten zusteckte u.ä. Auch andere Lehrer wollten sich dem "diktatorischen" Regiment nicht fügen und beschwerten sich bei der Kirchenleitung in Düsseldorf. Die Kirche, ängstlich gegenüber Drohungen und Ungeschick in der Behandlung solcher Dinge, veranstaltete einen Elternabend, der tumultuarisch verlief und bei dem die Eltern geschlossen für Heiner Stellung nahmen. Daß eine zornige Mutter am Schluß dem Präses in das Auto spuckte, trug zur Befriedung nicht bei. Ich hatte auf der Seite von Heiner gestanden, riet ihm schließlich aber doch, einen Kompromißvorschlag der Kirche anzunehmen, aus Dierdorf auszuscheiden und sich von der Kirche eine erhebliche Abstandssumme auszahlen zu lassen. Mit ihr hat er dann ein Anwesen gekauft und dieses wieder zu einem Internat ausgebaut, dieses Mal zu einem eigenen, in das ihm kein Oberkirchenrat hineinreden konnte. Solange er in Dierdorf war, haben wir ihn oft besucht. Einmal trafen wir dort seine Tante Lisbeth Hoffmann, die einst an den französischen Stunden unter dem alten Behling teilgenommen hatte, mir die erste - unvollständige und auch nicht ganz richtige - Aufklärung hatte zu teil werden

lassen, dann den Oberpfarrer Kluge heiratete und eine großartige Pfarrfrau wurde - ein Wiedersehen nach Jahrzehnten!

In der Pfaffendorfer Kirchengemeinde wurde ich bald Presbyter und dann auch Kirchmeister. Der choleriche Pastor primarius Gladischewski war ein Prachtmann, konnte aber nicht immer mit dem zweiten Geistlichen auskommen, vor allem als ein Anhänger Niemöllers, der den Wehrdienst ablehnte, auf diese Stelle kam. Als dann auch noch der Koblenzer Wehrkreispfarrer dritter Geistlicher in unserer Gemeinde wurde, weil die Koblenzer Kasernen in Pfaffendorf lagen, kam es bei den Presbytersitzungen häufig zu heftigen Disputen, bei denen der Kirchmeister vermitteln mußte.

Zu Pfaffendorf gehörten eine ganze Reihe kleiner Ortsteile, wie Ehrenbreitstein und Arenberg, die von den Gemeindepfarrern kirchlich betreut wurden. In Arenberg, das weder eine evangelische Kirche noch eine Kapelle hatte, fand alle vier Wochen ein Gottesdienst statt, für den die katholische Schule einen Raum zur Verfügung stellte. Da die evangelischen Gemeindeglieder um häufigeren Gottesdienst baten, hielten Edl und ich Andachten ab. Sie spielte Orgel und ich vertrat den Pastor. Obwohl ich in der Gefangenschaft manche "Predigt hinter Stacheldraht" gehalten hatte, beschränkte ich mich darauf, aus einem guten Predigtbuch vorzulesen, nachdem ich die Predigt genau durchgearbeitet und jedes überflüssige Wort gestrichen hatte. Dabei stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß schon in sieben Minuten eine völlig ausreichende Predigt gehalten werden kann. Als Kirchmeister sorgte ich dafür, daß mit den damals immer reichlicher fließenden Kirchensteuern die Kapellen in Ehrenbreitstein und anderen Orten in Ordnung gebracht und in Arenberg den Haub einer Kirche in Angriff genommen wurde. Als sie eingeweiht werden konnte, wohnten wir schon in Essen.

Arenberg war ein vielbesuchter katholischer Wallfahrtsort. Ein tüchtiger Geistlicher, der etwas von der Kunst des Werbens verstand, hatte in Jahren unermüdlcher Tätigkeit viele Schau- und Andachtsobjekte zusammengetragen. Es war vieles darunter, worüber man nur staunen konnte. Auch mein alter Kampfgefährte Hövel, der öfter zur Kur in Arenberg weilte und wirklich ein frommer Mann war (vgl. Band I, S. 244), schüttelte den Kopf über den Kitsch, der sich dort häufte. Aber zur Aufnahme der Pilger, die oft, vor allem aus Holland und Belgien, zu Hunderten in Autobussen anreisten, waren viele Hotels in Arenberg entstanden. Der kleine Ort hatte eine überraschend große Zahl von Herbergen aller Art. Gegenüber der Kirche lag das größte Hotel, in dem 1958 auch der Krosigk'sche Familientag abgehalten wurde.

Bald nach dem Zusammenbruch hatte man begonnen, den Zusammenhalt in der Familie wieder zu pflegen, ihr eine neue zeitgemäße Satzung zu geben und Familientage erneut ins Leben zu rufen. Der Familienvorsitzende, der prächtige Admiral Wilhelm, der in der Marine den Spitznamen die "Muspulle" gehabt hatte, gab sich von Halle aus, wo er mit seiner Frau Netti Külow wohnte, große Mühe, Fäden zu knüpfen und die Familie wieder zu einem echten Verband zu machen. Er arbeitete selbst die Satzung aus, die auch heute noch in Geltung ist. Nur der von ihm für den Familienvorsitzenden vorgeschlagene Name des "Geschlechtsältesten" gefiel uns nicht. Wilhelm starb 1953 in Kummerfeld, wo seine Tochter Gisela Bode lebt. Ich wurde sein Nachfolger.

Man hat als Familienvorsitzender, wenn man sein Amt ernst nimmt, mehr zu tun, als allgemein angenommen wird und als nach außen in Erscheinung tritt. Die Zahl der Familienmitglieder, die um einen Rat bitten oder ihr Herz ausschütten möchten, ist nicht klein. Ich hatte eine umfangreiche Familienkorrespondenz. Ich habe mir große Mühe gegeben, Dinge zu fördern oder ins Leben zu rufen, von denen ich mir eine

Belebung und Festigung des Gedankens der Großfamilie versprach. Für jeden der zweimal im Jahr an alle Mitglieder der Familie versandten Rundbriefe mit Beiträgen aus der Familiengeschichte und über Erlebnisse aus der Gegenwart habe ich mindestens einen Beitrag geschrieben; zu meiner Freude erhöhte sich die Zahl der jungen Familienmitglieder, die über Reisen oder andere Erlebnisse berichteten.

Besonders lag mir die Fortführung der Krosigk'schen Familiengeschichte am Herzen. Die bisherige stammte aus dem Jahre 1856. Es war viel nachzuholen. Man hatte bisher die Frauen der Familie stiefmütterlich behandelt. Oft wurden sowohl die Frauen, die in die Familie geheiratet, wie die Töchter, die hinausgeheiratet hatten, gar nicht erwähnt, in keinem Fall wurde ein Lebensbild gegeben. Aber auch bei den Männern beschränkte man sich mit wenigen Ausnahmen darauf, die äußeren Lebensstationen zu nennen. Über den Charakter wurde nicht viel gesagt. Die Nachfahren konnten sich kein Bild davon machen, was für ein Mensch der Vorfahr gewesen war. Ich wollte das grundsätzlich ändern. Den Frauen sollte ihr Recht werden, und bei allen Lebensbildern kam es mir mehr auf die Charakterisierung als auf die Aneinanderreihung von Daten an. Das machte viel Arbeit. Die meisten Kapitel habe ich selbst geschrieben. Wir sind auch mit der Veröffentlichung vorwärts gekommen, aber nicht so, wie ich es gern gewollt hätte.

Dem Zusammenhalt der Familie dienten auch die alle zwei Jahre abgehaltenen Familientage, auf denen sich etwa 60 Familienmitglieder trafen, also rund die Hälfte derer, die, Kinder mitgerechnet, der Familie angehörten. 1954, 1960 und 1962 fand der Familientag in Detmold statt, 1964, 1968, 1970 und 1972 in Essen, 1974 soll er wieder in Detmold abgehalten werden. Es wurden stets Vorträge gehalten. Die älteren Mitglieder freuten sich, wenn sie etwas aus der Familiengeschichte zu hören bekamen, die jüngeren waren mehr für aktuelle

- 155 -

Thematik. Ich war sehr erfreut, daß die Aussprache im Anschluß an Vorträge immer lebhafter wurde. Im übrigen muß ich gestehen, daß ich Wahlen und Beschlüsse über "Regularien" schnell und mit milder Diktatur zustande brachte. Boshafte Vettern behaupteten, ich stellte immer schon die einstimmige Annahme fest, bevor man sich darüber klar geworden sei, um was es sich handelte.

Für die engere Verbindung der Jugend mit der Familie erwiesen sich zwei Einrichtungen als besonders zweckmäßig. Die eine war die Schaffung eines Arbeitskreises, dem unter gleichbleibendem Vorsitz jüngere Mitglieder der Familie angehörten, der öfters im Jahr zusammentrat und Anregungen zur Förderung des Zusammenhaltes in der Familie gab. So entstammte dem Arbeitskreis der Vorschlag, daß in den Jahren, in denen kein Familientag stattfand, vier Vettern und Cousinen im Alter zwischen 14 und 18 unter Führung eines etwas älteren Einzelmitgliedes oder Paares eine mehrtägige Reise unternehmen sollten. Fahrten nach Berlin, Hamburg und Salzburg haben den Zweck dieser Reisen voll erfüllt.

Ich wollte 1974 den Familienvorsitz abgeben, habe mich aber durch die Bitten vieler Familienangehöriger bewegen lassen, noch zwei Jahre länger zu bleiben. Erst seit 1906 hat es bei uns Familienvorsitzende gegeben, die als solche bezeichnet wurden und die über eine längere Zeit, meist bis zu ihrem Tode, im Amt blieben, von 1906 bis 1919 der General Max, von 1919 bis 1932 mein Halbbruder Oedo, von 1932 bis 1938 der Admiral Günter, dann Wilhelm. Man wählte für diesen Posten Vettern, die hierfür genügend Zeit und die nötige Autorität hatten, also stets einen der Ältesten, aber nicht etwa den jeweiligen Senior. Die vier genannten Vorsitzenden hatten, als sie gewählt wurden, noch ältere Vettern. Man schrieb auch nicht vor, daß die Zweige abwechseln sollten, etwa die großen Äste Poplitz - Gröna und Hohenerleben - Rathmannsdorf,

in die unsere Familie sich teilte. Max gehörte dem ersten, mein Bruder Dedo dem zweiten an. Er pflegte aber oft zu sagen, nach ihm sei nun wieder einer des anderen Astes "dran". Tatsächlich gehörte auch sein Nachfolger Günter dem Poplitzer Ast an, aber ebenso der Admiral Wilhelm. Für seine Wahl gab den Ausschlag, daß er, als Verabschiedeter hoher Offizier, für dieses Amt Zeit und Eignung besaß. Ich glaube, daß auch bei der Wahl meines Nachfolgers solche Beweggründe bestimmend sein werden.

Bald nachdem wir uns im Eisenhof niedergelassen hatten, wurde in Koblenz ein Adelsverband gegründet. Man wählte mich in den Vorstand. Der eingeseessene Adel der Rheinprovinz hielt sich abseits. Seine katholische Adelsgenossenschaft genügte ihm. Es war gar nicht leicht, einen katholischen "Renommierschulzen" in den Vorstand zu bekommen. Ich machte die Erfahrung, daß bei den Besprechungen über Zulassung von "Bürgerlichen" zu den Bällen und ähnlichen Fragen der Uradel viel toleranter war als der Briefadel. Je neuer der Adelsbrief, um so schärfer war der Standpunkt. Den Vertriebenen, die gern wieder eine Geselligkeit haben wollten, wurde an Vorträgen, Bällen und gemeinsamen Fahrten eine ganze Menge geboten.

Auf einer solchen Rheinfahrt 1955 sah ich im Garten des Lokals, wo wir gelandet waren, einen Mann stehen, dem man auf Hunderte von Metern den General ansah. Ich kannte ihn auch, es war Falkenhausen, der nach seiner Entlassung in Nassau wohnte. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn noch nicht besucht hatte. Wir begrüßten uns herzlich. Ich bedauerte, daß wir uns jetzt erst wiedersähen. Ja, sagte er, er sei lange krank gewesen. Dann würde ich ihn bald besuchen, es sei ja nur ein Katzensprung. Er sah verblüfft aus: "Sind Sie denn nicht der Schwerin-Krosigk?" Als er weiter fragte, ob ich nicht "da irgendwo bei Koblenz" wohnte, merkte ich, daß er jedenfalls nicht Falkenhausen war und entschuldigte mich, ich würde an meinem Tisch erwartet. Eine Dame an diesem Tisch,

die ich fragte, wer der Herr sei, mit dem ich gesprochen hätte, sagte, sie glaube, es sei Falkenhausen. Ich lächelte, das glaube sie und das glaubte ich, aber er selbst nicht. Andere, die ich nach Tisch fragte, kannten ihn nicht. Auf der Rückfahrt am Abend stiegen unterwegs die Wiesbadener aus, darunter auch mein unbekannter Bekannter. Da fiel es mir ein, es war der Generaloberst von Salmuth, einer meiner Bridge-Partner in Landsberg. Ob er und Falkenhausen sich wirklich ähnlich sahen, weiß ich nicht. Aber es war derselbe Typ: kahler Kopf, intelligentes Gesicht, hochmütiger Ausdruck und näselnde Sprache. Leider bin ich keinem von beiden wieder begegnet.

Im August 1966 ist Falkenhausen hochbetagt gestorben. Er war, wie ich schon in "Es geschah in Deutschland" schrieb, eine Ausnahmeerscheinung unter seinen Berufskameraden. Seitdem er Militärattaché in Japan, später militärischer Berater und Freund Tschiang Kaischeks in China gewesen war, beeinflusste die Weisheit und Geduld des fernen Ostens immer stärker sein Lebensgefühl. Er war ein Philosoph, der östliche Geschichte und Lehren, in Sonderheit die des Konfuzius, beherrschte wie die anderen das Exerzierregiment. Unter dem Nationalsozialismus wurde er Militärbefehlshaber in Belgien.

Tatsächlich war Belgien eine Oase unter den besetzten Ländern, Falkenhausens Organisation eine Musterverwaltung. Ein minder tapferer Mann hätte es nicht auf sich genommen, eine solche Rolle zu spielen, ein minder kluger General hätte sich nicht vier Jahre vor Hitlers und seiner Helfer argwöhnischen Augen halten können. Schließlich brachten ihn seine Hauptgegner, Himmler und Säuckel, zur Strecke. Da er zu den "Verdächtigen" gehörte und viele Beziehungen zu den Männern des 20. Juli unterhielt, die bei ihm in Brüssel zahlreiche Besprechungen abgehalten hatten, sperrte man ihn ins KZ. Es war paradox, daß der gleiche Mann, der wegen seines "lauen" Verhaltens in Belgien von den Deutschen abgesetzt und eingekerkert wurde, nach dem Kriege Jahre lang als "Kriegsverbrecher" durch

Dutzende alliierter Gefängnisse und Stacheldraht-Camps geschleppt und schließlich von den Belgiern zu einer langen Haftstrafe verurteilt wurde. Die öffentliche Meinung verlangte die Bestrafung des Mannes, der an der Spitze der verhassten Besatzung gestanden hatte. Eine objektive Abwägung mußte die Art seiner Amtsführung würdigen. Das Kompromißergebnis eines politischen Kräftespiels war die Verurteilung und der kurz darauf erfolgte Nachlaß der Strafe.

1953 schrieb mir Dr. Schäffer, unter dem ich im Finanzministerium gearbeitet hatte, als er dort von 1929 bis 1932 Staatssekretär war, und der seit 1933 die Geschäfte des Kreuger-Konzerns in Schweden führte, er käme für ein paar Tage nach Deutschland und würde mich gern wiedersehen. Er lud mich in das "Weiße Rob" in Niederbreisig ein, eines der guten Restaurants am Mittelrhein. Dort hatten wir ein mich beglückendes Wiedersehen. Ich rechnete es Schäffer hoch an, daß er als Jude keinen Anstand nahm, sich mit einem Minister des Hitler-Kabinetts zu treffen.

In der Unterhaltung fragte ich, ob er den Schweizer Bankier Somary wiedergesehen hätte, der uns 1930 die hervorsteckendsten Krisenereignisse, den Krach der Wiener und Berliner Großbanken, die Lösung Englands vom Gold und den Zusammenbruch des Kreuger-Konzerns so genau vorausgesagt habe. Schäffer hatte ihn in Amerika getroffen und gebeten, wieder eine Zukunftsprognose zu stellen. Somary hatte aber erwidert, das könne er nicht mehr; jenseits der Eisernen Mauer könne man weder die Menschen noch die Fakten genügend, um begründete Voraussagen machen zu können; man sei auf das Gefühl angewiesen. Befürchtungsmäßig möchte er sagen, es werde keinen Krieg geben, aber die Demokratien würden untergehen. Schäffer fügte hinzu, die französischen Großindustriellen hätten ihm gesagt, Frankreich könne nur noch das Königtum retten oder der General de Gaulle, aber nicht die Demokratie. Ich habe seitdem mit Schäffer bis zu seinem Tode korrespondiert. Ich sah ihn auch

noch mehrfach wieder. Er besuchte wiederholt, 1954 zum ersten Male, die "RFM-Treffen", die jährlichen Zusammenkünfte der Angehörigen des früheren Reichsfinanzministeriums. Wir waren und sind das einzige Ressort, dessen frühere Mitglieder, ob Pensionäre oder noch aktive Beamte, sich an einem Abend unter ihrem alten Chef trafen.

Schäffer vermachte seine berühmten Stenogramme dem Institut für Zeitgeschichte in München. Er hatte lebenslang alle Gespräche, die er geführt hatte, stenographisch festgehalten und die Stenogramme in Hunderten von Heften, zeitlich geordnet, gesammelt. Brüning untersagte ihm das Mitschreiben im Kabinett, es machte den Kanzler nervös. Dietrich sagte, das brauche Schäffer für seine Memoren. Als Brüning fragte, wann sie erscheinen sollten, antwortete Schäffer, das wisse er nicht, er könne nicht einmal sagen, ob sie je erscheinen würden, er kenne nur, falls sie erscheinen sollten, den Titel. "Und wie soll der heißen?" fragte, nun doch neugierig geworden, der Kanzler. Freundlich lächelnd mit leichter Verbeugung sagte Schäffer: "Im Schatten der Titanen!"

Das Institut, mit dem ich viel zusammengearbeitet habe, fragte bei mir an, ob ich die Jahre 1929/31, aus denen das Institut Klarschrift-Hefte hätte herstellen lassen, durchsehen, vielleicht sogar kommentieren würde. Es waren natürlich Fehler vorhanden, sowohl im Urtext wie in der Übertragung, manches blieb ohne Erläuterung unverständlich, die Menschen, mit denen Schäffer gesprochen hatte, waren unbekannt. Ich habe die Arbeit gern übernommen und zu jedem Heft einen Kommentar geliefert, mit Berichtigungen, Ergänzungen und Erläuterungen. Das Institut war beglückt, es hat nun einen kommentierten, in mancher Beziehung einzigartigen Zeitbericht, den noch viele junge Historiker zu Doktorarbeiten benutzen können. Den größten Gewinn aber hatte ich, denn Schäffers Berichte, die mich häufig nannten, brachten mir unbekanntes Einzelheiten über die Zeit, in der ich Etatsdirektor war, und auch ver-

gessene Details über mein eigenes damaliges Leben. Ich konnte viel für mein Buch "Staatsbankrott" daraus entnehmen.

Auf meinen Glückwunsch zu Schöffers 80. Geburtstag antwortete er mir aus Badenweiler. Er machte dort eine Kur und konnte deshalb am Maitreffen des Reichsfinanzministeriums nicht teilnehmen. Er habe gerade seine Stenogrammbücher aus der Brüningzeit durchgearbeitet und dabei festgestellt, daß wir uns immer einig gewesen seien. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns habe es nur darüber gegeben, ob sich die Prüfung der Reichsbank durch den Rechnungshof auch auf die Wirtschaftlichkeit erstrecken solle oder nicht. Die Differenz kann nicht sehr tief gegangen sein, denn ich weiß nicht mehr, welchen Standpunkt ich vor mehr als 30 Jahren vertreten habe.

Im Jahre 1954 war ich zwei Wochen in München, um bei meinem zahlreichen dortigen Bekannten, denen ich längst einen Besuch versprochen hatte, Tirpitz, Renne-Pink, Fritsch, Dörnberg, Maricha Ribbeck, Blücher, Brugger u.a., dieses Versprechen einzulösen. Ich wohnte bei Ehrengard, und soweit sie Zeit hatte, fuhr sie mich zu meinen Bekannten. Eines Abends war ich bei dem früheren Gesandten von Saucken eingeladen. Er pflegte in Berlin zu kleinen Herrenessen in seiner Junggesellenwohnung einzuladen, wo man ein herrliches Essen bekam, das seine Haushälterin gezaubert hatte. Nach dem Essen ging man in die Küche und bedankte sich bei der Zauberin. In München wohnte Saucken im 4. Stock, es gab keinen Lift, Ehrengard und ich waren etwas atemlos, als wir oben klingelten. Die Tür ging auf, und in ihr stand - weiß Gott, meine alte Bekannte. Ich begrüßte sie herzlich, erinnerte sie an Berlin klopfte sie auf die Schulter und war "so richtig leutselig", wie Ehrengard hinterher boshaft berichtete. Als Saucken aus dem Wohnzimmer kam, sagte ich ihm, ich frische gerade Erinnerungen auf mit "Ihrer - äh - äh", ja, was war sie eigentlich, Köchin, Haushälterin? Saucken half mir ein: "Wir haben

Im vorigen Monat geheiratet." Ehrengard freute sich diebisch, sie habe ihren Vater zum ersten Male sprachlos gesehen, bis er sich gefaßt und der Hausfrau mit einem "nachträglichen Glückwunsch" die Hand geküßt habe. Der Abend wurde dann aber sehr gemütlich; das Essen war ebenso gut wie in Berlin, nur saß jetzt die Zauberin mit am Tisch.

Am Karfreitag 1954 fuhr ich mit Ehrengard und Dedo, der damals in München studierte, nelmwärts zum Elisenhof. Wir benutzten die Romantische Straße und genossen ihre Schönheften. Abends waren wir in Wertheim und wollten dort übernachten. Aber wir fanden keinen Raum in den Herbergen. Vielleicht bekämen wir in einem Dorf jenseits des Mains noch Quartier, tröstete man uns. Wir fuhren los, überschritten den Main und sahen nach einer Weile ein Lokal an der Straße liegen. Einmal wollten wir es noch versuchen, Dedo ging hinein und kam strahlend zurück: es seien noch Zimmer frei, und sie sähen sauber und ordentlich aus. Wir quartierten uns ein, tatsächlich waren die Zimmer in Ordnung und die Betten hervorragend. Unten war nur eine einfache Gaststube mit Bierausschank. Wir setzten uns an die Theke, wo uns das nette Wirtspaar, aus Berlin stammend und erst seit kurzem hier, selbstgemachte Würste und selbstgebräunten Kirsch - beides ausgezeichnet - vorsezte. Nur die Gesellschaft war gemischt. Zu den "Vrdulins", die in immer größerer Zahl sich in der Gaststube niederließen, gesellten sich immer mehr schwarze amerikanische Soldaten. Wir waren in einen Soldaten-Puff geraten.

Im Mai 1954 fand die Hochzeit von Anita Krosigk, der Ältesten Enkeltochter meines Halbbruders Dedo, mit Heinz Bodelschwingh in Hoeren statt. Seit langer Zeit zum ersten Mal sah ich das alte Heeren wieder in festlichem Glanz erstrahlen. Bei Tisch führte ich die Schwedin Frau Carigron, die Mutter der verstorbenen ersten Frau von Heinz. In Schweden, sagte sie mir, würden beim Hochzeitessen viel mehr Reden gehalten. Sie

würde gern selber sprechen, sie wüßte nur nicht, ob sie genug Deutsch könne. Da brauche sie keine Sorge zu haben, sagte ich. Bismarck habe Bednern geraten, vor jeder Rede eine halbe Flasche Sekt zu trinken, dann schwinde alle Befangenheit. Ich würde mich bemühen, ihr mit diesem Mittel alle Ängstlichkeit zu nehmen. Sie hielt eine reizende Rede, in der sie ihres lieben Schwiegersohns junge Frau als neugeschenkte Tochter begrüßte.

Ihr Sohn hielt eine Trallrede, in der er Zitate deutscher Dichter brachte, die er alle mit falschen Vornamen benannte - Johann Wolfgang Schiller, Friedrich Goethe usw. -, und die zum Schluß ein Schnarchkonzert durch das Grammophon ertönen ließ - Heinz in der Nacht. Frau Carlgren vermaßte noch eine Rede auf die Hausfrau und forderte den uns gegenüberstehenden Bundestagspräsidenten Gerstenmaier, der als Studienfreund des Bräutigams geladen war, hierzu auf. Er zierte sich noch ein bisschen, er würde sicher gegen die Etikette handeln, die in solchen Adelshäusern herrsche. Da brauche er keine Angst zu haben, sagte ich ihm über den Tisch, die Verantwortung nähme ich auf mich. Er ließ sich gern erweichen, begann aber damit, das junge Carlgren Scherzrede habe ihm viel Spaß gemacht, doch als Schwaben habe es ihn geschmerzt, seinen Landsmann Schiller mit falschem Vornamen genannt zu hören. Gerstenmaier schien mir nicht allzu viel Humor zu besitzen. "Kerlchen, du merkst auch alles," rief ihm der Botheler Bodenschwingh zu.

Die Taufe von Wilfried, eines ältesten Jungen, fand im Juni 1954 auf dem Klisenhof statt. Es war die erste der Enkeltaufen, die wir den Kindern abnahmen, solange sie selbst noch keine entsprechende Wohnung hätten. Und es war das erste größere Fest, das wir auf dem Klisenhof gaben. Poensgens waren nicht da und hätten uns ihre Essstube überlassen, in der wir unsere 24 Gäste bequem setzen konnten. Da es hauptsächlich

Damen waren, hatte ich mit einer halben Flauche je Kopf bei der Bowle gerechnet. Ich mußte erheblich nachfüllen. Tones hatten offenbar trinkfeste Patinnen gebeten.

Bei allen Taufen fiel mir die nette Frommelgeschichte ein, die Ömi, meine Schwiegermutter, so gern erzählte; sie hatte diese Taufe selbst miterlebt. Der alte Oberhofprediger Frommel, den die Berliner Leutnants respektlos den Waulspriester nannten, war ein Schalk. Er sollte eine Taufe abhalten, an der auch der Kaiser teilnahm; es war eine Haustaufe. Alles war versammelt, auch der Kaiser. Der alte Frommel stand, in Gedanken oder in Gebet versunken. Die Taufeltern nickten ihm zu, er möge doch anfangen. "Ist alles bereit?" fragte der Alte. Sie nickten wieder. Doch er stand erneut eine Weile schweigend da, dann fragte er zum zweiten Male: "Ist wirklich alles bereit?" "Ja, Ja", erwiderten die Ältern. Da begann der Alte: "Ich habe schon Taufen erlebt, bei denen nach Gottes Rat-schluß der Vater fehlte. Ich habe auch Taufen erlebt, bei denen nach Gottes unerforschlichen Willen die Mutter fehlte. Aber bisher habe ich noch keine Taufe erlebt, bei der der Täufling fehlte." Den hatte man nämlich in der Aufregung um des Kaisers Ankunft wirklich vergessen.

Im September 1954 fuhren wir mit Tones nach Meran, das Edi und ich aus einem Besuch in den Zoer Jahren in schönster Erinnerung hatten. Im bunten Herbstlaub und der Fülle blauer Trauben war es herrlich. Dagegen enttäuschte uns Venedig. Der abbröckelnde Putz der Paläste, aus deren Fenster die Wäsche zum Trocknen hing, und der infernalische Gestank der Kanäle ließen den Verfall zu sehr hervortreten. Auch St. Moritz war eine Mittlere Enttäuschung. Wir fuhren über den Garda-, den Comer-See und die Schweiz zurück, aber der Engadin, den ich in Erinnerung an meine Fahrt dorthin zu Reinhold vor 30 Jahren Edi so angepriesen hatte, lag im dicken Nebel.

In Meran waren wir noch mehrfach, 1956 mit dem Brautpaar Bismarck, Dedo und Bia, 1960 mit Bia und Penita. In dem Hotel Schloß Labers, in dem wir 1956 wohnten, saß am Nebentisch ein älteres Ehepaar mit zwei jüngeren Damen. Ich zeigte meinen Kindern den alten Herrn und sagte ihnen, so ähnlich habe der Finanzminister Hermes vor 25 Jahren ausgesehen. Am nächsten Tag sagten sie mir, ich würde lachen, es sei Hermes selbst. Als ich das Ehepaar begrüßte, dankte mir Frau Hermes herzlich und bewegt noch einmal dafür, daß ich ihrem Mann 1945 das Leben gerettet hätte. Den Trick, mit dem ich den zum Tode Verurteilten über die Runden brachte, habe ich an anderer Stelle erzählt.

Schloß Labers war von 1943 bis 1945 das Hauptquartier des Mannes, der die vom deutschen Geheimdienst in jahrelanger Arbeit mit dem Ziel, die englische Währung zu ruinieren, hergestellten falschen Pfundnoten in größerem Umfang im Ausland unterbrachte. In Italien wurde viel abgesetzt, da die Bevölkerung die schlechten Lira-Noten loswerden und sich rechtzeitig mit der Währung der "Befreier" eindecken wollte. Selbst Partisanen waren häufig bereit, die Waffen, die ihnen die Alliierten durch U-Boote und Fallschirmabwürfe zukommen ließen, den Deutschen gegen Pfundnoten zu verkaufen. Es war ein raffiniert ausgedachtes, freilich nicht ungefährliches Geschäft, mit falschen Pfundnoten von den Partisanen Waffen zu kaufen und diese den Deutschen Truppen zur Bekämpfung der Partisanen zur Verfügung zu stellen. In den Tagen des Zusammenbruchs wurden die Restnoten ebenso wie die Maschinen und Druckplatten vernichtet. Ein letzter Transport nach Tirol kam wegen der Verstopfung der Straßen nicht durch. So wurde die Ladung in den Traunsee gekippt. Da die Kisten mit den Pfundnoten in einigen Tagen auseinandergingen, war der See mit Noten bedeckt. Bayern und amerikanische Soldaten fischten um die Wette. Durch die "Aktion Bernhard" wurde am meisten die Bank von England geschädigt. Nach dem Krieg wurden alle britischen Noten von fünf Pfund aufwärts aus dem Verkehr gezogen und durch neue ersetzt.

Auf der Fahrt nach Meran machten wir mehrfach in Oberaudorf am Inn Station bei meinem alten Freund und Ministerkollegen Magnus Braun. Wir starteten ungefrühstückt in München und Dekamten zwischen 10 und 11 ein herrliches reichhaltiges Frühstück bei ihm. Als wir Brauns besuchten, lebte noch seine wunderbare Frau. Nach ihrem Tode bin ich nur noch einmal nachmittags in Oberaudorf gewesen, ein Jahr bevor Magnus starb. Er war damals schon in den Neunzigern und konnte nur noch schlecht gehen, war geistig aber frisch und lebhaft wie eh und je. Mich begrüßte er mit: "Na, Sie Springinsfeld!" Das hatte mir, der ich immerhin auch schon in der zweiten Hälfte der Achtziger war, seit langem keiner mehr gesagt.

Als er uns Bilder zeigte, erblickte meine Tochter Almuth, die mich im Auto von München gebracht hatte, neben dem Staatssekretär Sigismund und dem Raketenkonstrukteur Werner noch einen dritten Sohn, von dem sie nichts wußte und fragte nach ihm. Magnus lachte, das sei eigentlich der klügste von den dreien, jedenfalls verdiente er am meisten Geld. Braun konnte mit Recht stolz sein auf seine drei Jungs.

Bei einem unserer Besuche in Oberaudorf führen meine Frau und ich von Brauns noch zu einem seiner Nachbarn, einem alten Bekannten aus Berlin, Joachim Stülpnagel. Er war von den drei Stülpnagel-Generälen, dem roten, dem blonden und dem schwarzen, wohl der bedeutendste. Otto und Heinrich waren nacheinander Militärbefehlshaber in Frankreich. Ich pflegte sie während des Krieges aufzusuchen, wenn ich nach Paris kam. Heinrich war an der Verschwörung gegen Hitler beteiligt. Als er nach Berlin zitiert wurde, machte er einen Selbstmordversuch, der zu seiner Erblindung führte; er wurde als Blinder hingerichtet.

Joachim stand dreimal in seinem Leben unmittelbar davor, eine entscheidende militärische Stellung zu bekommen, und

scheiterte jedesmal im letzten Augenblick. 1930 sollte er Chef der Heeresleitung werden, aber er war Groener und Schleicher doch zu selbstständig. 1933 gratulierte ihm Blomberg aus Genf telephonisch zur Ernennung zum Wehrminister; zwei Tage später war Blomberg selbst Minister. Stülpnagel sei ihm, sagte Hitler, zu eigenwillig. 1939 wurde er Ende August zum Chef des Ersatzheeres ernannt. Als Hitler aber erfuhr, daß er gegen den Krieg sei, entließ er ihn. Stülpnagel hat in seinen, nur für einen kleinen Kreis bestimmten Erinnerungen meinen Besuch in Oberaudorf erwähnt.

Der Pastor von Kastellaun im Hunsrück besuchte mich auf dem Elisenhof. In seiner Gemeinde sei Unfrieden ausgebrochen. Ein Teil sei bemüht, das Gute am Nationalsozialismus zu betonen - viele seien ihm tatsächlich aus Idealismus beigetreten - und das Schlechte zu bagatellisieren; der andere Teil verurteile den Nationalsozialismus in Bausch und Bogen und breche über alle PG unterschiedslos den Stab. Ich möchte doch hinkommen und den Leuten sagen, wie es wirklich gewesen sei. Ich war von 1954 bis 1956 wiederholt in Kastellaun und sprach jedes Mal vor etwa 50 Zuhörern, die Diskussion pfliegte bis Mitternacht zu dauern. Aus dem gleichen Grunde war ich im Oktober 1960 in Pyrmont, um auf Bitte eines jungen Göttinger Historikers seine hauptsächlich aus Ostpreußen und Balten bestehende Gefolgschaft, die wegen derselben Frage auseinander zu brechen drohte und der er während 14 Tagen Vorträge zuverlässiger Sachverständiger halten lassen wollte, über das Dritte Reich zu informieren. Ich habe drei Tage mit den netten Studenten debattiert. Es war anstrengend, aber auch beglückend, bis zu 12 Stunden am Tage mit dieser wüßbegierigen Jugend zu sprechen. Der Leiter schrieb mir, er habe es mir mitzuverdanken, daß der Miß sich habe schließen lassen.

Das Jahr 1955 brachte zwei für uns wichtige Ereignisse. Im August fand die Doppelhochzeit von Alfred mit Jutti Brackel und von Almut mit Ecki Arnim statt; 70 Gäste feierten mit

uns in Koblenz. Im September wurden die Gefangenen aus russischer Haft entlassen. Es war für unsere Anni eine nervenzerrüttende Zeit, wenn täglich das Radio die Namen der Heimkehrer mitteilte und der Name Raison nicht dabei war. Am 12. Oktober wurde ich von Gorri Bismarck angerufen, er sei gerade aus Rußland kommend, in Montabaur bei seiner Mutter angekommen und wolle mir nur sagen, Anni brauche sich nicht zu sorgen, ihr Mann folge ihm auf dem Fuß. Am 16. Oktober kehrte Hajo heim, am 22. gaben wir ein "Heimkehrerfest", an dem auch Gorri und Ehrengard aus München teilnahmen. Beide trafen sich wiederholt im Winter 1955/56. Im April 1956 verlobten sie sich.

Als Gorri um Ehrengard anhielt, sagte er mir, er sei nur "Kriegserfahrener Abiturient". Er war 35 und hatte nach dem Abitur 3 1/2 Jahre Krieg und 12 1/2 Jahre Gefangenschaft durchlebt. In Rußland, wo man ihn nur seines Namens wegen so lange festhielt, hatte er mehrere Jahre im Bergbau gearbeitet. Er beschloß, darauf seinen neuen Beruf aufzubauen. Er arbeitete bei Thyssen-Bau ein Jahr unter Tage und, was ihm schwerer fiel, gleichzeitig auf der Schulbank für das Steiger-Examen. Als Bergingenieur stieg er rasch zu leitenden Stellungen auf. Im Juni fand in Oestrich in dem unmittelbar am Rhein gelegenen "Schwan" die Hochzeit statt. Es war für 700 Teilnehmer ein unvergeßlich schöner Tag.

Zwei andere Heimkehrer waren mein Vetter Sttffried Dewitz, der nach dem Zusammenbruch drei Jahre lang Antiquitätenhändler in der Ostzone gewesen, am 50. Geburtstag seiner Frau (30.6.46) "nur zu einer kurzen Vernehmung" verhaftet worden war, unauffindbar blieb und jahrelang in Warkuta, dem nördlichsten Gefangenenlager Rußlands, saß, und Dieter Dertzen. Mein alter Demminer Freund, der als Führer der Deutschnationalen in Mecklenburg während des Krieges in Schwierigkeiten mit den Nationalsozialisten geriet, rettete sich in die Armee,

wo er als Oberst der Reserve, erst in Norwegen, dann in Rumänien erster Adjutant des deutschen Militärbefehlshabers war. Bei dem Zusammenbruch 1944 geriet er in Gefangenschaft. Seitdem fehlte jede Spur von ihm.

Er kam nicht in ein Gefangenenerlager, sondern mußte aus unerfindlichen Gründen 12 Jahre im Zuchthaus zubringen, die ersten in der Lubjanka, die meisten in einem Zuchthaus nördlich von Moskau. Er durfte nicht schreiben und bekam keine Briefe. Er erhielt auch kein Papier und keine deutschen Bücher, nur russische, die er erst lesen konnte, als er sich Russisch im Selbstunterricht beigebracht hatte. Ich hatte etwas Angst vor dem ersten Wiedersehen, fürchtete, eine Ruine anzutreffen, und fuhr schweren Herzens nach Bonn, wo ich ihn bei seinem Bruder sehen sollte. Er war aber völlig unverändert, frisch und lebhaft wie eh und je. Als im Institut für Finanzen und Steuern Burmeister ausschied, wurde Oertzen, von mir bei Gast empfohlen, sein Nachfolger.

Edi und ich erfüllten unsere gesellschaftlichen Verpflichtungen, indem wir unsere Bekannten zu einem Abend einluden, an dem sie bei einem Glas Bowle einen interessanten Vortrag zu hören bekamen. Den ersten hielt ein Neffe von Hanna Reitsch, Dr. Reuberger aus Innsbruck, über die Erstbesteigung des Nanga Parbat, eines der 8000er im Himalaja, an der er teilgenommen und von der er herrliche Buntfotos mitgebracht hatte. Am zweiten Abend erzählten Hajo Raison und Dieter Oertzen über ihre Erlebnisse in der Gefangenschaft. Hajo gab einen nüchternen und um so mehr zu Herzen gehenden Bericht über die Behandlung deutscher Offiziere, ihre Leiden und ihre Streitigkeiten. Erschütternd war, als Dieter mit leiser Stimme berichtete, er habe, zu 25 Jahren verurteilt, keine Chance mehr gesehen, nach Hause zu kommen. Er habe sich entschlossen, nicht auf Befreiung zu hoffen, sondern sich damit abzufinden, daß er sein Leben in Rußland beschließen werde. Erst als er sich hierzu durchgerungen hätte, sei er innerlich frei geworden und habe anderen helfen können.

Besondere Freude machten den Hörern zwei Vorträge, die Hanna Reitsch hielt, einen über ihre fliegerischen Erlebnisse überhaupt, den anderen über ihren Besuch in Indien. Hanna hält großartige Vorträge, sie spricht packend und plastisch und fesselt von der ersten bis zur letzten Minute. Nur ist sie, da sie völlig frei spricht, immer in Gefahr, die Zeit zu vergessen. In Indien hatte sie nicht nur, entgegen den Erwartungen des Botschafters und den üblichen Gepflogenheiten, eine stundenlange Audienz bei Nehru, sondern nahm ihn auch in ihrem Segelflugzeug zu einem längeren Flug mit und wohnte, von ihm eingeladen, mehrere Tage in seinem Hause, als erster Europäer! Ich sagte Hanna, die Zuhörer würden besonders ihre Begegnungen mit Nehru interessieren, sie möchte sich daher nicht zu lange beim Vorwort, etwa bei Berichten über das Schicksal der indischen Frau, aufhalten. Aber Lutz, - Hanna spricht den Vokal in meinem Namen langgedehnt aus - erwiderte sie, man könne doch Nehru nicht verstehen, ohne etwas von dem Land zu wissen. Wir einigten uns, sie dürfe etwas über das Land, sogar über seine Frauen, sagen, aber nur kurz. Es kam, wie ich mir gedacht hatte. Nach einer Dreiviertelstunde war sie noch immer nicht bei Nehru, sondern erst bei der indischen Frau. Ich rief "Nehru", sie lachte und kam bald zur Hauptsache. Es wurde ein großer Erfolg.

Im Januar 1957 sah ich, in Bonn zu einem Essen eingeladen, kurz vor der Abfahrt, an der Rezeption meiner Pension den Wiener Bürgermeister Neubacher stehen. Ich hatte ihm nach Adis Abeba geschrieben, aber gesehen hatte ich ihn seit mehr als 10 Jahren nicht. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: "Warten Sie hier schon lange auf mich?" Er fuhr herum: "Mein Gott, Herr Minister, ich hätte auch Ihr Gesicht wieder erkannt, aber Ihren Hut auf 100 Meter." Es war nicht derselbe, aber der gleiche Jagdhut, den ich trug.

Ende Januar 1957 feierte Schacht seinen 80. Geburtstag. Als Dank für meinen Glückwunsch sandte er mir die Rede, die er an dem Festtage auf sich selbst gehalten hatte. Ergänzend

erzählte mir mein Freund Wolf Tirpitz, der an dem Herrenabend zur Geburtstagsfeier teilgenommen hatte, Schacht hätte im Laufe des Abends Adenauer einen Landesverderber genannt. Obwohl von den rund 100 Gästen die meisten sicher der CDU angehörten, habe keiner Einspruch erhoben. Da habe er, Tirpitz gesagt, er sei auch nicht immer mit Adenauer einverstanden, aber so etwas dürfe Schacht nicht sagen. Der streitbare Jubilar habe ihn mit einer temperamentvollen Erwiderung zerschmettert. Er habe nur sagen können, er sei Schacht dialektisch nicht gewachsen, aber an seiner Ansicht halte er fest. Bei der Verabschiedung der Gäste habe Schacht ihn gebeten, noch einen Augenblick zu bleiben, und ihm, als sie allein waren, kräftig die Hand geschüttelt, er freue sich, daß in dieser feigen Gesellschaft wenigstens einer den Mut gehabt habe, ihm zu widersprechen.

Hanna wurde nach ihrem großartigen Erfolg in Indien von Nkrumah nach Ghana gerufen, um dort die Segelfliegerei aufzubauen. Sie blieb mehrere Jahre dort und erzählte mir viel von dem schwarzen Diktator, der sein Ghana zu einem Staat zu machen suchte. Um an die Stelle des Stammespartikularismus die Staatsidee zu setzen, mußte er zunächst die Macht der Häuptlinge dämpfen und vor allem die Häuptlinge des herrschenden Stammes, der Aschanti, an den Zügel nehmen. Er müsse, sagte er Hanna einmal, an seinen Häuptlingen die gleiche Erziehungsarbeit vornehmen, wie der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. an seinem unbotmäßigen Adel, nur so könne er die "Souveränität des Staates stabilisieren". Der schwarze Herrscher kannte die Geschichte der weißen Staaten besser als wir die der afrikanischen. Nkrumah war ein hochgebildeter Mann, der in mehreren Fächern einen akademischen Grad erworben hatte und kluge Bücher schrieb. Da Hanna ihm von mir erzählt hatte, schenkten wir uns gegenseitig unsere Bücher mit freundlichen Widmungen. Aber ich blieb bei der Ansicht, daß das vereinigte Afrika, dessen erster Präsident Nkrumah sicherlich zu werden hoffte, vorläufig eine Illusion war.

- 171 -

Hanna war eher geneigt, an Nkrumah's Zukunft und Mission zu glauben. Nüchtern sah Lutz Raison, mein Enkel, die Lage in Ghana an. Er wollte, nachdem er vier Jahre in der Bundeswehr Dienst getan hatte, vor dem Studium noch etwas von der Welt sehen. Da Hanna ihm zu interessanten Begegnungen und Erfahrungen verhelfen konnte, ging er nach Ghana und half ihr bei Auf- und Ausbau ihres Flugplatzes. Aber bevor das halbe Jahr, das er für seine Reise nach Afrika in Aussicht genommen hatte, um war, stürzte Nkrumah. Während einer Auslandsreise putschten seine Gegner. Der Putsch gelang, Nkrumah konnte nicht in sein Land heimkehren. Hanna glaubte, daß Ausländer, vor allem Amerikaner, die Hand im Spiel hatten. Das ist durchaus möglich. Sicher ist aber auch die Rache der Häuptlinge eine Ursache seines Sturzes.

Hanna liebte es nicht, wenn Nkrumah selbst Schuld beigemessen wurde. Sie hörte es auch nicht gern, wenn ich ihrem anderen großen Freund, dem Inder Nehru, den Gegensatz zwischen prophetischer Lehre und politischer Praxis vorwarf. Nehru predigte Gewaltlosigkeit und wandte Gewalt an, als Indien den Portugiesen die Kolonie Goa fortnahm. Er lehnte anfangs den in Indien herrschenden Nationalismus völlig ab und wurde später ein Wortführer des hinduistischen Nationalismus. Der Staatsmann Nehru erkannte, daß Gewaltlosigkeit für einen Staat verhängnisvoll werden kann; die Chinesen hätten ihn in eine harte Schule genommen. Nehru machte die Wende zum Nationalismus durch, weil er einsah, daß der aus 180 Sprachgemeinschaften bestehende indische Subkontinent, der erst im Mogulreich und dann von den Briten zu einer Einheit zusammengefaßt worden war, entweder alle Minderheitsvölker zu einer Nation verschmelzen oder als Staat untergehen müsse, und daß die nationalen Kräfte um die allein aktionsfähige, aber von den Hindus beherrschte Kongreßpartei gesammelt werden müßten. Den Staatsmann erkannte ich voll an, nur den Propheten lehnte ich ab.

Bei meinem 70. Geburtstag (22.8.1957) brauchte ich nicht auf mich selbst zu sprechen. Das taten um so ausgiebiger die Vertreter meiner verschiedenen Lebensstationen, Roßleben, Demmin, Finanzministerium, Institut, Tübinger Verlag. Zum Schluß sprach Tone für die engere Familie. Sein Vater sei so viel gelobt worden, daß er sich veranlaßt sehe, auf die weniger rühmenswürdigen Eigenschaften zu sprechen. Gerade sie aber hätten ihren Vater seinen Kindern näher gebracht und liebenswerter gemacht. Das sei, sagte mir nachher Dr. Roesch, mit Abstand die hübscheste Rede des Abends gewesen.

1958 starb der Herrenmeister des Johanniterordens, Prinz Oskar, den ich so oft bei Jagden in Knöchlendorff getroffen hatte. Zuletzt sah ich ihn 1955 auf dem Johannitertag in Bonn. Er freute sich, als ich ihm sagte, seine beiden Geschichten über den Sühneprinzen und die Denkmalseinweihung in Werder seien kostbarkeiten in meinem Anekdotenschatz. Der "Sühneprinz" aus China war in Berlin, um das Bedauern der chinesischen Regierung wegen der Ermordung des deutschen Gesandten durch die Boxer auszusprechen. Nach deutschem Brauch mußte er zur Audienz im Schloß die "Linden" entlang reiten. Auf das Reiten nicht vorbereitet, hatte er sich rasch in Berlin eine lange Reithose besorgt, denen aus unerfindlichen Gründen die Stege fehlten, die, unter den Stiefeln eingeknüpft, das Rutschen verhindern. Während der Prinz, einige Schritte hinter ihm Prinz Oskar, langsam die "Linden" hinaufritt, rutschte infolgedessen die Hose immer wieder zum Knie hinauf. Mit unerschütterlicher Ruhe zog der Schutzmann, der neben dem Pferd schritt, mit weißbehauschter Hand die Hose wieder herunter. Die Berliner aber jubelten: Hosiana in der Höhe!

Die andere: in Werder wurde das Denkmal Kaiser Friedrichs III. eingeweiht. Wilhelm II. war mit seinen sechs Söhnen zugegen. Der Bürgermeister war am Tage zuvor, wahrscheinlich aus Angst, krank geworden. Der zweite Bürgermeister war aufge-regt. Er sprach gegen den Wind vor der Hülle, hinter der sich

deutlich die Gestalt des Vorsagers abzeichnete. Man hörte die Rede doppelt: laut und richtig hinter der Hülle, leiser und weniger richtig davor. Als der Bürgermeister begann, sich zu versprechen, und von der Ehre sprach, so viele "Hohenstollernprotzen" in Werders Mauern zu sehen, konnten die Prinzen das Lachen nicht verbeißen. Der Kaiser blieb töterast. Der verängstigte Bürgermeister wandte sich um: "Hülle falle!" Sie fiel und begrub unter sich den Einbläser, der nicht mehr rechtzeitig fortgekommen war. Als in diesem feierlichsten Moment die Hülle lebendig wurde und als Schlange flink am Denkmal vorbeikroch, platzte mit den jubelnden Berlinern auch der Kaiser heraus.

Für den Johanniterorden bin ich in verschiedener Form tätig gewesen. Unter dem Kommentador von Mirbach war ich Kurator des Diardorfer Krankenhauses und gehörte dem Ausschuß an, den er zur Regelung von Finanzfragen gebildet hatte und dessen Mitglieder außer mir der Ordenskanzler von Cossel und die Rechtsritter Wülfing und von Waldthausen waren. Als Mirbach zurücktrat, wollte Cossel mich als Nachfolger haben. Ich bat ihn, mich nicht vorzuschlagen. Es sei immerhin möglich, daß im Rittertag irgend ein Mitglied Bedenken wegen meiner politischen Vergangenheit äußerte. Würde ihnen stattgegeben, wäre das peinlich für mich, berücksichtigte man sie aber nicht, für den Orden. Auch unter dem Kommentador von Menges blieb ich im Convent bis zum Jahre 1964. Dann bat ich, abtreten zu dürfen. Ich war - und bin - der Ansicht, daß das Alter rechtzeitig der Jugend Platz machen muß, wenn nicht zwingende Gründe für ein Verbleiben sprechen.

Im Dritten Reich war der Orden zwar nicht verfolgt worden, aber nach einem Erlaß der Partei durfte man nicht zugleich PG und Johanniter sein. Ich schrieb damals an Heß: ich sei auf Wunsch Hindenburgs in den Orden eingetreten. Als der alte Herr mich eines Tages fragte, ob ich dem Orden angehörte

und ich das verneinte, sagte er mir, das müsse ich dann schleunigst nachholen. Ich war bis dahin nicht eingetreten, weil ich Johanniter kannte, die nur Mitglieder geworden waren, um zum Frack oder zur Uniform einen Halsorden tragen zu können. Der Johanniter sah gut aus und wurde oft mit dem Pour le mérite verwechselt. Ich schrieb an Heß, ich müsse den Wunsch des Feldmarschalls auch oder gerade nach seinem Tod respektieren; vor die Wahl zwischen Partei und Orden gestellt, würde ich den Orden wählen. Heß rief mich an, ich möchte nichts tun, bevor wir mündlich über die Sache gesprochen hätten. Zu diesem Gespräch kam es nicht, da Heß nach England flog. Ich tat nichts und war einer der wenigen Johanniter, die trotz des Verbots der Partei und dem Orden angehörten.

Im Frühjahr 1958 mußte unser altes Schülchen operiert werden. Fast 30 Jahre war sie bei uns. Die Kinder hingen an ihr. Die hatte sie nicht autoritär erzogen. Anni sagte später, es sei erstaunlich, daß aus ihnen überhaupt etwas geworden sei, obwohl sie nie erzogen worden seien; Vater hätte keine Zeit gehabt, Mutter hätte es nicht getan, Schülchen hätte es nicht gekonnt. Wie oft kam es vor, daß in der Kinderstube Geschrei war und sie sich prügelten, Schülchen mitten im Gemenge; kam die Mutter dazu, schrie die Bande: "Schülchen hat angefangen!" An einer Jagd in Necklingen wollte Dedo gern teilnehmen. Dazu mußte er früh aufstehen. Die gute Tante Anni sah nach, ob er auf war. Er schlief fest. Sie rüttelte ihn. Er behielt die Augen zu und schimpfte: "Hör doch auf, du Arschloch!" Empört rief Tante Anni: "Dedo, was fällt dir ein?" Er öffnete erstaunt die Augen: "Verzeih, Tante Anni, ich dachte, es wäre Schülchen."

Sie blieb als Freundin des Hauses auch im Alter bei uns. Im Krankenhaus riet der Chirurg zu einer Operation. Schülchen erklärte, ob sie operiert werden solle, müsse der Graf entscheiden. Mir wurde eine schwere Verantwortung aufgebürdet. Es sei mit großer Wahrscheinlichkeit Krebs, sagte der Chirurg,

- 175 -

aber die Geschwulst sitze so unglücklich, daß sie operativ nicht entfernt werden könne. Warum denn operieren? fragte ich. Man müsse doch Gewißheit haben, meinte der Professor. Was er machen würde, wenn es sich um seine Frau handele? Auf alle Fälle operieren, antwortete er. So stimmte ich schweren Herzens der Operation zu. Das gläubige Schülchen war froh, daß ihr die Entscheidung abgenommen war. Und eines Morgens rief das Krankenhaus an, der Professor war am Apparat und teilte, offenbar selbst hocherfreut, mit, die Operation habe stattgefunden und mit Sicherheit ergeben, daß es kein Krebs sei. Schülchen machte noch den Umzug nach Essen mit. 1961 brachten wir sie in ein Altersheim. 1967 starb sie.

Poensgens brauchten unsere Wohnung für ihren Sohn. Wir mußten auf Wohnungssuche gehen. Bismarcks schlugen vor, mit ihnen zusammen in Essen ein Haus zu bauen. Zunächst mußten wir aber ein Grundstück haben. Ich fragte bei Alfred Krupp an. Er lud mich in seinen Bungalow ein. Im Juni 1959 frühstückte ich bei ihm. Er könne mir aus Gründen, die ich verstehen würde, keinen Vorzugspreis machen, aber er wolle seine Grundstücksabteilung anweisen, mir Mitteilung zu machen, wenn ein Grundstück verkauft würde; ich könne es dann zum normalen Preis kaufen. Ich war's zufrieden. Noch 1959 kauften wir ein Grundstück, im Mai 1960 wurde das Richtfest gefeiert, im September zogen Bismarcks, im Oktober wir in das neue Haus ein. Wir haben uns rasch in Essen eingelebt.

Wir wollten, solange wir lebten, nicht mehr von Hausbesitzern abhängig sein und unter Kündigungsgefahr leben. Wir wurden also selber Hausbesitzer. Als meine Frau früher einmal von dem ehemaligen Reichskanzler Dr. Luther zu Tisch geführt wurde, fragte sie ihn, wo er sich im Ruhestand niederlassen wolle. "Natürlich in Essen," war die Antwort. "In dieser scheußlichen Stadt?" sagte anungelos meine Frau. "Was", rief Luther, "das ist die schönste Stadt Deutschlands". Das war

natürlich oberbürgermeisterlicher Lokalpatriotismus. Aber tatsächlich wissen nur wenige Menschen, wie schön das Bergische Land im Süden und Westen von Essen ist und wie angenehm es sich in Bredeneß oder Werden leben läßt. Wir bauten aber unser Haus in Essen-Werden nicht, weil Dr. Luther meiner Frau von Essen vorgeschwärmt hatte, sondern weil zwei unserer verheirateten Kinder in Essen lebten und wir die Möglichkeit hatten, ein Doppelhaus zusammen mit Bismarcks zu bauen.

Das Ostpreußenmuseum in Lüneburg lud mich 1959 zur Einweihung ein. Ich sagte ab; in einem mir übersandten Zeitungsbericht über die Einweihung stand, daß unter den Jagdtrophäen besonders zwei Hirsche von Göring und der von mir erlegte Wisent aufgefallen seien. Von dem Wisent habe ich im Jagdkapitel des 1. Teils dieser Erinnerungen erzählt. Der Kopf wurde tatsächlich in meinem Arbeitszimmer in Berlin aufgehängt. Ich nahm an, daß er im Bombenhagel oder in den Nachkriegswirren zerstört worden sei. Sollte der Lüneburger Wisent meiner sein? Ein auf meine Bitte angefertigtes Foto bestätigte es. Auf der Rückfahrt von der Taufe von Tones Tochter Barbara in Oldesloe wollte ich mir Lüneburg ansehen. Zunächst fuhr ich mit Bie und Fenita von Oldesloe durch den Sachsenwald nach Aumühle zu Dönitz. Die Mädchen waren hingekriegt von der ritterlichen Höflichkeit des alten Kavalliers. Wir besuchten auch das schöne Museum in Lüneburg. Dort hatte leider kurz vorher ein Pyromane - wie sich später herausstellte, ein Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr - nach verschiedenen Brandstiftungen auch im Museum Feuer gelegt, das vor allem in der Jagdausstellung viel Schaden anrichtete. Görings Hirsche wurden gerettet, mein Wisent wurde ein Opfer des Brandes.

In diesen Jahren bekam ich einen Bericht über Rahnmannsdorf von meinem Roßleber Freund Lude Bartels, der noch in der Ostzone wohnte und den ich gebeten hatte, meine alte Heimat zu besuchen. Das Haus stand, wurde als Lungenheilstätte benutzt

und war gut gehalten. Im Garten waren die alten Kastanien abgehauen und statt ihrer an einer Seite Betonklötze errichtet. Unser alter Diener Albert lud Lude, wie ich schon in Band II (S. 96) erzählt habe, nachmittags zum Kaffee ein. Ich kannte Albert von frühester Kindheit an. Er war einer der beiden besten Schlittenfahrer, "Schlacke" und "Schlischen", auf unserer "Rodelbahn", einen steilen Hang hinunter zur Pferdetränke. Albert war, glaube ich, "Schlacke". Er blieb uns lebenslang verbunden. Mutter stand bei seiner einzigen Tochter Pate. Albert gab dem Mädchen allerdings nicht Mutters Namen Luise, das sei ihm doch zu jewöhnlich, nein, er nannte sie Jretchen. Dieser Zug zum Höheren darf im Charakterbild des Anhaltiners nicht fehlen.

Im Januar 1960 hielt ich einen Vortrag vor der Hamburger Wirtschaft in der Vereinsbank Hamburg. Vor dem Vortrag ab ich beim Vorsitzenden des Vorstandes. Es gab Austern; die Hausfrau sagte, etwas entschuldigend, sie wüßte ja nicht, ob sie mir damit eine Freude machten, so als ob ich mir diese Muscheltiere schon übergegessen hätte. Ich konnte sie beruhigen, Austern esse ich besonders gern, und ich hätte sie zum letzten Male vor fast 20 Jahren auf einer Fahrt durch Frankreich im Kriege gegessen. Nach dem Vortrag saß ich mit einem Dutzend Hamburger Herren um einen runden Tisch zusammen. Einer suchte das große Wort zu führen, aber der neben mir sitzende breitschultrige Präsident einer Versicherungsgesellschaft fuhr ihm derb über den Mund. Warum er zu seinem Gegenüber so unfreundlich sei? Der habe, antwortete der Dicke, nach dem Kriege ein phantastisches Handelsgeschäft aufgezo-gen, der tüchtige Karl sei jetzt ein paar Hundert Millionen schwer, aber deshalb habe er noch lange nicht das Recht, als Nicht-hamburger hier das Maul so weit aufzureißen.

Ich habe in den nächsten Jahren noch viele Vorträge gehalten, vor den Johannitern in Essen und Wiesbaden, den Rotariern in Essen, Aachen, Leer und Segeberg, vor dem sächsischen und rheinischen Adel, vor dem Preysing-Klub in München, um nur

einige Stellen zu nennen, über Brüning, Dönitz, die Weltwirtschaftskrise und Ähnliches. Ein Vortrag im Jahre 1967 ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Ich hatte vor den Rotariern in Essen über Brüning gesprochen. Der Direktor des Helmholtz-Gymnasiums rief an, ob ich diesen Vortrag, vielleicht etwas erweitert, nicht auch vor seiner Prima halten wolle? Aber gern; am nächsten Tage, ob die Primen der übrigen Gymnasien auch kommen dürften? Natürlich; bald darauf: auch die Mädchen? Aber selbstverständlich. Dann baten die Geschichtslehrer, die Justiz- und Forstreferendare, auch teilnehmen zu dürfen. Als ich an einem Sonnabend um 11 Uhr den großen Saal des Helmholtz-Gymnasiums betrat, sah ich doch etwas erschrocken in 600 junge Gesichter. Was bedeutete Brüning dieser Jugend? Aber dann fand ich Kontakt, und wie sie mitgingen. Nach einer halben Stunde saßen sie mit aufgerissenen Augen und offenen Mündern vor mir. Was konnte sie so fesseln, während ich fast zwei Stunden sprach? Es hat wohl Eindruck auf sie gemacht, daß hier jemand sprach, der nicht trockene Geschichte vortrug, sondern frei aus eigenem Erleben berichtete und dabei auch die schließlich dazugehörigen amüsanten Seiten nicht ausließ.

Kapitel 12: Das eigene Heim in Werden

Das Jahr 1961 brachte die Hochzeiten von zwei Kindern. Bis heiratete den damaligen Oberleutnant Wedig Kolster. Als er 12 Jahre später aus Holland, wo die Kolsters drei sorgenlose Jahre verlebt hatten, nach Hildesheim versetzt wurde, war er Oberstleutnant und hatte vier Kinder. In Dierdorf heiratete Dedo die reizende Ulrike Stackelberg. Sie wurden unser wissenschaftlich hervorragendes Paar. Dedo wurde Referent beim Wissenschaftsrat in Köln, und Ulrike bestand ihr Examina als Studienreferendar und Assessor für Französisch mit Auszeichnung; so schnell, wie die antwortete, konnten wir gar nicht fragen, soll beim Herauskommen einer der Examinatoren gesagt haben. Penita blieb uns noch neun Jahre als Chauffeur und Schreibkraft erhalten. 1970 heiratete sie Huno Oldenburg in Rastede. Die Hochzeit gab sein ältester Bruder, der Herzog Anton Günter. Es war ein unvergeßlich schöner Sommertag; im Rasteder Park blühten Rhododendron und Azaleen in verschwenderischer Pracht.

Doch auch der Tod forderte schmerzliche Opfer. Im September 1961 fand in Sandfort eine bewegende Trauerfeier für Adi Hagen statt. Der aus dem schönen Möckern vertriebene Adi hatte Reni Wedel, die Besitzerin von Sandfort, geheiratet. Die beiden nicht mehr ganz jungen Menschen, die durch schmerzliche Erfahrungen gegangen waren, fanden in ihrer Ehe ein großes Glück. Er gehörte zu den Landwirten aus dem Westen, deren Flugzeug auf dem Flug nach Amerika über Irland abstürzte. Wenige Tage später begruben wir Bodo Aivensleben in Kronberg. Er hatte lange in Frankfurt im Krankenhaus gelegen. Mein Schwager Fitzewitz und ich besuchten ihn dort. Wir unterhielten uns fröhlich und unsentimental. Wir wußten alle drei, daß wir uns zum letzten Male sahen. Als wir uns zum Abschied die Hand gaben, sagte Bodo lächelnd: Das nächste Mal sehen wir uns droben wieder.

Ich habe in den folgenden Jahren noch an vielen Gräbern ge-
standen. Unvergeßlich bleibt mir die große Schar von Menschen,
die 1962 bei der Trauerfeier in Bodelschwingh aufrichtig um
Udo Alyvensleben-Wittenmoor trauerten, der im Krankenhaus in
den letzten Wochen, den sicheren Tod vor Augen, seinen Freun-
den Abschiedsbriefe geschrieben hatte, und die im gleichen
Jahr Liefergriffen von Anita Trotha Abschied nahm, die, jung
und holdselig, bei der Geburt ihres dritten Kindes verschied.
1963 starb Wilhelm Krosigk, der Schriftführer unserer Familie,
der nach dem Zusammenbruch eine Stellung bei der Chemischen
Fabrik Boehringer in Ingelheim bekommen hatte und dort Proku-
rist geworden war, an den Folgen eines Autounfalls. Opfer
eines Flugunfalls bei Bremen wurde 1966 mein Neffe Friedrich-
Karl Zitzewitz, der frische Panzeroffizier, der nach 1945
eine gute Stellung in Hamburg gefunden hatte.

Trauerfeiern auch im alten Meeren. 1965 begruben wir Minette
(Neckel), die heißgeliebte vierte der Heerener Schwestern,
die von ihrem Mann aus Angola nach Düsseldorf ins Krankenhaus
gebracht worden war, aber nicht mehr gerettet werden konnte,
sechs Jahre danach Anni Trotha, die dritte Schwester, die
mir von den Schwägerinnen am nächsten stand, deren Herz brach,
als sie Mann und Heimat verlor, und die doch viele Jahre in
Meeren für alle, die dorthin kamen, Anziehungs- und Mittel-
punkt bildete. 1974 begruben wir neben seiner Frau auf dem
Heerener Erbbegräbnis Vollrat Krosigk, der in Angola gestorben
war; der Sarg des alten Seemanns wurde mit dem Schiff nach
Hause zurückgebracht.

Tiefen Eindruck machte es, als 1966 bei der Beisetzung meines
Freundes Mohl in Bad Segeberg, wo er viele Jahre Landrat ge-
wesen war, der Trauerzug auf dem Wege von der Kirche zum
Friedhof vor dem Landratsamt einen Halt zum Gedenken an ihn
machte, und ebenso, als an einem glutheißen Sommertage Setten,
die letzte Herrin auf Hohenerkieben, in Thedinga, wo sie bei

- 181 -

ihrer Tochter, Bitze Knyphausen, lebte, zur letzten Ruhe geleitet wurde, ringsum die Menschen bei der Ernte waren und im Augenblick, da sich der Sarg ins Grab senkte, zwei Störche um die alte Kirche kreisten.

Tief beweglich war die Beisetzung von Ebi Solms, der vierten Bartruper Tochter, 1968 in Bartrup; nach sieben Jahren glücklicher Ehe, strahlende Mutter von drei Kindern, wurde sie das Opfer einer bösartigen Blutkrankheit, die, plötzlich einsetzend, rasch zum Tode führte. Drei Jahre später erlag die jüngste der Schwestern, die reizende Hella, nach nur vierjähriger Ehe mit einem Grafen Kerksenbrock, der gleichen Krankheit. Drei Tage vor der Trauerfeier für Ebi nahm ich an der Beisetzung von Dr. Gast in Köln, drei Tage danach an der des Ministerialdirektors Dr. Kluge in Bonn teil. Höchst eindrucksvoll war die Trauerfeier für den Erbgroßherzog in Oldenburg im April 1970. Im Januar, nach Fenitas Verlobung, waren wir noch in Bastede gewesen, auf das lebenswürdigste von ihm empfangen. Als der Trauerzug sich von der Kirche durch die Stadt zur Beisetzungstätte bewegte, stand die Bevölkerung auf beiden Seiten der Straße Spaller, die Männer mit gezogenen Mützen, die Frauen mit Taschentüchern vor den Augen.

Nur ein halbes Jahr lag zwischen dem Tode der beiden Heimkehrer, die 1955 uns über ihre Gefangenschaft einen Vortrag gehalten hatten. 1970 sprach ich am Sarg von Dieter Vertzen in Bad Godesberg, wo er nach Beendigung seiner Arbeit beim Institut für Finanzen und Steuern wohnen geblieben war. Im April 1971 trugen wir unseren Schwiegersohn Hajo Raison in Wuppertal zu Grabe, wo er als Oberstleutnant i.G. zuletzt Dienst getan und sich, gerade verabschiedet, auf die von Zwang befreiten Lebensjahre gefreut hatte. Im November des gleichen Jahres starb mein alter Freund Achi Rohr. Drei Jahre vorher hatte ich ihm zum 80. Geburtstag einen Glückwunsch geschrieben, der ihn treffend schilderte:

Ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
Ein Edelmann von echtem Adel,
Ein Kämpfer, der, ob er schon litt,
Für seine Ziele tapfer stritt -
Auch Mühlenflügel nahm er mit -,
Geliebt, gefürchtet und bewundert,
Bleib weiter so, bis du mal hundert,
Und man von dir dann sagen kann:
Er blieb sich gleich, er war ein Mann.

1968 veranlaßte mich Uta Witzleben, die einzige Tochter meines Freundes Wolf Witzleben, ihr für das Buch "Die erste Liebe - prominente Deutsche erzählen" einen Beitrag zu liefern. Ich erzählte zwei kleine Erlebnisse, die Begegnung mit dem niedlichen Mädchen in Paris 1906, über die ich im 1. Band dieser Erinnerungen berichtet habe, und meine Freundschaft mit Margret Grisar in Antwerpen 1914/15. Als ich vom Oktober 1914 bis zum Frühjahr 1915 in Antwerpen war, verkehrte ich dort viel im Hause des belgischen Großkaufmanns Grisar, der, mit einer Fuhrmann aus dem Rheinland verheiratet, Besitz in der Eifel hatte und mit seinem Herzen ganz auf deutscher Seite stand. Ich freundete mich mit der Tochter Margret an, die mich wohl sehr gern gehabt hat.

Eines Tages bat mich Vater Grisar um Rat. Seine beiden Söhne machten zu Ostern auf der deutschen Schule in Antwerpen ihr Abitur, zusammen mit zwei Mallinckrodt. Beide Grisars wollten am Krieg teilnehmen, man solle ihnen später nicht sagen können: wo habt ihr während des Weltkriegs gesteckt? Der eine wollte in das deutsche, der andere in das belgische Heer eintreten. Der eine sagte, man müßte für seine Überzeugung eintreten, sie seien deutschgesinnt, deshalb werde er die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben und mit den Mallinckrodt bei den Bonner Husaren eintreten. Der andere war der Ansicht, sie seien nun einmal Belgier, daraus müsse man, ob gern oder nicht,

die Folge ziehen, er werde daher über die Schweiz und Frankreich nach Flandern fahren und sich dort bei den Belgiern melden. Der Vater war verzweifelt, ob ich, den Söhnen im Alter näher stehend, einen Rat wüßte. Ich erwiderte, beide Jungens hätten recht, jeder könne nur seinem Gewissen folgen. Doch sollte der Vater sie bitten, das erste Semester zusammen auf einer neutralen Universität, Lausanne oder Genf, zu verbringen. Vielleicht gäben sie dort den Gedanken auf, gegeneinander zu kämpfen. Blieben sie auch dann bei ihrem Entschluß, könne der Vater es nicht ändern. Die Söhne sind nicht zum Militär gegangen.

Mit Margret habe ich im Krieg noch eine Zeitlang korrespondiert. Wie mir mein Robleber Freund Burchhard, der mit den Fuhrmanns verwandt war, später erzählte, hat sie nach dem Kriege einen deutschen Architekten geheiratet. Mitte der 60er Jahre las ich in der Zeitung die Todesanzeige eines der Brüder Grisar. Unter der Anzeige stand auch ihr Name mit einer Münchener Adresse. Aus meinem Kondolenzbrief entwickelte sich ein Briefwechsel, in dessen Verlauf ich Margret fragte, ob ich sie bei einer meiner häufigen Reisen nach München besuchen dürfe. Ich hätte aber Verständnis, wenn sie ein Wiedersehen nach 50 Jahren, in denen wir uns beide völlig verändert hätten, vermeiden möchte. Sie lud mich im Oktober 1966 zum Tee ein. Es waren zwei freundliche, aber etwas wehmütige Stunden. Sie meinte, sie würde mich wiedererkannt haben, ich sie nicht. Ich sah sie nicht noch ein zweites Mal, sie starb im nächsten Sommer, ihre Tochter schickte mir meine Kriegsbriefe, ihre Mutter habe sie alle aufgehoben.

Im September 1965 fuhr ich mit meiner Schwiegertochter Ulrike nach Braunschweig, um dort zwei wertvolle Ölbilder meiner Urgroßeltern Schwerin abzuholen, die eine Cousine, der sie gehörten, mir zugedacht hatte und schon bei Lebzeiten aushändigen wollte. Da am nächsten Tage Marie Krosigk, die Witwe des Admirals Günter, 90 Jahre wurde, wollte ich ihr gratulieren.

Wir übernachteten in Schöningen, wo Pet Mohenthal, verheiratet mit meiner Nichte Anni Trotha, eine gut gehende Reinigung betrieb, nachdem er vorher vergebens versucht hatte, als gelernter Landwirt vorwärtszukommen. Auf der Fahrt nach Destedt, wo Marie wohnte, kamen wir durch Königsutter. Ich kannte den Namen aus der Geschichte des 30jährigen Krieges. Aber ich ahnte nicht, daß Kaiser Lothar hier 1135 eine großartige Kirche erbaut hatte, in der er selbst begraben ist; das Herz des alten Jägers erfreute besonders der Jagdfries, der die Außenwand schmückt; es ist wohl die einzige Kirche, auf deren Mauer eine Jagd vom fröhlichen Aufbruch bis zur beladenen Heimkehr dramatisch dargestellt wird.

Aus Destedt stammte die erste Frau meines Vaters, er war dort auch nach ihrem Tode häufig zu Gast. Ich lernte es erst kennen, als ich dort an Marias 80. Geburtstag teilnahm. Ich staunte im Treppenhaus über die Geweihwand, die mit den ineinander verflochtenen Geweihen der 1.000 Hirsche bedeckt war, die Fritze B geschossen hatte; zwischen den Geweihen hingen endlose Ketten von Hirschhaxen. Echtes Bewunderung hatte ich für den Garten, der in schönen Gruppen und Einzelexemplaren seltene Bäume aufwies und eine dendrologische Schenswürdigkeit war.

Marie hatte mit 90 geistig etwas abgenommen. Sie unterhielt sich zwar lebhaft mit mir, wußte aber nicht ganz genau, wer ich eigentlich war. Ich dachte etwas wehmütig an ihr früheres Wesen zurück, an ihre vielseitigen Interessen und ihre großen Reisen, in die Türkei, nach Spanien und zweimal nach Ostasien. Über ihre zweite Reise nach Ostasien schrieb sie ein Tagebuch, aus dem Auszüge im Krosigk'schen Familienrundbrief veröffentlicht worden sind. Ihr Mann, der Admiral Günter, war ein vorzüglicher Kenner Ostasiens gewesen. Doch schrieb man ihm vielfach - sicher zu Unrecht - folgende niedliche Marinegeschichte zu:

Wenn Kriegsschiffe fremde Länder besuchten, ging der Landung ein Ritual voraus. Dem Besucher kam ein Schiff des fremden Landes entgegen und die Kommandanten brachten, jeder in seiner Sprache, in kurzer Rede ein gegenseitiges Hoch auf das Staatsoberhaupt aus. Der deutsche Kommandant eines Kreuzers, ein braver Seemann, aber der Rede nicht eben mächtig, besuchte Japan. Der japanische Kommandant kam an Bord. Sie begrüßten sich durch Dolmetscher. Dann mußte der Deutsche die Ansprache auf den Tenno halten. Er machte es sich bequem, der Japaner verstand sicher kein Deutsch, vor den eigenen Leuten genierte er sich nicht, also sagte er: "Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig - Seine Majestät, der Kaiser von Japan, murra!" Der Japaner verbeugte sich tief. Dann sagte er: "Achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig - Seine Majestät, der deutsche Kaiser ..."

Destedt war eines der Häuser, die, wie auch Heeren, 1945 ihre Pforten weit aufmachten und in großartiger Gastfreundschaft Vertriebene aufnahmen. Hier wohnten jahrelang die zahlreichen Geschwister des Besitzers, des ältesten Sohnes von Fritz B., auch wieder ein Focke. Hier lebten aber auch geraume Zeit andere Bekannte, wie z.B. Prinz und Prinzessin Oskar. Die Geschwister ließen sich hier auch begraben. 1967 fuhr ich zur Beisetzung von Marie nach Destedt und war später noch zweimal zu Trauerfeiern dort. Der Friedhof an der nahe beim Hause gelegenen Kirche reichte noch für viele Familienangehörige. Das war anders als in Honenerkleben. Auch dort wollten die "Onkels" natürlich in heimatlicher Erde ruhen. Doch in den Boer Jahren wurde der Platz knapp. Ich fragte Anton, ob er alle Ansprüche befriedigen konnte. Für die Onkels schon, erwiderte er, "Aber das Kahlwild ...?"

1964 machte ich zum ersten Mal mit dem Krankenhaus Bekanntschaft. Es war im Dezember, kurz vor Weihnachten, ich hatte am 22. Dezember einen Termin beim Institut in Bonn, konnte aber die Nacht vorher nicht schlafen, ich fühlte mich speiübel.

In diesem Zustand führe ich nicht nach Bonn, sagte Edi. Ich könne doch nicht einfach absagen, bloß weil mir nicht ganz wohl sei, erwiderte ich. Sie blieb dabei, ich sollte die Fahrt aufgeben. Wir einigten uns auf einen Kompromiß: Edis Leibarzt solle entscheiden, ob ich absagen müsse oder nicht. Unser Schwiegersohn Wedi Kolster fuhr mich zum Doktor, der stellte Blinddarmentzündung fest und meldete mich im Krankenhaus zur Operation an. Ja, meinte ich, dann würde ich jetzt nach Hause fahren, mir Sachen holen und mich dann ins Krankenhaus begeben. Von Nachhausefahren sei keine Rede, erklärte der Doktor, Wedi würde mich auf dem schnellsten Wege zum Professor bringen. Tatsächlich, der große Chirurg stand vor seiner Tür, in 5 Minuten würde ich auf dem Operationstisch liegen. So geschah es. Es war allerhöchste Zeit. An einer Stelle war der Blinddarm schon durch, und es hatte sich darunter ein Abszeß gebildet, daher dauerte die Operation viel länger als normal, über eine Stunde.

Vor Jahresende war ich wieder zu Hause. Gleich für die ersten Tage des neuen Jahres hatte ich zwei Jagdeinladungen. Edi steckte sich hinter den Professor, er solle mir den Un-sinn verbieten. Aber der war auch Jäger und erlaubte mir auf dringendes Bitten augenwinkend die Teilnahme. Auf der ersten Jagd ging alles gut, aber auf der zweiten kam ich in Bedrängnis. Vor einem Kessel wurde ich an die Stelle gefahren, von wo ich anzu gehen hatte. Ich mußte im Kessel über eine mit Stachelndraht eingefasste Weide. Hinein konnte ich mich unter dem Draht durchrollen lassen. Auf der Gegenseite war aber der Draht so niedrig gespannt, daß ich nicht unten durch konnte. Beim Überklettern eines früher offenen, jetzt geschlossenen und drahtbespannten Eingangstores periet ich mit dem Schenkel zwischen zwei Drähte und saß hoffnungslos fest. Ich mußte ziemlich lange eingeklemmt sitzen, bis zwei Treiber mich befreiten.

Eigentlich war ich ganz gern im Krankenhaus. Ich hatte ein nettes Einzelzimmer, freundliche Schwestern und sympatische

- 167 -

Ärzte. Nur eine Sache stellte ich gleich am ersten Tag ab. Als die Morgenvisite losging, sagte ich dem Professor, bei mir solle er das große Gefolge von Ärzten und Schwestern draußen lassen. Um meine Hochachtung vor ihm zu erhöhen, sei es nicht nötig, und ich möchte mich lieber mit ihm allein unterhalten. Er tat es lachend. Edi haßte das Krankenhaus. Daß man in aller Herrgottsfrühe aus dem schönsten Schlaf geweckt wurde, empfand sie als Schinderei und entwürdigend. Leider mußte sie in dem Jahrzehnt 1960/70 dreimal an den ihr so unsympathischen Ort.

Kuren haben wir beide nie gemacht. Wir begleiteten Almuth, die alle zwei Jahre wegen ihrer Bandscheiben Moor Baden mußte, in ihr Moorbad, erst nach Bad Moring, dann ein halbdutzendmal nach Bad Kohlgrub. In den moorfreien Jahren besuchten wir nette Sommerfrischen, Bad Orb, Falkenfels im Bayrischen Wald, den Hohen Knochen im Sauerland - besonders hübsch, leider im verregneten August 1969 -, Schloß Malberg in der Eifel, Pyrmont.

Am 8. Mai 1966 feierten die Johanniter den 80. Geburtstag von Hans von Cosse, des langjährigen Kanzlers des Johanniterordens und Präsidenten des Verwaltungsrats der Kaiserswerther Anstalten, in einem der Gebäude von Kaiserswerth. Ich habe mich in den Jahren, in denen wir gemeinsam dem Convent der Rheinischen Genossenschaft des Ordens angehörten, besonders gut mit ihm gestanden. In Kaiserswerth wurden gute Reden gehalten, vom Präses Wilm, vom Herrenmeister Prinz Wilhelm Karl, von Pastor Fricke, dem Leiter der Anstalten. Der Bundespräsident, der Bundeskanzler und Minister Schröder schickten lange Telegramme. Ich freute mich, daß man einen Mann so ehrte, dessen Bescheidenheit sprichwörtlich war, und bei der Bundesrepublik manches ab. Ich hatte ihr in der Vergangenheit häufig Mangel an Takt und Stil vorgeworfen, so bei der Trauerfeier für den Minister Reinhold, von der ich bereits erzählte.

Cossel dankte in seiner gewohnten leisen, bescheidenen und humorvollen Form, in den Dienst der Kirche sei er auf witzige Weise gekommen. Als er vor annähernd 40 Jahren aus dem Staatsdienst - er war erst Landrat, dann Oberregierungsrat gewesen - ausgeschieden und Direktor der Deutschen Bank in Düsseldorf geworden sei, hätten ihn ein hoher geistlicher Herr und zwei Presbyter besucht und gebeten, Kirchmeister in seiner Gemeinde zu werden. Viele Jahre später habe der Geistliche ihm erzählt, wie er auf ihn verfallen sei. Bei einem Kirchbesuch, bei dem sich der Geistliche die Rede eines jungen Pastors anhören wollte, habe er auf einer der vordersten Bänke einen Herrn sitzen sehen und zu beiden Seiten ein junges Mädchen mit langen, blonden Zöpfen. Auf seine Frage habe er erfahren, das sei der Bankdirektor von Cossel mit seinen Töchtern. Da habe er sich gesagt, das sei offenbar ein frommer Mann und guter Hausvater und von Geld verstehe er auch etwas, das sei ein idealer Kirchmeister.

Zwei Tage nach Cossel feierte Karl Barth in Basel seinen 80. Geburtstag. Der Mann, der eine Wendung in der Theologie herbeigeführt hat und zu dem so viele evangelische Theologen als zu ihrem verehrten Lehrer dankbar aufblicken, war in den letzten Jahren milder und gütiger geworden. Bereits als er im Wintersemester 1961 sein letztes Kolleg, seinen "Schwanengesang" hielt, mahnte er seine jungen Zuhörer, das Ja nicht im Nein verschwinden zu lassen, sich die Hölle nicht interessanter werden zu lassen als den Himmel und sich über die Gottlosigkeit der Weltkinder nicht mehr zu erregen als über die Sonne der Gerechtigkeit, die auch jenen aufgegangen sei.

Man wird hingerissen von der Großartigkeit und Weite einer Theologie, die schreiben kann: "Und so darf auch der Mensch ausgehen an seine Arbeit bis an den Abend, wozu dann gewiß auch dies gehört, daß er seine Stimme und seinen Verstand

brauchen, zwei mal zwei vier sein lassen, aber auch dichten, denken und musizieren, aber auch essen und trinken, fröhlich und manchmal auch traurig sein, lieben und auch einmal hassen, jung sein und alt werden darf - das alles in eigener Erfahrung und Tätigkeit, um es gerade so, nicht als halber Mensch, sondern als ganzer Mensch, erhobenen Hauptes, mit freiem Herzen und gutem Gewissen, wahrzumachen: 'Herr wie sind deine Werke so groß und viel!' Nur die falschen Götter beneiden den Menschen. Der wahre Gott erlaubt es ihm, eben das zu sein, wozu er ihn gemacht hat."

Ich finde das herrlich und bin Barth immer wieder dankbar, daß er auch von Gottes wunderbarem Humor spricht. Bultmann meint, dem alten Christentum sei Humor fremd, und das Neue Testament zeige keine Mühe von Humor. Ja, sieht er denn den Herrn nicht lächeln, wenn er das Gleichnis von der Frau erzählt, die von ihren zehn Groschen einen verloren hat und nun das Haus um und um kennt, sucht und sucht, bis sie ihn gefunden hat, und dann alle ihre Freundinnen und Nachbarinnen ruft: Freut euch mit mir!? Köstlich erstrahlt das Bild der fleißigen, geschäftigen und geschwätzigen Frau, und Jesus lächelt dazu gütig und verstehend. Der Jesuit Johann Baptist Lotz sagt einmal: die ersten Christen waren die ersten Menschen mit Humor. Das ist übertrieben; wer aber dem neuen Testament den Humor abspricht, ist selbst von dessen gutem Geist verlassen.

Meinen 80. Geburtstag feierten wir bei schönstem Wetter im Garten unseres Hauses. Der Vormittag war für offizielle Besucher und Freunde bestimmt, der Nachmittag für Verwandte. Aber Wolf Witzleben und andere Freunde erklärten, als der Empfang um 1 Uhr zu Ende war, es sei so nett, sie dächten gar nicht daran wegzugehen, sie blieben mit den Verwandten. Ich wünschte mir von meinen Kindern als Geburtstagsgeschenk "10 Tage Zeit". Ich wollte mit jedem Paar eine Fahrt an die Stellen machen, wo ich in meinem Leben gern gewesen war, und

auf diese Weise einen netten Abschied nehmen. Noch im Jahr 1967 machte ich im Juni eine Fahrt mit Arnims über Landsberg und den Bodensee in die Schweiz nach Lausanne, Luzern, Zürich und über Garmisch zurück. Es war entzückend, der Frohsinn wurde nur dadurch getrübt, daß wir am Forellensee in Zweizimmern hörten, der Krieg im Nahen Osten sei ausgebrochen. Im August fuhr ich mit Raisons durch alle schönen Orte Bayerns, Würzburg und Bamberg, Regensburg und Ettal, Augsburg und Rothenburg. Wir tranken Franken- und Neckarwein; wohnten in Jagsthausen auf der Burg von Gütz und in Rothenburg bei Adam, wo der Wirt selbst ein exquisites Essen bereitete.

Mit Tones machte ich 1967 eine Tour nach Helgoland und in den nächsten Jahren Fahrten durch seinen Kreis. Mit Bismarcks fuhr ich Ostern 1971 von Aachen, wohin sie 1969 umgezogen waren, nach Antwerpen, Mecheln und Löwen, 1972 nach Luxemburg, Verdun, Chemin des Dames, St. Quentin, Spa und Eupen. Unter dem Eindruck dieser Reise verschickte ich das Heft "Verdun 1918" mit den Kriegsbriefen an meine Mutter aus dieser Zeit. 1973 besuchte ich Paris mit Dedos; unter der Führung von Ulrike, die dort studiert hatte, verfiel ich wieder dem Zauber dieser wunderbaren Stadt. Im Spätsommer unternahm ich mit Kolsters eine Rundfahrt durch Holland, bei der wir unter dem Charme vor allem der kleineren Städte wie Leyden und Delft standen.

Ein herrliches Tag war der 7. Februar 1968, an dem wir unsere goldene Hochzeit feierten, mit Kirche, Empfang und Festessen im Essener Bürgerheim, wo wir alle unsere Diners zu Hochzeiten und Geburtstagen gaben und der Oberkellner uns mit der ehrerbietigen Vertrautheit begrüßte, die nur ein sehr geschulter Ober in der richtigen Form auszudrücken versteht. Da bei unserer Hochzeit 1918 Otfried Dewitz sich mit Mädi Lancken verlobt hatte, waren sie Ehrengäste bei unserer und

- 191 -

wir im Oktober bei ihrer Goldenen in Hamburg. Ich wohnte damals bei meinem Freunde Caulier-Eimbecke, den ich im Lager Oberursel kennen gelernt hatte. Caulier war passionierter Reiter und Pferdelihaber, hatte sich vor den Toren Hamburgs ein reizendes Bauernhaus unter Wahrung des alten Charakters zu einem mit allen modernen Chikanen ausgestatteten Landhaus umgestaltet und baute später in der Nähe auch einen Reitstall mit einem Dutzend Boxen und einer Reithahn. Wenn ich in Hamburg war, luden mich Cauliers in ihr entzückendes Heim.

Von der Dewitz'schen Hochzeit fuhr ich zu ihnen, es war fest Mitternacht, aber die Familie saß noch am Fernsehen und sah die Übertragung der Dressur auf der Olympiade in Mexiko. Wir erlebten fiebernd den dramatischen Kampf zwischen den Deutschen und den Russen mit. Wir jubelten, als die deutsche Mannschaft nach dem großartigen Ritt Neckermanns, der schönsten Dressur-Vorstellung, die auf einer Olympiade gezeigt worden ist, die Goldene gewann, und wir stöhnten, als bei der Einzelwertung Mariano, Neckermanns Pferd, zweimal patzte und Neckermann daher nur die Silberne bekam.

Zu Edl's 75. Geburtstag, den wir im Februar 1970 wieder im Bürgerverein feierten, hielt die Festrede diesmal der Jüngste der Söhne. Dedo machte seine Sache glänzend. Er schilderte, wie es in der Welt und in der Familie 1895, 1920 und 1945 ausgesehen hatte und 1970 aussah, und gab eine witzige Vorausschau auf 1995. Zwerchfellerschütternd komisch war die Rede, die er im Januar 1971 zum 50. Geburtstag von Gorri Bismarck hielt; er nahm sich des Schwagers Schwächen mit liebevollem Witz vor.

Meinen 85. Geburtstag feierte ich in doppelter Form. Am 22.8.1972 war nachmittags ein Empfang, zu dem an 70 eingeladene Gäste erschienen. Zippel ließ es sich nicht nehmen,

ein Gedicht vorzutragen, das mit folgendem Vers begann:

Wer ist Lutz? Mitunter spricht er
Wie ein ausgebildeter Dichter,
Doch er hat mit Schwung und Verve
Auch Trompeten in Reserve,
Die Signale ohne Fragen
Stürmisch in die Ferne tragen.

Ein anderes Gedicht las mein 20 Jahre jüngerer Freund Hans-Peter Heildorff vor, der nur wenige Wochen später sterben sollte. Auch aus seinem Gedicht sei nur ein Vers zitiert:

Mit 85 fängt's erst an -
So sagt es der Geburtstagsmann,
Und blickt gebieterisch umher,
Als wenn er erst knapp 50 wär.

Das eigentliche Fest feierten wir im September in der Heide, im Steinbeckerhof, einem der schönen zu Hotels ausgebauten, alten Bauernhöfe von Oberhaverbeck. Vier Tage lang waren wir dort mit allen Kindern zusammen, gingen spazieren, sahen uns die letzten Tage der Münchener Olympiade an, debattierten abends oder spielten an mehreren Tischen Stechen. Am vorletzten Abend gab es zum Festessen Heidschnuckenbraten, köstlich und in Mengen. In meinem Dank auf Tones Rede erinnerte ich an seine Rede zum 70. Geburtstag über die weniger rühmenswürdigen Eigenschaften seines Vaters und gestand, sie seien alle noch da; das Alter verändere den Menschen verfluecht wenig. Ich dankte aus bewegtem Herzen für das wunderbare Geschenk, das alle mir mit den Tagen, die wir gemeinsam hier verlebten, gemacht hätten und bat sie, auch wenn ihre Eltern nicht mehr lebten, fest zusammenzubalten; die Schwerin Krosigks sollten eine verschworene Hilfs- und Freundschaftsgemeinschaft sein.

Bei Tisch wurden Lieder gesungen, hauptsächlich von Töchtern und Schwiegertöchtern, die sie meist auch gedichtet hatten.

Nach der Melodie "Morgens wenn ich früh aufstehe" wurde mein Leben besungen, vom Primus in Roßleben bis zum Minister, und im letzten Vers hieß es:

Und auch ohne Amt und Würden,
Nimmt er spielend alle Hürden,
Mit dem Schwung und dem Elan,
Wie sein Leben einst begann.

Ein englisches Lied erzählte nach der Melodie "Where hast thou been" ... meine Erlebnisse in Oxford: Where has he been in nineteen five? / In Oxford Oriel College. / How did he spend this time of life? / ... Nach der Weise "Am Brunnen vor dem Tore" wurde von dem Lösen um Lemmersdorf berichtet, mit dem Schluß: "Das Los ist mir gefallen lieblich und wunderbar". In drei Versen wurde nach "Weißt Du, wieviel Sternlein stehen" die Arbeit der Töchter als Sekretärinnen und Chauffeusen ihres Vaters aufs Korn genommen: "Weißt Du, wieviel Fehler tippen / Deine Töchter jeden Tag ..." Am längsten war natürlich das Jagdlied; sechs Strophen kündeten von allem, was und wo ich es geschossen hatte; im siebenten Vers hieß es:

Es fehlen die Exoten,
Der Löwe, Elefant.
Die schießen meistens Knoten.
Uns reicht das deutsche Land.

Hier konnte ich nicht ganz zustimmen; es gibt auch weidgerechte Jäger, die "Exoten" schießen, und wenn ich dafür einmal genügend Zeit und Geld gehabt hätte, würde ich es auch getan haben. Bei der Trennung am letzten Tage sagten wir alle, es habe sich wirklich gelohnt. Ich kann nur allen Menschen, die sich den Kopf verbrecheln, was sie sich wünschen oder was sie schenken sollen, den guten Rat geben: "Zeit" ist ein wundervolles Geschenk, ein paar Tage für eine Reise im kleinen oder für ein Zusammensein an einem netten Ort im großen Kreise.

Je älter wir wurden, desto nötiger war eine Hilfe im Haushalt. Wir haben erstaunlich lange Mädchen gehabt. Zwischendurch hätten wir auf dem Elisenhof die Periode der Haustöchter; die Erfahrungen mit ihnen waren überwiegend positiv. In Essen kam, als Mädchen nicht mehr zu haben waren, die Zeit der ausländischen Haustöchter. Auch hier hatten wir meistens Glück. Eine kleine Engländerin war sogar sehr nett und überdies tüchtig. Dafür war ihre Nachfolgerin, eine Spanierin, eine Katastrophe. Sie sprach kein Deutsch und lernte es auch nicht; Verständigung war nur auf Französisch möglich, das sie aber auch nur schlecht sprach. Sie konnte nicht kochen und hatte noch nie einen Besen in der Hand gehabt und lernte auch beides nicht. Wir waren erleichtert, als sie sich mit einem hiesigen Studenten, den sie in Spanien kennen gelernt hatte und wegen dessen sie nach Deutschland gekommen war, verlobte und ihn bald heiratete; wir bedauerten nur den netten Jungen. Aber als sie gegangen war, spürten wir das Problem der fehlenden Hilfe erst in seiner ganzen Härte.

Doch da trat Frau Göricke in Erscheinung. Sie stammte aus Hecklingen und sprach meine heimatliche Sprache. Eine Tochter war in Staßfurt in der Salzone verheiratet. Der Sohn wohnte in Essen. Zu ihm wollte sie, aber sie konnte nicht zu ihm ziehen, die Wohnung war zu klein. So suchte sie ein Zimmer in der Nähe. Aktiv wie sie war, dazu erst Anfang der 60er, war sie gern bereit, im Haushalt des Vermieters mit zu helfen. Über eine Freundin, die in Heeren lebte, kamen wir zusammen. Am 1. August 1971 wurde sie bei uns tätig, im wahrsten Sinne tätig. Es war wie ein Wunder. Wir waren aus aller Not.

Seit Mitte der 60er Jahre kümmerten sich Rundfunk und Fernsehen, auch das englische und dänische, um mich. Ich wurde öfter interviewt, gelegentlich wurden auch Sendungen über mich gebracht, irgendwelche Unannehmlichkeiten gab es nicht. Nur an einen Fall habe ich eine unerfreuliche Erinnerung. Das

Düsseldorfer Bildungszentrum Veranstaltete Diskussionsabend in der Form, daß ein sachverständiger Zeuge zu einem Thema gehört wurde und dann zwei oder drei Leute hierüber debattierten. Ich hörte zu, als der Staatssekretär Klug den General von Seydlitz über "Gehorsam und Widerstand" befragte und anschließend der General Graf Baudissin, der Richter am Verfassungsgericht, Gorris Vetter Schlabrendorf, und der frühere Marinejurist, der Rechtsanwalt Kranzbühler, in hochinteressanter Debatte darüber diskutierten. Der Vorsitzende leitete die Diskussion ausgezeichnet, objektiv und ohne selbst Stellung zu nehmen. Ich war so angetan, daß ich mich bereit erklärte, mich über das Thema "Verführung durch Macht" betragen zu lassen.

Ich nahm an, daß Klug wieder die Befragung durchführen und die folgende Debatte leiten würde, und war etwas peinlich überrascht, als ich hörte, daß der Pariser Professor Grosser dieses Mal die Leitung haben würde. Ich wußte von Grosser nur, daß er in Frankreich als der Deutschlandkenner galt und als Jude ein engagierter Gegner der Nationalsozialisten war. Ich sprach mit dem Vorsitzenden des Bildungszentrums, ich hätte keine Lust, in die Rolle des Angeklagten gedrängt zu werden in einem von Grosser veranstalteten "Schauprozeß". Man beruhigte mich, Grosser habe zugesagt, nicht etwas als Ankläger aufzutreten, zudem würden mir ja die Fragen, die er stellen würde, vorher übersandt. Ich bekam die Fragen, die durchaus objektiv klangen, und bereitete ihre Beantwortung vor. Was aber dann am 28. November 1971 in Düsseldorf vor sich ging, übertraf meine schlimmsten Befürchtungen.

Grosser hielt sich nicht an die Fragen und gefiel sich von Anfang an in der Rolle des Staatsanwalts, der einen nicht geständigen Angeklagten zu überführen bestrebt war: "Wie konnten Sie ...?" Ich mußte extemporieren und verteidigte mich eine Dreiviertelstunde gegen eine tendenziöse Befragung. Obwohl

Das Publikum mir starken Beifall spendete, verließ ich die Bühne unzufrieden. Am nächsten Tage rief mich ein guter Bekannter an, der kluge frühere Kanzler des Johanniterordens, Herr von Cossel, und gratulierte mir zu meiner guten Leistung, die er mitgehört habe. Auch andere Bekannte äußerten sich angetan von der Sendung, die im III. Fernsehen erschien. Ich habe sie nicht gesehen und dachte ungern an den Abend in Düsseldorf zurück.

Ich hatte damals allerdings eine kleine Schadenfreude. Bei der nachfolgenden Diskussion, die von dem Historiker Bracher als Vertreter der "Linken" und Professor Gehlen als Vertreter der "Rechten" geführt wurde, ließ sich Grosser die Leitung aus der Hand nehmen. Die Disputanten debattierten nicht, sondern tummelten ihr historisches oder philosophisches Leibröllchen und verwanuten dabei das Berufschinesisch, in das deutsche Gelehrte so leicht verfallen. Das Publikum wurde immer unruhiger und verlangte schließlich stürmisch Schluß der Debatte. Grosser schloß mit der Bemerkung, er habe sowieso den Abend beenden müssen, da er noch in der Nacht nach Paris zurückfahren müsse und sein Zug gleich ginge.

Der Südwestfunk nahm im Frühjahr 1973 in einer Serie "Zeitgenossen" ein Interview mit mir auf. Ich mußte stundenlang erzählen. Gekürzt wurde es im Hörfunk gebracht. Ich habe es nicht mitgehört. 1974 schrieb mir der Südwestfunk, er wolle die "Zeitgenossen" als Buch herausbringen, ob ich für den übersandten Text noch Korrekturwünsche hätte. Am Stil mußte allerhand verbessert werden, der Inhalt war in Ordnung. Nur an einer Stelle erschrak ich. Ich hatte erzählt, mein Oxforder Tutor sei Fabier (Mitglied der Fabian Society) gewesen. Daraus war "Parpiyer" geworden. Ich konnte nur hoffen, daß diese Sendung England nicht erreicht hatte. Mein guter Professor Sidney Ball würde sich im Grabe herumdrehen, und Oxford würde in die Luft gehen.

Kapitel 13: Bestätigung und Kritik

Neuere Forschungsergebnisse, Tagebücher und Memoiren haben die Berichte über meine Erlebnisse ergänzt, meine Urteile über Menschen bestätigt oder korrigiert und auch mich selbst einer gründlichen Prüfung unterworfen. Ich bringe nachstehend einige Proben.

Ich habe nur gerüchtweise von einer Kandidatur des Kronprinzen Wilhelm bei der Reichspräsidentenwahl 1932 gehört. Tatsächlich hat sich folgendes zugetragen: Als Hindenburg im ersten Wahlgang nicht die erforderlichen 50 Prozent erhielt, gab die Zeitschrift "Fridericus" die Parole aus "Unser Reichspräsident Kronprinz Wilhelm". Eine Delegation, bestehend aus Günther v. Einem, dem Sohn des Kriegsministers, Joachim v. Ostau und Eberhard v. Selaszen, bat den Kronprinzen am 29.3.1932, die Kandidatur zu übernehmen. Er erklärte sich einverstanden, falls die Rechte sich geschlossen hinter ihn stellte und sein Vater zustimmte.

Die Verhandlungen am 30.3. hatten ein verschiedenes Ergebnis. In Berlin verhandelte Einem mit Rechtsparteien und Stahlhelm. Sie nahmen den Vorschlag an. Vater Einem war bereit, einen am Vorlag in Oels entworfenen Aufruf zu unterschreiben.

Ich München sprach Ostau mit den Naziführern. In Gegenwart von Goebbels, Hess, Frick und Strasser erklärte sich Hitler bereit, den Kronprinzen zu unterstützen, unter der Bedingung, daß auch Hindenburg von seiner Bewerbung zurücktrete; da Hindenburg erklärt habe, er werde nie gegen einen Hohenzollern kandidieren, werde dieser Verzicht leicht zu erreichen sein.

Die Kandidatur des Kronprinzen entthob Hitler der für ihn befürchteten Aussicht, von Hindenburg geschlagen zu werden.

Hitler hat auch sicher geglaubt, er werde den Kronprinzen eher dazu bringen, ihn zum Reichskanzler zu berufen, als den alten Feldmarschall, und wenn er erst Reichskanzler wäre, mit dem Kronprinzen kein allzu schweres Spiel haben.

Die Frist für die Anmeldung eines Kandidaten lief am 31.3. um 24.00 Uhr ab. Es war also keine Zeit zu verlieren. Die Entscheidung mußte in Doorn fallen, wo Selasen mit der Kaiserin Hermine verhandelte. Der Kaiser ließ sich nicht sprechen. Fünf Stunden sprach Selasen ohne Erfolg mit Hermine. Sie blieb dabei: die Republik sei durch Hindenburg salonfähig geworden, es müsse verhindert werden, daß sie durch den Kronprinzen "erst recht und noch mehr legitimiert werde." Nach einer halbstündigen Besprechung mit dem Kaiser teilte sie mit, die Zustimmung werde abgelehnt, der Entschluß sei endgültig, der Kaiser nicht bereit, Selasen zu empfangen, und wünsche, daß dieser Doorn alsbald verlasse.

Der Kronprinz fügte sich, trotz dringenden Zuredens Einems, der Weisung aus Doorn. Er erklärte seinen Entschluß für unwiderruflich: "er könne wirklich nicht anders." Er werde im zweiten Wahlgang Hitler wählen.

Nach einem Exposé, das mir der frühere Hauptmann i.G. R.M. Cordenann, 1945 im Vorstand der Skoda-Werke Prag, 1974 schickte, war er mit dem General von Bredow, dem Chef des Ministeramts unter Schleicher, persönlich befreundet und bekam im Sommer 1930 von Schleicher den Auftrag, in der NSDAP für ihn zu "spitzeln" und festzustellen, mit welchen von diesen Leuten man "können" würde und mit wem nicht. Während ein anderer früherer Generalstabsler, Dr. Otto Wagener, für Hitler plädierte, meldete Cordenann, Hitler, Göring und Goebbels müßten verschwinden, mit den übrigen, vor allem mit Gregor Strasser, werde man können. Ende 1931 wurde er Leiter des Berliner Büros der von Wagner gegründeten

Wirtschaftspolitischen Abteilung der Reichsleitung der NSDAP und nahm Verbindung mit Walter von Etzdorf, Dr. Gereke und Hans Zehrer's Tatkreis auf.

So wußte er genau Bescheid über die Bestrebungen, die dahin gingen - nicht, die Partei zu "spalten", wie jetzt fälschlicherweise gesagt werde, sondern - Hitler zum Verzicht zu bringen und Strässer, den zweiten Mann der NSDAP, "legal" zum ersten zu machen. Eine reale Chance hierfür ergab sich im November 1932, durch den Wählerverlust in der Wahl des 6. November, die steigenden Schulden der Partei und die Haltung Hindenburgs, die Hitler jede Aussicht zu nehmen schien, jemals Kanzler zu werden. In der zweiten Novemberhälfte kam der Moment für die Ausschaltung Hitlers. Hindenburg lehnte ihn erneut als Kanzler ab. Hitler war so weit, daß er dem Eintritt Strässers als Vizekanzler in das Kabinett Schleicher zustimmte und sich selbst mit der Hitler-Jugend und dem "Völkischen Beobachter" begnügen wollte. Göring erschien "winselnd wie ein altes Weib" im Reichswehrministerium und bat um gut Wetter für sich. Schleicher wies ihn männlich die Tür.

Am 1. Dezember 1932 sagte sich Hitler aus München an, um mit Schleicher im Sinn der Strässer-Lösung zu einer festen Absprache zu kommen. Doch Strässer und Major Ott warteten vergebens am Anhalter Bahnhof auf ihn. Während der vom Reichswehrministerium bestellte Begleiter Hitlers, ein Herr von Zengen, im Nebenabteil schlief, holte ihn Göring, der ihm von Berlin bis Weimar entgegengefahren war, in Weimar aus dem Zuge und fuhr mit ihm im Auto nach Berlin. Unterwegs erzählte er Hitler, Schleicher und Strässer hätten ihn böswillig belogen, Hindenburg sei nicht unabänderlich gegen seine Kanzlerschaft, Papen könne das in Ordnung bringen. In Berlin warf Hitler dem überraschten Strässer vor, ihn belogen und verraten zu haben. Persönlich tief verletzt,

legte Strasser alle seine Ämter nieder und verließ Berlin. Seine Anhänger, Flick, Funk usw., resignierten. Major Ott, der von Schleicher zu Hitler entsandt wurde, konnte Hitler, der wieder oben auf war, nicht umstimmen. Die Aktion Strasser war erledigt. Nach Ansicht Cordemanns war die Ermordung Schleichers und Bredows am 30. Juni 1934 ein persönlicher Racheakt Görings.

Die Darstellung Cordemanns wird von Etzdorf und Otto Strasser, dem Bruder Gregors, bestätigt. Ihm hat Gregor, bevor auch er am 30. Juni ermordet wurde, zugegeben, er habe einen unverzeihlichen Fehler begangen, er hätte kämpfen müssen. Ob er gewonnen hätte, mag dahingestellt bleiben. Es hätte aber zu diesem Kampf gar nicht zu kommen brauchen. Cordemann drückte seine Ansicht pointiert aus: "Das Spiel mit der NSDAP sei fahrlässig und endgültig geplatzt." Mir ist im November 1932 in Gesprächen mit Schleicher aufgefallen, wie sicher er seines Erfolges zu sein schien. Jedenfalls bestätigen die von Cordemann bezeugten Tatsachen, daß Schleichers Versuch, die Partei zu "spalten", - ich verwende den gebräuchlichen Ausdruck - keine Illusion war.

In dem 1973 erschienenen, bereits erwähnten Buch von Kiedel "Eisen und Kohle für das Dritte Reich" erzählt der Verfasser von den Streitigkeiten und Intrigen, die der Gründung der Salzgitterwerke vorausgingen. Auf der Stahlseite machten drei Stellen Pläne für die Verwendung der einheimischen Erze in Salzgitter, die Bergbauabteilung des Wirtschaftsministeriums unter dem Ministerialdirektor Schlackmann, die ihren Minister, Dr. Schacht, hinter sich hatte, der Vorsitzende des Amtes für deutsche Roh- und Werkstoffe, Oberleutnant Loeb, der Göring als Chef des Vierjahresplans unterstand und sich von ihm unterstützt wähnte, und Paul Pleiger, der in diesem Amt das Referat Metalle hatte, aber eine eigene Politik verfolgte und Göring auf seiner Seite hatte. Auch auf der Seite der Industrie war man sich nicht einig.

- 201 -

Zwischen Ernst Poensgen, dem Chef der Vereinigten Stahlwerke, der am schärfsten den privatwirtschaftlichen Standpunkt vertrat, und Hermann Röchling, der für die Ausnutzung der heimischen Erze durch den Staat eintrat, gab es viele Varianten.

Als Göring, den Vorschlägen Pleigers folgend, im Sommer 1937 die Reichswerke gründete, wirkte das wie ein Donnerschlag. Schacht tobte, Poensgen protestierte. Ich hatte in Rügen, wo ich gerade auf Urlaub war, der Gründung zugestimmt. Riedel schreibt, ich hätte es unterlassen, eine Front Reichswirtschafts - Reichsfinanzministerium aufzubauen; ich hätte nicht gewagt, "auch nur den Versuch zu machen, Göring in den Arm zu fallen." Diese Darstellung ist korrekturbedürftig. Ich konnte keine "Front" mit Schacht bilden, weil ich in entscheidenden Punkten anderer Ansicht war als er.

Schacht ging, der Einstellung Schlättmanns folgend, davon aus, daß es sich bei der beabsichtigten stärkeren Verwendung einheimischer Erze nur um eine Übergangslösung handeln könne. Einer dauernden Benutzung der sauren Erze stehe die Tatsache gegenüber, daß das Erzvorkommen wesentlich geringer sei, als Pleiger behauptete, jedenfalls weit unter den drei Milliarden Tonnen Roherz liege, von denen die Befürworter der Salzgittergesellschaft ausgingen, und daß die kostspielige Aufbereitung die deutsche Eisenindustrie konkurrenzunfähig machen würde. Zu einem Eingreifen des Staates liege keine Notwendigkeit vor, da die Privatindustrie alles getan habe, was man auf diesem Gebiet von ihr verlangen konnte.

Ich war anderer Ansicht. Wir waren in der Eisenversorgung fast vollständig vom Ausland, besonders von Schweden, abhängig. Gelang es dem Kommunismus, unter den schwedischen Erzarbeitern einen Streik anzuzetteln, stand unsere Wirtschaft still. Es war ein elementares Vorsichtsgebot, uns die

eigenen Erzvorräte, so weit wie irgend möglich, dienstbar zu machen. Das hatte schon Ebert gewollt. Im Jahre 1919 hatte die Erzstudiengesellschaft in Dortmund den besten Experten für die Geologie dieses Raumes, Professor Johannes Weigelt in Halle, mit der Untersuchung der Salzgitter-Vorkommen beauftragt. Der war nach mehrjähriger Tätigkeit zu dem Ergebnis gekommen, daß hier mindestens 1 1/2, wahrscheinlich 3 Milliarden Tonnen an Erzvorräten vorhanden seien. Ich glaube an diese Zahlen, die eindrucksvoll begründet waren. Es schienen mir keine sachlichen Gründe zu sein, aus denen jetzt die Ruhrindustrie das Weigelt'sche Gutachten anzweifelte. Später stellte sich heraus, daß die geschätzte Mindestzahl weit übertroffen wurde und daß tatsächlich drei Milliarden t Erze im Raum Salzgitter vorhanden waren.

Hermann Röchling hatte Pleiger auf den amerikanischen Hüttenfachmann Brassert aufmerksam gemacht, der ein Verfahren gefunden hatte, saure Erze so aufzuschließen, daß das aus ihnen gewonnene Eisen mit dem aus hochprozentigen Erzen hergestellten konkurrieren konnte. Er hatte in Corby in England ein Hüttenwerk errichtet, in dem dieses Verfahren mit Erfolg praktisch angewandt wurde. Wiederum schienen mir keine sachlichen Gründe vorzuliegen, wenn Einwendungen gegen dieses Verfahren erhoben wurden. Ich hielt es aber für notwendig, daß mit Erssorec über Salzgitter verhandelt wurde, was auch geschah. Die Rentabilität des auf dieser Grundlage errichteten Unternehmens wurde später eindeutig festgestellt.

Schließlich hatte ich den Eindruck, daß die Industriellen, an der Spitze die Vereinigten Stahlwerke, eine Verzögerungstaktik betrieben, um auf diese Weise die Pleiger'schen Pläne zu verhindern. Und man konnte es ihnen nicht einmal verdenken. Die stärkere Verwendung deutscher Erze war mit einem Risiko verbunden, das man der Privatwirtschaft kaum zumuten konnte. Hier mußte die öffentliche Hand einspringen. Deshalb

war ich für die Errichtung der Reichsgesellschaft, und zwar nicht wie Göring, weil sie "für Kriegsbedarf notwendig" sei - 1937 dienten nur 18 % der Eisenversorgung (Eigenproduktion und Einfuhr) Rüstungszwecken -, sondern weil ich eine einheimische Erzbasis auch für Friedenszeiten und -zwecke für notwendig hielt.

Die Verzögerungstaktik - "Sabotage" nannte es Göring - gaben die Industriellen später unumwunden zu. Poensgen bedauerte in seinen Erinnerungen, daß man im Frühjahr 1937 die Möglichkeit, Pleigers Pläne auf ein "vernünftiges" Maß zu beschränken, verpaßt und durch "einige Mißgriffe" den Hermann Göring-Werken den Boden bereitet habe. Die Industrie wurde in ihrem Widerstand bestärkt, weil Schacht und Schlattmann auf ihrer Seite standen, beide nicht nur aus sachlichen Gründen, sondern weil sie Göring und Pleiger das Recht bestritten, im Bereich des Wirtschaftsministeriums tätig zu werden; schon aus diesem Grund lehnten beide deren Pläne ab. Der unsachliche Kampf führte zu "Mißgriffen" auch auf der staatlichen Seite.

Poensgen erfuhr erst viel später, daß neun Eisenindustrielle am Vormittag des 24. August folgendes Telegramm von Göring erhalten hatten: "Ich bitte Sie dringend, sich an der Düsseldorf Denkschrift des Stahlvereins nicht zu beteiligen. Die Mächtigkeiten des letzteren gegen die Reichswerke nehmen immer mehr die Form von Sabotage an." Die Empfänger bekamen kalte Füße. Ich erhielt am gleichen Tage ein Telegramm, in dem mich Göring dringend bat, "weder von Poensgen noch von anderen Interessenten Vorstellungen gegen die Reichswerke entgegenzunehmen." Sie seien leicht zu entkräften. Es ginge darum: Reichsinteresse oder krasser Wirtschaftsegoismus. Göring ersuchte mich, meinen Referenten Nasse, der bereits durch seine Bemühungen, das Reichswirtschaftsministerium und die Reichsbank einzuschalten, unangenehm aufgefallen sei, "in diesem Sinne zu unterrichten. Ich weiß, daß dauernd Ver-

suche gemacht werden, Herrn Nasse gegen die Reichswerke zu stellen." Göring wußte durch die Telefonüberwachung Bescheid.

Ich bat Körner, Göring zu sagen, ich hätte in dieser Frage auf seiner Seite gestanden. Ermahnungen wie die in seinem Telegramm vom 24.8. seien überflüssig. Sie könnten mich höchstens stutzig machen. Nasses Haltung ginge auf meine Weisungen zurück. Nasse habe von mir den Auftrag, im Aufsichtsrat der Reichswerke kritisch mitzuarbeiten. Wenn Göring solche Kritik nicht haben wolle, würde ich meinen Vertreter aus dem Aufsichtsrat zurückziehen. Nasse blieb und wurde gerade wegen seiner sachlichen Kritik von Fleiger sehr geschätzt.

Den Gauleiter Lohse, der von Riga aus das Baltikum als Reichskommissar regierte, habe ich im zweiten Band dieser Erinnerungen zwar nicht als Fanatiker, aber als Narren bezeichnet. Doch auch er war, was ich nicht wußte, ein bössartiger Narr. Aus meinem Hause war der spätere Staatssekretär Vialon als Leiter der Finanzabteilung bei ihm tätig. Vor ihm versah der Ministerialrat Dr. Malcomess diese Aufgabe. Er erzählte mir 1974, Lohse habe ihn bei seiner Antrittsmeldung mit den Worten empfangen: "Was wollen Sie hier? Wer hat Sie hergeschickt? Ich habe Sie nicht gerufen, ich brauche keinen Spitzel des Reichsfinanzministeriums."

Das war der Unterschied der Gauleiter im Osten von denen im Westen. Koch und Lohse sahen in den Vertretern des Reichsfinanzministeriums Spitzel und Spione; sie waren sich bewusst, daß bei ihnen Dinge geschahen, die vor meinen und den Augen meines Hauses geheim gehalten werden mußten. Ganz anders im Westen. Bürckel in Lothringen und Wagner im Elsaß hatten nichts zu verbergen und nahmen sie sachverständige Mitarbeit meiner Herren dankbar an. Malcomess machte sich

- 205 -

durch Kritik bei Lohse mißliebig und mußte deshalb abgelöst werden. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem telefonischen Mordskrach zwischen Staatssekretär Reinhardt und Lohse. Reinhardt konnte es nicht vertragen, wenn jemand an Beamten des "Hauses" Kritik übte.

Das Ministerium stand mit der Zeit bei ihm höher im Kurs als selbst die Partei. Allerdings hoffte er, einmal selbst "Herr im Hause" zu werden. Wie mir Dr. Walter Eckhardt, ein früherer Angehöriger des Reichsfinanzministeriums, jetzt berichtete, hat der Staatssekretär einmal den jungen Referenten seines Büros erzählt, ich würde Botschafter in London und er dann Minister; das sei ihm von Hitler versprochen worden. Daß Hitler ihm eine solche Zusage gegeben hat, halte ich für möglich. Daß Hitler je daran gedacht hat, sie wahrzumachen, glaube ich nicht. Davon, daß einmal ins Auge gefaßt worden sei, mich nach London zu schicken, hatte ich nie gehört.

Eckhardt war der Referent des "Pyänenbriefes" (vgl. Band II, S. 262). Das Material dafür sei in seinem Referat gesammelt worden, vor allem, im Einverständnis mit dem Generalquartiermeister Wagner, von dem Vertreter des Reichsfinanzministeriums beim OKW Gen.Qu. Für jeden Satz des Briefes habe das Ministerium einen Beleg gehabt. Das habe sich in der Chefbesprechung, bei der die Vertreter des OKW mich nicht unterstützt hätten und ich allein der Opposition, Rosenberg, Sauckel, Schlötterer usw., gegenübergestanden hätte, günstig ausgewirkt. Göring habe nach Empfang des Briefes einen Wutanfall gekriegt, auf den Tisch geschlagen und gefragt, wer dem Grafen solches Zeug vorgelegt habe. Der Ostreferent Bergmann, ein Tübinger Rhenane, habe erwidert, der Referent, Dr. Eckhardt, sei alter Corpsstudent und sonst ganz vernünftig. Darauf habe sich Görings Zorn gelegt.

Der Zollgrenzschutz hat in den Endkämpfen in den besetzten Gebieten noch schwerere Verluste erlitten, als ich gewußt habe. Der Finanzpräsident a.D. Walter Lottner, der ausgezeichnete Leiter des Zollgrenzschutzes Frankreich, schickte mir 1973 einen Bericht über das Ende der ihm unterstellten Truppe, den er im Blatt "Der deutsche Zollbeamte" veröffentlicht hatte. Darin gab er an, wieviel Angehörige der einzelnen Befehlsstellen gefallen, vermißt oder von Widerständlern ermordet worden waren. In dem Begleitbrief erzählte er, er habe mich und den Generalinspekteur Hossfeld zu einem Besuch der neubesetzten Mittelmeerküste östlich der Rhönemündung, des schönsten Teils seines "Bezirks", einladen wollen. Aber der Chef der Deutschen Polizei, dem er seine Absicht mitteilte, sei geradezu entsetzt gewesen. Denn gerade in diesem Gebiet hätten sich damals die Partisanen schon zu regen begonnen, vor allem in Savoyen, durch das uns der Rückweg geführt hätte. Die Fahrt unterblieb, so, schrieb jetzt der brave Lottner, "sind Sie um einen großen Genuß gekommen, aber vielleicht auch einer großen Gefahr entgangen."

Bei Collins in London erschien im Juli 1966 ein großartiges Buch, "The last Battle" von Cornelius Ryan. Der Autor ist der erste Westeuropäer, dem erlaubt wurde, die Unterlagen für die letzten Kriegswochen auf beiden Seiten einzusehen. Er hat mit Hunderten von Augenzeugen, Amerikanern und Engländern, Deutschen und Russen, vor allem auch mit den führenden Generälen und Marschällen auf deutscher und alliierter Seite gesprochen. Einer der fünf Teile, aus denen das Buch besteht, trägt den Titel "The General". Gemeint ist der Generaloberst Gotthard Heinrici, der letzte Oberbefehlshaber der Weichselarmee. In Deutschland kennt man seinen Namen kaum. Ryan hält ihn für einen der bedeutendsten Soldaten des Weltkrieges.

Heinrici hatte keine spektakulären Siege errungen, stand nicht in Gunst bei Partei und Führer, bekam nicht den Feld-

- 207 -

marschallstab, galt aber unter Kennern als einer unserer besten Abwehrspezialisten. Er war ein General alter Schule, ein zäher Bursche, der mit dem geringsten Einsatz von Menschen, unter Benützung jeder Chance, zu kämpfen verstand. Der "Giftzwerg", wie ihn seine Leute mit Stolz in der Stimme nannten, gab auch in fast hoffnungsloser Lage nicht auf. Bei den Rückzugskämpfen in Rußland wurde er zu einer legendären Gestalt, berühmt wegen einer besonderen Abwehrtechnik, der "beweglichen Verteidigung".

Diese Verteidigung war nicht nach Hitlers Sinn. Er entlohnte Heinrici 1943 "seiner angegriffenen Gesundheit wegen" seines Kommandos. Als im Spätsommer 1944 die Lage verzweifelt geworden war, holte ihn Hitler zurück und übertrug ihm eine Armee in Ungarn. Guderian, der Schöpfer der deutschen Panzerwaffe, 1944 Generalstabschef, aber ein kranker Mann, konnte es nicht hindern, daß Hitler im Dezember 1944 die Divisionen, die man zur Verteidigung im Osten brauchte, in einem letzten Hasardcoup in die Ardennenoffensive und dann die letzten deutschen Panzerdivisionen in den hoffnungslosen Kampf um Ungarn warf. Während sie dort durch den Wolf gedreht wurden, überrannte der Russe unsere Ostfront, wo Himmeler führte. Dessen Führung war eine Groteske. Guderian versuchte nur noch, den sowjetischen Angriff an der Oder zum Stehen zu bringen. Dazu brauchte er einen Oberbefehlshaber, der etwas konnte. Heinrici war sein letzter Trumpf. Himmeler hat gern um Enthebung. Hitler vollzog widerwillig die Ernennung Heinricis.

In Wenzlau zeigte ihm General Gehlen die geheimen Operationspläne der Alliierten zur Fortsetzung der Operation Overlord, der Invasion, bis zur Kapitulation. "Das ist ein Todesurteil", sagte Heinrici. Das nächste Ziel der Alliierten war Berlin. Amerikaner und Engländer wollten beide vor Stalin in Berlin sein. Churchill wollte Berlin aus politischen Gründen haben,

Montgomery als Siegeslohn; er wollte, wie ein englischer General sagte, auf einem weißen Charger in Berlin einreiten. Als Roosevelt 1944 eigenhändig mit ein paar Strichen die Zonengrenzen aufzeichnete, schloß die amerikanische Zone Berlin ein. Erst im Frühjahr 1945 sah Eisenhower Berlin nicht mehr als militärisches Hauptziel an, weil er die Gefährlichkeit der "Alpenreduite", die in Wirklichkeit nur in der Phantasie einiger fanatischer Nazis bestand, fürchtete. Zur Wut der Engländer und zur Verzweiflung der Amerikaner hielt er die alliierten Truppen an der Elbe an - einer der verhängnisvollsten Entschlüsse des unheilvollen Mannes -; Stalin, der den Angriff auf Berlin vier Wochen vorverlegte, gewann das Rennen.

Heinrich konnte von der 9. Armee des Generals Russe nur Trümmer retten; von 200.000 Soldaten gerieten wenigstens 40.000 in amerikanische Gefangenschaft. Als die 3. Panzer-Armee des Generals von Manteuffel eingeschlossen zu werden drohte, befahl Heinrich den Rückzug. Keitel entthob ihn daraufhin des Kommandos und befahl ihm, sich in Plön zum Bericht zu melden. Ein junger Hauptmann warnte ihn, er solle sich mit der Fahrt nicht übereilen, damit es ihm nicht ginge wie dem Feldmarschall Rommel. Der Hauptmann hatte als Ordnungsoffizier Rommels erzwungenen Selbstmord miterlebt. Die Sorge war überflüssig. Als Heinrich am 1. Mai abends in Plön ankam, war Hitler tot.

Ryans Bericht bestätigt alles, was ich in den letzten Kriegstagen nur bruchstück- oder gerüchteweise gehört hatte, und klärt die heute kaum noch zu fassenden Gründe auf, aus denen die Alliierten den Russen erlaubten, Berlin als erste zu erreichen, und aus denen man diese Stadt tief in der russischen Zone ließ.

Auch ich habe Delano Roosevelt als eine der unheilvollsten geschichtlichen Persönlichkeiten bezeichnet. Das Vertrauen auf seinen persönlichen Charme und der Glaube an die Echtheit

Stalinscher Beteuerungen verführten ihn zu einer Zusammenarbeit mit Stalin, die sich als Katastrophe für Europa auswirkte. Inzwischen hat man dies in immer weiteren Kreisen, auch Amerikas, eingesehen, ohne daß die Verehrung seiner faszinierenden Persönlichkeit darunter gelitten hätte. Eine gute Charakteristik Roosevelts gibt Sir Oswald Mosley in seinen Erinnerungen. Roosevelt sei ein Beispiel für zuviel Willen und zu wenig Intellekt gewesen. Er habe Energie und Phantasie in Fülle besessen, aber der letzte Wirklichkeitsinn habe ihm gefehlt. Seine feurigen, aber verschwommenen Impulse hätten sich deshalb verhängnisvoll ausgewirkt. Er habe kein Verständnis für größere Zusammenhänge besessen und auf längere Sicht den richtigen Weg nicht gefunden, aber im Bereich taktischer Maßnahmen und politischer Tagesmanöver habe es kein anderer mit ihm aufnehmen können. Kein zweiter Staatsmann habe auch in solchem Ausmaß die Gabe besessen, Gesprächspartner, selbst wenn sie ihm feindlich gesinnt waren, zu verzaubern.

Auch der General Joachim Stülpnagel, in dessen von mir schon erwähnte Erinnerungen ich einen Einblick tun dürfte, schrieb bei Roosevelts Tod in sein Tagebuch: "Ein großer Kriegsverbrecher, den Gott abgerufen hat, um ihn den Sieg nicht mehr erleben zu lassen". Ich freute mich, daß Stülpnagel auch in der Beurteilung anderer Menschen mit mir übereinstimmte. So gehörte nach seiner Ansicht der von mir besonders verehrte Reichswehrminister Geßler zu den besten Männern der deutschen Geschichte; man habe leider seinen vollen Wert nicht rechtzeitig erkannt.

Karl Pleitenberg, von dem ich einige Anekdoten erzählt habe, hätte nach Stülpnagels Schilderung ein warmes Herz, konnte aber sauer werden. Als Joachim, Leutnant im Ersten Garde-Regiment, spät abends in den Zug nach Potsdam sprang, natürlich in Zivil, das damals Offizieren streng verboten war,

saß im gleichen Abteil sein Kommandeur, der gefürchtete Karl. Doch Plettenberg hielt sich während der ganzen Fahrt krampfhaft die Zeitung vor die Augen, um seinen Leutnant nicht offiziell zu sehen; sonst hätte er ihn ja bestrafen müssen.

Höchst verwunderlich war mir, daß - wie Stülpnagel berichtet - im Ersten Weltkrieg der Führer der 2. Armee, Karl von Bülow, 1915 zum Feldmarschall ernannt, aus Kontributionen an die Truppe "Beutegelder" auszahlen ließ; für Stülpnagel seien das in den ersten Kriegsmonaten monatlich 130,- Mark gewesen. Ich habe nie einen Pfennig Beutegeld bekommen und auch nichts davon gehört, daß sonst solche Gelder ausgezahlt worden seien. Im Zweiten Weltkrieg waren die Kontributionen der besetzten Gebiete eine der Hauptquellen zur Finanzierung des Krieges. "Beutegelder" für die Truppe sind daraus nicht abgezweigt worden.

Solschenizyn spricht im "Archipel Gulag" von der "notorischen Kurzsichtigkeit, ja sogar Dummheit" Roosevelts, aber auch Churchills, der beiden in ihren Ländern als Verkörperung staatsmännischer Weisheit verehrter Politiker, die "auf ihrem Wege vom Jahre 1941 zum Jahre 1945 so gänzlich auf jegliche Garantie für die Unabhängigkeit Osteuropas" verzichteten, "wegen des lächerlichen Kinderglaubens um das vierzonale Berlin (ihre künftige Achillesferse zudem) die weiten Gebiete Sachsen und Thüringen" hergaben und "einige hunderttausend bewaffnete und absolut nicht kapitulierwillige Sowjetbürger dem Tod in Stalins Lagern" auslieferten. Er erzählt, wie Wlassow Ende April 1945 seine zweieinhalb Divisionen bei Prag sammelte und sie, als der SS-General Steiner die tschechische Hauptstadt zerstören wollte, ehe er sie dem Feind übergab, gegen die Deutschen führte und diese aus Prag vertrieb. Das goldene Prag wurde von russischen Truppen gerettet, aber nicht von den Soldaten Stalins, sondern von den Divisionen Wlassows. Als diese dann aber ihren Rückzug nach

Bayern antraten, empfangen die Amerikaner sie nur, um sie der sowjetischen Seite zu übergeben.

Im Monat Mai 1945 lieferten die Engländer in Österreich der sowjetischen Seite das Kosakenkorps aus, 90.000 Mann und dazu einen großen Tross mit Weib und Kind und Kegel. Diese Männer, die fest entschlossen waren, bis zum letzten Mann zu kämpfen oder über den Ozean zu gehen, "egal wohin", nur nicht sich lebend zu ergeben, wurden erst durch falsche Versprechungen veranlaßt, ihre Waffen abzugeben, dann von ihren Offizieren getrennt und schließlich, in Autobussen verladen, den Sowjets ausgeliefert. Später lieferten die Westmächte auch die in Deutschland befindlichen russischen Kriegsgefangenen, die nicht in die UdSSR zurückkehren wollten, den Bolschewisten aus.

Marlies Steinert hat sich in ihrem 1967 erschienenen Buch "Die 23 Tage der Regierung Dönitz" von allen Historikern der Nachkriegszeit am ausführlichsten mit mir beschäftigt. Ein Kapitel von 35 Seiten befaßt sich nur mit mir. Sie hat meine Erinnerungen und mein Tagebuch benutzt, hat sich mehrfach mit mir unterhalten, und gibt eine tieferschürfende Analyse meines Charakters und meines Handelns. Das Buch ist frei von Tendenzen und bemüht sich, Licht in eine noch dunkle Gegend der Vergangenheit zu bringen. Daß aber die Verfasserin bei allem guten Willen zur Objektivität dabei auch selbst nicht aus ihrer Haut heraus kann, mag an einigen Beispielen erläutert werden.

Sie schreibt S. 115: "Der Graf, eine Persönlichkeit von gewinnender Liebenswürdigkeit, persönlicher Bescheidenheit und ausgeprägtem Patriotismus, zeigte jedoch Zeit seines Lebens einen Mangel an politischem Augenmaß, der ihn blind sein ließ gegenüber den Gefahren, die in einer allzu starken Staatsspitze liegen, zumal er oft die Unterstützung des Reichskanzlers benötigte, um seine sachlichen Forderungen gegen-

über dem Reichstag durchzubringen. Ein starker mächtiger Staat, der sich über Parteiengedank und Interessenwirtschaft erhob, der Ordnung hielt im Innern und Macht ausstrahlte nach außen, geführt von einer staatstragenden Elite, der er sich zugehörig fühlte - das waren die deutschnationalen Ideale jener Jahre, denen auch von Krosigk anhing."

Frau Steiner neigt dazu, die Deutschnationalen in besonderem Maß als Urheber von Unheil anzusehen. Das Verlangen nach einem starken Staat war nicht ihr Monopol. Den forderten auch der Volksparteiler Luther, der Demokrat Dietrich und die meisten Zentrumsführer. Man hatte nur verschiedene Vorstellungen von der Schicht, die ihn führen sollte. Gerade in dieser Frage wich ich aber von den Deutschnationalen ab. Ich hielt ihre einseitige Elite-Vorstellung für überholt und verkehrt. In meiner Unterhaltung mit Brüning über den Nachwuchs des Auswärtigen Amtes sprach ich die Überzeugung aus, daß die Führung sich aus allen Volksschichten rekrutieren müsse.

Es mag sein, daß es Mangel an politischem Augenmaß war, die in einer zu starken Staatsspitze liegenden Gefahren nicht gesehen zu haben, aber sicher zeugt es auch nicht von politischer Weisheit, den Staat durch Übertreibung der Demokratie (unbegrenzte Verhältniswahl u.a.) in verhängnisvolle Schwäche versinken zu lassen. Die von Frau Steiner zitierte Erklärung Brünings, daß es mir "an der elementarsten Erfahrung und Instinkt für parteipolitische Kombination und politischer Talkraft fehlte", gab er im Nürnberger Prozeß zu meiner Verteidigung ab. Sie enthielt einen Kern der Ansicht, die Brüning von mir hatte, war aber zweckbedingt zugesplitt. Die Urteile über mich in seinen Erinnerungen klingen anders.

Die Forderung nach einer starken Staatsspitze bezog sich auf den Reichspräsidenten. Ich aber wollte auch nach Ansicht von

Frau Steinert einen starken Reichskanzler, den ich zur Unterstützung des finanzministeriellen Vetos brauchte. Ich strebte also etwas anderes an als die Deutschnationalen. Die wesentliche Stärkung der Stellung des Kanzlers brachte erst das Grundgesetz der Bundesrepublik.

An einer anderen Stelle (S. 122) schreibt Frau Steinert: "Als Anhänger des Machtstaatsgedankens strebte der Graf eine Revision des Versailler Vertrages an; die Aufrüstung schien ihm die notwendige außenpolitische Machtverstärkung des Reiches zu gewährleisten." Es ist richtig, daß ich eine Revision des Versailler Vertrages angestrebt habe. Es ist falsch, daß ich das als Anhänger des Machtstaatgedankens getan hätte. In dem Verlangen nach einer Revision des Versailler Vertrages waren sich alle damaligen Parteien einig. Schon in der Forderung der Revision einen Beweis für machtstaatliche Gedanken zu sehen, ist eine Verkennung der damaligen Lage.

Es ist richtig, daß ich die Aufrüstung begrüßt und für notwendig gehalten habe. Wiederum befand ich mich hierbei nicht allein in der Gesellschaft der Deutschnationalen, sondern aller Parteien. Wiederum ist es eine - vielleicht unbewußte - Färbung, wenn Frau Steinert die Aufrüstung als notwendig für die "Machtverstärkung" bezeichnet. Solange es gerüstete Staaten gibt, kann ein abgerüsteter Staat keine selbständige Politik treiben. Die Aufrüstung war damals als Grundlage einer eigenen Außenpolitik notwendig. Sie ist es auch heute. Als mein Buch "Es geschah in Deutschland" herausgekommen war, bat mich der Bremer Senatspräsident Kelsen um eine Unterredung. Im Laufe des Gesprächs sagte er mir, er habe an Adenauer viel auszusetzen, aber in der Notwendigkeit der Aufrüstung stimme er ihm zu; gerade die Sozialdemokraten wüßten aus Erfahrung, wie schlecht man ohne Wehrmacht Politik machen könne.

Frau Steinert sieht in meinem Vorgehen beim Ermächtigungsgesetz das erste Zeichen eines grundsätzlichen Irrtums (S. 126): "Der offenen oder spektakulären Handlungsweise zog er die administrative Regelung vor, mit der er versuchte, extreme Entwicklungen abzuschwächen und Härten zu vermeiden. Durch diese indirekte Methode, die er später oft verfolgte, um das erwünschte Ziel zu erreichen, und die in einem totalitären Staat oft als die einzig mögliche erscheint, begab er sich jedoch auf den fatalen Irrweg, Unrechtsmaßnahmen in toto und im Prinzip zu akzeptieren, mit dem Versuch, sie im Einzelfall abzumildern oder aufzuheben." Diese Darstellung ist ein geradezu klassischer Beweis für das häufige Versagen von Historikern, die vom grünen Tisch das Handeln von Menschen in einem totalitären Staat zu beurteilen suchen.

Ich zog nach Frau Steinert die indirekte Methode der "spektakulären" Handlungsweise, also der offenen Ablehnung, vor. Sie selbst weiß, daß der spektakuläre Weg in der Sache völlig ergebnislos geblieben wäre. Wem es also darauf ankam, "das erwünschte Ziel" zu erreichen, also in der Sache zu einem Erfolg zu kommen - und das konnte doch nur die Abmilderung oder Aufhebung in der Praxis sein -, der mußte, das gibt sie selbst zu, die indirekte Methode verwenden. Wer damals nicht die Sache, sondern nur die eigene Person im Auge gehabt, wer also nicht das Ziel verfolgt hätte, Böses in der allein möglichen Form und dem allein möglichen Umfang abzuwehren, sondern nur das andere Ziel, sich herauszuhalten und unbescholten zu bleiben, der wäre ein jämmerlicher Egoist gewesen.

Darum ging es doch damals immer, um die Frage, was wichtiger war, der Erfolg in der Sache oder die Rücksicht auf das eigene Gefühl. Ein Erfolg "im Prinzip" war nicht möglich, nur ein Erfolg im Einzelfall. Deshalb war es kein "fataler Irrweg", sondern die einzige gegebene Möglichkeit, die Unrechtsmaßnahmen - nicht "in toto und im Prinzip zu akzeptieren",

das ist wieder eine "Führung", sondern - als Realität hinzunehmen und das Unrecht im Einzelfall abzumildern oder aufzuheben. Frau Steinert zeigt keine Alternative auf, es gibt auch keine. Sie spricht ihrer eigenen Verurteilung das Gericht, indem sie zugibt, daß die indirekte Methode im totalitären Staat "oft" - in Wirklichkeit stets - "als die einzige mögliche Methode erscheint", tatsächlich die einzig mögliche Methode war.

Der von mir hochverehrte Freiherr Thilo von Wilnowski, ein Schwager Krupps, mit dem ich dienstlich viel zu tun hatte, suchte mich einmal auf, er und andere Freunde hätten Sorge um mich. Sie sähen, daß ich, sicherlich in bester Absicht, mich auf einen verhängnisvollen Irrweg begäbe. Und dann entwickelte er etwa die gleichen Gedanken und Argumente wie Frau Steinert. Ich erwiderte ihm, dieses Problem beschäftige mich unausgesetzt, und trug meine Gesichtspunkte ausführlich vor. Wilmo wurde immer nachdenklicher. Zum Schluß sagte er mir, den Rat, mit dem er gekommen sei, könne er mir nicht mehr geben; aber er wisse auch keinen anderen. Mit meiner Lage müsse ich allein fertig werden.

Die beiden Brüder Ferdinand und Hermann von Lüninck traten frühzeitig der Bewegung bei. Beide wurden Oberpräsidenten, Ferdinand in Westfalen, Hermann im Rheinland. Als sie erkannten, daß sie sich geirrt hatten, gingen sie in den Widerstand. Ferdinand wurde 1944 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Hermann überlebte. In einer kleinen Schrift, "Für Wahrheit, Freiheit und Recht", die er in einer beschränkten Zahl herstellen und zwei Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch an Freunde verteilen ließ, schreibt er: "Im Kampf um das Recht verdient der den Preis, der am längsten aushält, auch wenn man ihm dann später irgendeinen Fehler oder eine Schwäche in diesem ermüdenden Kampf nachweisen kann." Hermann hatte auf beiden Seiten der Barrikaden gestanden. Er wußte wirklich Bescheid.

Frau Steinert zweifelt die Aufrichtigkeit meiner Rücktrittsüberlegungen nach der Kristallnacht im November 1938 an (S. 128). Die Menschen, mit denen ich damals darüber sprach, vor allem mein persönlicher Referent, hätten ihr versichern können, daß die Überlegungen ernst gemeint waren. Eine große "Versuchung", mein Amt zu verlassen, lag darin, daß mein früherer Vorgesetzter, der Staatssekretär Schröder, damals Präsident der "Seehandlung", mir dringend nahelegte, sein Nachfolger zu werden. Die Stellung des Präsidenten der preußischen Staatsbank war nicht nur für einen Staatssekretär, sondern auch für einen Minister durchaus reizvoll.

Frau Steinert begründet ihre Zweifel an meinen Rücktrittsüberlegungen auch mit meinen Ausführungen in der Sitzung, in der über die Judenbuse debattiert wurde. Nach meinen Erklärungen wollte ich den Einfluß der Juden in Deutschland möglichst ausschalten und alles versuchen, sie ins Ausland zu bringen. Nun waren Äußerungen in der damaligen Zeit stets zweckbedingt und gaben durchaus nicht die eigentliche Einstellung des Sprechers wieder. Man mußte oft - Frau Steinert sagt es selbst - mit den Wölfen heulen. Aber in diesem Fall war es mir ernst mit dem Bestreben, Juden zur Auswanderung behilflich zu sein. Schacht und ich bemühten uns in Zusammenarbeit mit führenden Juden in England und USA seit langem darum, die finanziellen Voraussetzungen für die Auswanderung zu schaffen. Die Kristallnacht erschlug hoffnungsvolle Ansätze.

Nach der Auffassung von Frau Steinert fällt bei mir die Krasse Trennung zwischen öffentlicher und privater Moral auf. In der privaten Sphäre sei meine Lebenshaltung untadelig gewesen, im öffentlichen Bereich hätte ich an den Unrechtspraktiken des Regimes partizipiert. Diese doppelte Moral resultiere aus der Absolutsetzung der Nation und einer Überzüchtung des Pflichtbewußtseins. Ich hätte zwar nicht Hitler mit Deutschland identifiziert, wie Dönitz und Jodl es getan hätten. Aber auch ich hätte aus Nationalgefühl Unrechtsmaßnahmen akzeptiert, und eine übersteigerte Pflichtauffassung habe mir

den Rücktritt von einem immer mehr als Bürde empfundenen Amt verboten. Hieran mag vieles richtig sein, aber mir scheint, daß hier die Hinnahme von Unabänderlichem ohne weiteres der inneren Akzeptierung gleichgestellt wird.

Frau Steinert reiht mich, vielleicht mit Recht, unter die "Nationalkonservativen" ein. Ich bezweifle allerdings, daß ich, wie sie meint, gerade als Konservativer dem Nationalsozialismus gegenüber "besonders anfällig" gewesen sei. Die echte konservative Idee, die freilich nicht identisch war mit Hugenbergs Politik, zielte wohl auf Staatsautorität ab, stand aber im Gegensatz zu dem Machtstaat, wie ihn in extremer Form der Nationalsozialismus forderte. Es ist doch kein Zufall, daß der Anteilssatz des Adels am Widerstand den Durchschnitt um ein Vielfaches übertraf.

Das Buch von Frau Steinert attestiert mir in meinem Verhalten eine erstaunliche "Konstanz". Sie exemplifiziert das an meiner Einstellung gegenüber dem Krieg. Ich hätte zwar Hitler im August 1938 und Ribbentrop ein Jahr später vor dem Weltkrieg gewarnt, mich aber, nachdem er ein Faktum geworden sei, nur noch bemüht, eine weitere Ausweitung zu verhindern. Hieran ist richtig, daß ich mich, als der - von mir verabscheute - Krieg ausgebrochen war, für einen Sieg meines Landes eingesetzt habe. Zugleich habe ich mich nach Kräften bemüht, eine Ausweitung des Krieges zu verhüten. Ich habe damals gehofft, daß siegreich zurückkehrende Truppen das Terror-Regime der Partei brechen würden.

Weiche ich also in einigen Fragen von Frau Steinert ab, so erkenne ich doch gern und dankbar an, daß sie ein ausgezeichnetes Bild der "23 Tage" gezeichnet hat und eine Reihe von Tatsachen gebracht hat, die auch mir neu waren. Ich bringe einige Beispiele. Sie erwähnt ein Schreiben, das Ribbentrop am 2. Mai an Dönitz richtete - wohl um seine Qualifikation

als Außenminister zu demonstrieren -. Darin empfahl er dem Großadmiral, "zu erreichen, daß Schleswig-Holstein oder zumindest ein Teil desselben nicht besetzt wird, damit die Reichsregierung unter Ihrer Leitung eine Chance hat, vom freien deutschen Gebiet aus zu regieren." Das war ein gut gemeinter, aber schwer realisierbarer Rat. Ich habe den Brief nicht zu Gesicht bekommen.

Frau Steinert hat den Entwurf für die Rundfunkansprache gesehen, die ich am 7. Mai hielt. Sie weist auf Unterschiede zwischen dem Entwurf und der endgültigen Fassung hin, die aufschlußreich für gewisse Differenzen zwischen meiner und der Auffassung des Großadmirals seien. Die Autorin nimmt an, daß die Änderungen Dönitz persönlich zuzuschreiben seien. Ich erhielt meinen Entwurf neu geschrieben vom Büro Dönitz zurück und habe die Rede in dieser Fassung gehalten. Ich hatte nicht die Zeit, sie mit dem ursprünglichen Entwurf zu vergleichen. So sind mir nicht alle Änderungen aufgefallen, und ich weiß auch nicht, auf wen sie zurückgehen.

Ich hatte im Entwurf den Ausdruck "Waffenstillstand" gebraucht, in Übereinstimmung mit dem Wehrmachtbericht, der am 5. Mai von der "Waffenruhe" in Nordwestdeutschland sprach. In der Rundfunkrede hieß es dann richtig: "Das OKW hat heute die bedingungslose Kapitulation aller Truppen erklärt." Ich erfuhr erst durch das Steinert'sche Buch, daß Montgomery gegen den falschen Ausdruck im Wehrmachtbericht protestiert und daß Dönitz in einem Funkspruch ihm zugesagt hätte, in Zukunft für eine klare und korrekte Fassung Sorge zu tragen.

Wichtiger ist eine andere Korrektur. In meinem Entwurf stand der Satz: "Es ist jetzt nicht der Zeitpunkt, die Verantwortlichen für das namenlose nationale Unglück zu erörtern, das über Deutschland hereingebrochen ist." Ich hatte das Gefühl, daß man das Problem der Verantwortung für diesen Krieg nicht stillschweigend übergehen könne. Es mußte ausgesprochen werden,

daß wir wußten: das Problem sei vorhanden und müsse einmal gelöst werden. Nur sei jetzt nicht der Zeitpunkt, darüber zu sprechen. Es war die mildeste Form, Hitlers Schuld am Kriege zum Ausdruck zu bringen. Der Satz wurde gestrichen. Frau Steinert nimmt an, auf Veranlassung von Dönitz. Er habe als der von Hitler ernannte Nachfolger seinen "Vorgänger" schlecht desavouieren können, da er damit gleichzeitig die Legitimität seiner Ernennung in Frage gestellt hätte, abgesehen davon, daß er zu diesem Zeitpunkt noch von der geschichtlichen Größe des "Führers" überzeugt gewesen sei.

Es trifft wahrscheinlich zu, daß Dönitz damals wirklich noch so im Mann Hitlers stand, daß er auch nicht die leiseste Kritik am "Führer" vertrug. Das hat sich in den folgenden zwei Wochen wesentlich geändert. Michael Freund schreibt, es würde dem Großadmiral schlecht gestanden haben, sogleich ein heftiges Verdammungsurteil über Hitler auszusprechen. Aber zu einer Lobpreisung Hitlers, wie sie Dönitz in seiner Rundfunksendung am 2. Mai von sich gab, war auch wenig Veranlassung gegeben. Vielleicht wollte Dönitz nicht, daß ich nur fünf Tage später etwas sagte, was doch ganz anders klang.

Interessant ist eine dritte Änderung. Im Entwurf war die Rede von der Verantwortung "gegenüber den Nationen, die ihr Schicksal mit der deutschen verbunden hatten, und vor Europa ...". Ich fand, daß man die Nationen, die an unserer Seite gekämpft hatten, an einer Stelle wenigstens erwähnen müsse und daß man an dieser Stelle auch Europa nennen und damit einen Blick in die Zukunft tun dürfe. Der Satz fehlt in der Endfassung, die dafür die "Verneigung vor den Opfern und den Toten dieses Krieges und die Anteilnahme an den Verehrten und Hinterbliebenen" bringt. Ich begreife den Grund nicht, aus dem Dönitz, oder wer immer es gewesen sein mag, den Satz über Europa im Entwurf gestrichen hat.

Hat man im ersten Teil den Entwurf gekürzt, so war, nach Frau Steinert, im zweiten Teil die endgültige Formulierung umfassender als der Entwurf. Hier sei man, meint die Verfasserin, einer Anregung des Nachrichtendienstes gefolgt, in der empfohlen wurde, den Aufbauwillen der Bevölkerung anzusprechen und "den Volksgenossen gerade im Hinblick auf die militärische Niederlage immer wieder auf den großen geschichtlichen Zusammenhang des Geschehenen hinzuweisen ...". Nach dem Nachrichtendienst klang auch die weitere Anregung, "die inneren Kräfte des deutschen Wesens in Musik, Literatur usw. wieder ins Bewußtsein zu stellen, sie als unzerstörbar und unüberwindlich herauszustellen."

Frau Steinert übt eine leise Kritik, wenn sie schreibt, ich hätte "recht poetisch" von den drei Sternen gesprochen, die das "Dunkel der Zukunft" erleuchten sollten, von Einigkeit und Recht und Freiheit, die stets "Unterpfeiler des deutschen Wesens" waren. Sie meint, es sei nicht bedacht worden, daß die Welt gerade in diesem Moment von den Segnungen des deutschen Geistes wenig gehalten habe. Ich habe auch nicht an Segnungen des deutschen Geistes für die Welt gedacht, sondern an das, was für diesen Geist und für dieses Volk von Segen sein und ihm Glück bringen könne. Ich wollte überleiten von der ersten Strophe des Deutschlandliedes auf die dritte, von dem übersteigerten Nationalismus, dem Stolz auf das "Deutschland über alles" zu dem Glauben an die drei ewigen Sterne. Vielleicht war es für eine Rundfunkansprache in der damaligen Situation wirklich etwas zu poetisch.

Michael Freund schreibt in seinem ausgezeichneten Buch "Deutschland unterm Hakenkreuz": "Graf Schwerin von Krosigk, der eigentliche politische Kopf der Flensburger Regierung, von Dönitz zum "Reichskanzler" und Außenminister ernannt, verkündete, daß die Deutschen neu beginnen müßten." Dann zitiert er zwei andere Sätze aus seiner Ansprache: "Die

- 221 -

Achtung vor geschlossenen Verträgen soll uns ebenso heilig sein wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit unseres Volkes zur europäischen Völkerfamilie, als deren Glied wir alle menschlichen, moralischen und materiellen Kräfte aufbieten wollen, um die furchtbaren Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat. Wir wollen die Zukunft unseres Volkes in der Besinnung auf die innersten und besten Kräfte des deutschen Wesens sehen, die der Welt unvergängliche Werke und Werte gegeben haben." Freund meint, daß solch ein Bekenntnis zu spät oder zu früh kam.

Ob Freund, dessen glänzend geschriebene Bücher ich mit Freuden lese, mich mit Recht "den eigentlichen politischen Kopf der Flensburger Regierung" genannt hat, weiß ich nicht. Ich war ja im Grunde kein Politiker, sondern Fachmann. Da ich aber als Leiter der Reparationsabteilung die Reichsregierung auf verschiedenen Konferenzen vertreten hatte und dann seit 1932 Minister gewesen war, hatte ich von Politik, zum mindesten von auswärtiger Politik, eine leise Ahnung. Dönitz war in erster Linie Soldat, hatte aber als Marineoffizier etwas von der Welt gesehen und war daher für politische Fragen aufgeschlossener als die Generale, über deren Mangel an politischem Sinn - mit wenigen Ausnahmen - ich immer wieder, nicht nur in Flensburg, gestaunt habe. Von den Ministern, die das Flensburger Kabinett bildeten, waren Dörpmüller, der großartige Eisenbahner, und Backe, der erfahrene Landwirt, reine Fachleute. Franz Seidte traute sich nicht mehr zu, politische Fragen als praktischer Geschäftsmann zu behandeln. Speer, der hochbegabte Architekt, war zu sehr Stimmungen unterworfen, um zu nüchternem Urteil fähig zu sein; auch wich er vor außenpolitischen Problemen zu leicht in Wunschträume aus. Aber Dönitz brauchte politischen Rat. So kam ich notgedrungen in die Rolle seines ersten politischen Rätebers.

Aber "Reichskanzler" bin ich nicht gewesen. Dönitz wollte mich allerdings, als er mir die Leitung des Flensburger Kabinetts übertrug, zum Reichskanzler ernennen und hätte auch schon eine entsprechende Urkunde anfertigen lassen. Ich bat ihn, wie ich schon an anderer Stelle erzählte, sie nicht zu unterschreiben. Der Amtstitel, den Bismarck getragen hatte, sei zu gewichtig für das, was ich zu tun hätte. Er passe nicht zu unserer Lage. Dönitz hatte damit dokumentieren wollen, daß er die Posten des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers, die Hitler nach Hindenburgs Tod in seiner Person vereinigt hatte, wieder getrennt habe. Er war Reichspräsident, ich sollte Reichskanzler sein. Ich überzeugte ihn davon, daß er dieses Ziel auch erreichen könne, wenn er mir die bescheidenere Bezeichnung eines "Leitenden Ministers" beilegte. Die erhielt ich, und unter diesem Titel schrieben die Vertreter der Alliierten an mich.

Völlig im Recht ist Freund mit seiner Feststellung, daß mein Bekenntnis zu den besten Kräften des deutschen Wesens zu spät oder zu früh kam. Das habe ich ihm auch geschrieben. Aber ich fügte hinzu, ich wüßte heute noch nicht, was ich in meiner damaligen Lage anderes hätte sagen sollen. Das hat mir bisher auch kein Mensch verraten können. Meine Sehnsucht nach Freiheit und Recht war echt und tief. Ich war verzweifelt, als die Alliierten die Chance, das Recht in einer geschändeten Welt wiederherzustellen, ein unanfechtbares Gericht zu halten und Gerechtigkeit walten zu lassen, sinn- und gedankenlos verpaßten, indem sie es zuließen, daß jedenfalls einzelne Stellen ihren Rachedurst befriedigten und mit falschen Zeugen und frisierten Dokumenten ahnungslosen Richtern Fehlurteile entlockten.

Die aufrichtig empfundene Sehnsucht nach Freiheit und Recht wollte ich zugleich mit der Kapitulation verkünden. Eisenhower hatte vorgeschlagen, am Dienstag, dem 8. Mai, um 15.00 Uhr

solle in allen drei Hauptstädten eine gleichlautende Erklärung über die Kapitulation herausgegeben und der 8. Mai zum VE-Day (Victory in Europe), zum Europäischen Siegestag, erklärt werden. Aber trotz zahlloser Telegramme und Ferngespräche zwischen Washington, London und Moskau kam man zu keiner Einigung über die Formulierung. Die amerikanische und britische Regierung gaben die Kapitulation zu dem von Eisenhower vorgeschlagenen Zeitpunkt bekannt, Moskau erst am 9. Mai um 2.00 Uhr, nach der Unterzeichnung in Berlin. Doch trotz der vom alliierten Hauptquartier verhängten Nachrichtensperre war die Unterzeichnung in Reims vorzeitig bekannt geworden. Der Korrespondent von Associated Press, Ed Kennedy, hatte die Sperre nicht beachtet, und ich hatte bereits am 7. Mai die Kapitulation in meiner Rundfunkansprache mitgeteilt, ohne zu ahnen, daß diese Bekanntgabe ein damals streng gehütetes Geheimnis betraf und daß ich damit Winston Churchill den Donner stahl.

Nachdem am 12. Mai die alliierte Überwachungskommission beim OKW, bestehend aus 14 Amerikanern, mit General Lowell W. Rooks an ihrer Spitze, und 11 von Brigadegeneral Foord geführten Engländern, in Mürwik eingetroffen war, folgten am 17. Mai die Russen unter der Leitung von General Truskow mit etwa 20 Offizieren und Dolmetschern. Am 18. Mai hatte Jodi die erste Besprechung mit den Sowjets. Er versuchte, das Gespräch auch auf die politischen Absichten der Großmächte gegenüber dem Deutschen Reich zu bringen, und erhielt von Truskow die Antwort: "Sie kennen die Absichten Stalins aus Rundfunk und Presse. Wir haben nicht die Absicht, das Deutsche Volk auszuhungern oder auszurotten. Wir sind bestrebt, alles zu tun, um dem Volk zu helfen."

Jodi entfaltete eine unerwöhnliche Tätigkeit. Er hielt mehrfach am Tage Lagebesprechungen ab, gab Anweisungen, wie man sich gegenüber der Alliierten Kommission zu verhalten habe,

verfaßte Anträge über organisatorische Wehrmachtsfragen, Ernährungs- und Finanzprobleme sowie Verkehrsfragen. Er begab sich auch auf das Gebiet der Außenpolitik. Als die neutralen Regierungen nach der Kapitulation die Vertretungsvollmacht der deutschen Missionen und Konsulate als erloschen bezeichneten, nannte das OKW in einem Schreiben an den Großadmiral dieses Verhalten willkürlich und empfahl, es zu beanstanden. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ein Protest erhoben worden ist.

Ich gab Mitte Mai dem BBC-Korrespondenten Ward zwei Interviews. Mein Hinweis auf eine mögliche Bolschewisierung Deutschlands wurde in der alliierten Presse als Drohung aufgefaßt und als Versuch, die Dönitz-Regierung als einziges Mittel zur Abwendung dieser Gefahr anzupreisen. Das verkannte meine Absicht völlig. Ich habe Ward gegenüber kein Wort über eine Anerkennung von Dönitz gesagt, wohl aber vor dem Bolschewismus gewarnt, der sich um so sicherer ausbreiten würde, je weniger die Lebensnotwendigkeiten in Deutschland berücksichtigt würden.

Ich kam mit großen Hoffnungen aus der Gefangenschaft. Ich vertraute darauf, daß das deutsche Volk unter den schweren Schlägen der jüngsten Vergangenheit zu seinem besseren Selbst zurückfinden werde. Aber es ging uns wohl zu rasch wieder gut. In einem Tempo, das uns in der Welt vielleicht widerwillige Bewunderung, aber sicher keine Sympathie erwarb, wurden wir die zweitstärkste Wirtschaftsmacht im Westen. Freilich fehlten selbst diesem glänzenden Bild nicht tiefe Schatten. Unsere Währung, nach einer Eisenbartkur zu einer der "härtesten" Währungen der Welt geworden, wurde von schleichender Inflation bedroht; dabei mag dahin gestellt bleiben, ob maßlose Ausgabe-freudigkeit der öffentlichen Hand, eine illusionäre Lohn- und Gehaltspolitik oder der "Einfluß" aus dem Ausland am stärksten dazu beitrug. Jedenfalls unterblieben rechtzeitige und durch-

- 225 -

aus mögliche Abwehrmaßnahmen. Keine Regierung kann sich hier von Schuld freisprechen. Es ist mit auf die schleichende Geldentwertung zurückzuführen, daß nicht durchweg, aber in weitem Umfang Arbeitseifer und Arbeitsqualität zurückgingen.

In diesem wirtschaftlichen Boom, der ein niedergebrochenes und hungerndes Volk mit einer Fülle von Gaben überschüttete, verfiel Deutschland dem Materialismus und wurde ein im wahrsten Sinne "gottloses" Volk. Je besser es uns ging, um so weniger fragten wir nach Gott. Die christliche Kette, die selbst Parteien aufgeklebt wurde, schützt nicht vor Herzensverhärtung und einem Pharisäertum, das sich selbstgefällig mit dem Öl demokratischer Moral salbte, aber noch mehr in die Gottentfremdung hineinführte. Dem Hochmut der rasch Emporgekommenen stand die heimliche Angst gegenüber, die Sartre so unübertrefflich schildert: "Ihr sprecht von Hölle? Wir sind ja mitten drin ...", die Ratlosigkeit: "Wissen Sie einen Ausweg?" und das hektische Bemühen um "Sicherheit". Die Jugend, mißtraulich gegen die Alten und mit einem feinen Gefühl für falsche Töne, hatte keine Vorbilder;

Manche Erscheinungen der Vergangenheit kehrten wieder, nur mit umgekehrten Vorzeichen: das billige Schlagwort, die Arroganz, die propagandistische Weiß-Schwarz-Malerei, die Intoleranz nicht bloß der Radikalen rechts und links, sondern auch der "Mitte", die Irregtheit des Herzens und Denkens, die Meinungsdictatur, die Andersdenkende mit nichtswürdigen "Klischees" bekämpft und für den Pseudo-Liberalismus in allen Bereichen des öffentlichen Lebens einen monopolartigen Einfluß verlangt, die Schwäche des Guten, die von jeher eine Hauptursache für den Verfall von Staaten und Völkern gewesen ist, die "Schickleria", mit der die Traditionslosen und Neureichen den geistigen Radikalismus, der die Kontrolle über sich selbst verloren hat, für "chic" halten.

Mit der den Deutschen eigenen Neigung, von einem Extrem ins das andere zu fallen, vollführten wir jetzt den Pendelschlag von der grotesken Überbetonung des Nationalen zur Atrophie des Staatsbewußtseins. Aber wir dürfen nicht das Andenken an die Männer des 20. Juli pflegen und dabei vergessen, daß uns Claus Stauffenberg das Vaterland als ein heiliges Vermächtnis hinterlassen hat. Der weise Heuss mahnte, wir dürften uns den nationalen Stolz nicht verkümmern lassen. Adenauer hat in seinen letzten Lebensjahren immer eindringlicher gepredigt, ohne Nationalgefühl könne ein Volk auch in der heutigen Zeit nicht bestehen. Wer Deutschen nicht glauben will, mag sich von John F. Kennedy belohnen lassen. Diese glänzendste Gestalt der neueren Geschichte klagte darüber, daß die Amerikaner in Gefahr seien, ihre Traditionen zu vergessen und den Geist der Initiative und Unabhängigkeit zu verlieren, der die Pilgerväter groß gemacht habe, "jene altmodische, spartanische Hingabe an Pflicht, Ehre und Vaterland." Aus der gleichen geistigen Haltung heraus hielt der Bremer Senatspräsident Kalsen bei einer Sitzung des Bundesrats in Berlin als dessen Präsident eine Lobrede auf das alte Preußen. Daß der Bremer Sozialdemokrat ein Gefühl für die preußische Idee besaß, die mit ihrem harten Gebot der Pflichterfüllung und Selbstverleugnung und mit dem Zwang zur Sauberkeit und Leistung unzeitgemäß ist, aber vielleicht gerade deshalb eine Zukunftschance hat, war charakteristisch für den prächtigen Mann. Nach dem Erscheinen meines Buches "Es geschah in Deutschland" schrieb er mir, er habe das Buch fasziniert gelesen, nun müsse ich aber auch meine Erinnerungen schreiben und eine Lanze für Preußen brechen.

Wir müssen uns aber hüten, nun wieder in einen übersteigerten Nationalismus zurückzufallen. In allen Ländern hat sich in den letzten Jahren der nationale Gedanke wiederbelebt und verstärkt. Das ist in Frankreich und England ungefährlich. In der Bundesrepublik wäre es, nicht nur wegen der Lage des Landes, sondern auch wegen der Eigenart des deutschen Volkes,

Selbstmord. Die Grenzen zwischen Vaterlandsliebe und Nationalismus zu erkennen und zu beachten, wird eine der Zukunftsaufgaben der Deutschen sein.

Ich hatte in meiner Rundfunkrede am 7. Mai betont, in Deutschland müsse das Recht wieder oberste Richtschnur werden. Dann konnte man verzweifeln, wenn ein Innenminister bei den gegen den Spiegel gerichteten Maßnahmen fröhlich bemerkte, man habe sich nur "etwas außerhalb der Legalität" bewegt. Was soll aus einem Staatswesen werden, in dem ein solches, wegwerfendes Wort des zuständigen Ministers im Parlament nicht einhellige Entrüstung, sondern sogar Heiterkeit weckt? Je mehr Respekt man vor der Leistung Adenauers hat, um so mehr mußte man bedauern, daß auch ihm in dieser Hinsicht das Gefühl fehlte. Sein bekanntes Wort, man solle nicht so "pingelig" sein, drückte eine bedauerliche Verachtung für alles aus, was er für juristische Zwirnsfäden hielt.

Wir sehen mit schwerer Sorge, daß die Parteien ihren Sinn wandeln, daß sie, gedacht als Organe des Volkes, zu Organen des Staates werden. Klauseln, durch die man eine Wiederkehr von Entwicklungen, die der Weimarer Republik gefährlich wurden, verhindern wollte, wie die Fünf-Prozent-Klausel, sichern die herrschenden Parteien gegen neue und verschaffen ihnen eine durch keine Spannung eingeschränkte Stellung. Aber Alleinbesitz der Macht ist verderblich, umso verderblicher, als in der Bundesrepublik das System der checks and balances weniger ausgeprägt ist, das den Vereinigten Staaten die unvergleichliche Mischung von Stabilität und Beweglichkeit verleiht. Der Bundespräsident könnte ein Gegengewicht bilden, wenn er vom Volk gewählt und mit Autorität ausgestattet würde. Diese Möglichkeit ist im Grundgesetz nicht gewählt worden, im wesentlichen wohl um Plebiszite zu vermeiden und wegen der Erfahrungen mit dem früheren Artikel 48. Die Parteien brauchen aber ein Gegengewicht. Ist es nicht der Bundespräsident, dann

Könnenes nur, wie in England, die Regierung oder politische Zusammenschlüsse von unten aus dem Volk sein. Das war der gesunde Kern, der in den "Räten" steckte, die durch die Revolutionen ein ungerechtfertigt schreckenerregendes Aussehen bekommen haben.

Ein Symptom dafür, daß die Parteien sich zunehmend mit dem Staat identifizieren, war die Parteienfinanzierung. Sie verstärkte eine vernünftige Tendenz, daß nämlich Abgeordnete, Minister und Parteien dazu neigen, in den hohen Ämtern der Politik ihre "Lehen" zu sehen, wie Professor Eschenburg das genannt hat. Durch das Lehrwesen wird jedoch die Rolle des Parlaments zweideutig. Auf der einen Seite maß es sich immer mehr Mitwirkung bei Personalfragen an, auf der anderen verzichtet es immer mehr auf Kontrolle. Das Funktionieren der Demokratie hängt aber von der Stärke und Wirksamkeit der Kontrolle ab. Hier liegt die große verantwortungsvolle Aufgabe des Parlaments und insbesondere der Opposition. Sie ist unentbehrlich für den Staat und erfüllt ihre Aufgaben um so vollkommener, je mehr eigene Zielsetzungen sie hat, je mehr politische Alternativen sie der Bevölkerung bietet. Entfällt das Spiel der Opposition als unentbehrlicher Faktor der politischen Willensbildung des Staates, dann hört die demokratische Freiheit auf.

Die Kontrolle hört so gut wie ganz auf, wenn sich eine Große Koalition, eine Allparteien-Regierung bildet. Hier wandelt sich die Demokratie in eine Herrschaft der Parteien, die zusammen die Oligarchie bilden; das Recht des Volkes erschöpft sich in der Wahl, die alle vier Jahre vorgenommen wird und meist nur unwesentliche Veränderungen bringt, die inneren Kämpfe werden zu Intrigen, die Amtspatronage blüht, alle Stellen im Staat werden nach einem Schlüssel verteilt, die Parteimitgliedschaft wird zum unumgänglichen Attribut

der privaten Existenz. Deshalb vollzog sich in Österreich ein Erdbeben, als die beiden großen Parteien, die seit dem Weltkrieg gemeinsam geherrscht haben, sich trennten und erst die Sozialisten, dann die "Bürgerlichen", in die Opposition gehen mußten.

Das Grundgesetz in der Bundesrepublik hat sich bewährt. Aber man soll sich nicht allein auf Verfassungen verlassen. Auch die Weimarer Verfassung war nicht schlecht. Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß die Weimarer Republik allein an den Institutionen gescheitert sei. Wer diese für das Unheil von 1933 verantwortlich macht, übersieht, daß die besten Institutionen nutzlos sind, wenn die Menschen versagen, die sie nutzen sollen. Die Machtergreifung des Nationalsozialismus war nicht eine notwendige Folge falscher Institutionen, sie entsprang vielmehr der Kombination vieler Zufälle und dem Versagen vieler Menschen. Mit diesem Urteil hat Karl Jaspers tausendfach Recht. Wer es miterlebt hat, wie es in den Januar-tagen 1933 bis zuletzt auf des Messers Schneide stand, der stimmt mit ihm darin überein, daß "sich das Maß der Bedeutung der einzelnen kausalen Faktoren verschieden hoch einschätzen läßt, aber im ganzen die Notwendigkeit so wenig erreicht wird wie die Unmöglichkeit." Diese Erkenntnis hat für uns eine geradezu aufregende Aktualität. Wir dürfen uns nicht auf Institutionen und Gesetze verlassen. Um uns Recht und Freiheit zu erhalten, kommt es auf das Verhalten und die Gesinnung der Menschen an.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Anhang

Auszüge aus meinem Buch

"Es geschah in Deutschland"

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

1. Kapitel

Der h6fische Kom6diant: F6rst Bernhard von B6low

Bernhard B6low war ein Gl6ckskind. Dem eleganten Bonner Husaren flogen die Herzen zu. ... Der geschmeidige Diplomat war an den St6tten seines amtlichen Wirkens beliebt. ... Fr6hzeitig suchte und fand sein Ehrgeiz den Weg zur kaiserlichen Gnade. ... Der Violgewandte bewahrte sich auch auf dem glatten Parkett der Berliner Politik. Er gewann die Gunst des Kaisers und entwickelte im Reichstag eine geschliffene, mit gut ausgesuchten Zitaten geschm6ckte Redekunst. ... Als "Onkel Chlodwig" die B6rde des Dienstes zu schwer geworden war, ging im Rennen um die Nachfolgeschafft (als Reichskanzler) B6low mit vielen L6ngen als Sieger hervor. ... B6low mu6te den Kaiser gewinnen, wollte er in die erstrebte Stellung gelangen und sich in ihr behaupten. ... Des Kanzlers Bleiben oder Gehen hing allein von des Kaisers Entscheidung ab. ... Das Parlament war zwar bei der Bestellung des Kanzlers ausgeschaltet, aber nicht einflu6los auf die Frage seines Bleibens oder Gehens. Der Kanzler mu6te sich nicht nur des dauernden Vertrauens des Kaisers, sondern auch der St6tzung durch das Parlament versichern.

B6low, den der Kaiser schon 1897 als "Prachtkerl" bezeichnet hatte, war ein Causeur, der in der Unterhaltung eine Grazie zeigte, wie man sie in Deutschland nur selten antrifft. Er war ein Menschenf6nder, dessen Liebesh6rdigkeit Vorgesetzte und Untergebene, Parlamentarier und ausl6ndische Gesandte bestrickte. Er besa6 ein Ged6chtnis, aus dessen unersch6plichem Archiv er nach Belieben Anekdoten und Zitate hervorholte. Er verf6gte 6ber eine Schlagfertigkeit, die ihn selten um eine Antwort verlegen werden lie6. ... Der Kaiser war kein Menschenk6nner. Er sah die Untiefen nicht, welche die gl6nzende Oberfl6che 6berdeckte. B6low war nicht nur ein halterer

Genießer, dessen lebensfrohes Temperament aus den Grübchen in seinem Gesicht sprach, er war ein Ichmensch, dessen Ehrgeiz und Machtstreben über Leichen ging. Der kalte Egoist hatte keinen sittlichen Ernst, Moral galt ihm als eine bürgerliche Fessel, die ein Genie - für das er sich hielt - nicht binden durfte. Sein Vorbild war Talleyrand. ... Bülow war ein Komödiant, dem es nie um die Sache, immer nur um das Glänzen der eigenen Person ging. ...

Er war ein Versager, politisch und menschlich. ... Bülow war der Prototyp der Nachbismarckzeit. ... Die Oberflächlichkeit, die Unangenahmes nicht sah oder nicht sehen wollte, der Drang nach Äußerlichkeiten, der durch eine schillernde Tünche überdeckte Verfall sittlicher Größe, der Mangel an Bekennermut, all dies waren Charaktererscheinungen, die das äußerlich so glänzende Bild des reich gewordenen deutschen Volkes und seiner regierenden Schicht zu Verzerrern begannen. In der Person des Kanzlers waren sie am deutlichsten verkörpert.

2. Kapitel

Der philosophische Kanzler: Theobald von Bethmann-Hollweg

Der Kanzler, der dem Fürsten Bülow folgte, ... war immer ein Masterschüler und -beamter gewesen, von der Zeit an, als er eine Zierde der alten Gelehrtenschule Schulpforta war, über die stets mit Auszeichnung durchlaufenen Prüfungen und Beamtenstellungen bis zu der mit Fleiß, Würde und Klugheit ausgeübten Tätigkeit des Oberpräsidenten und Innenministers. Aber ihm fehlte die Weiterkeit, das Gelöstsein, die Beschwingtheit, alles, was einem Staatsmann äußere Wirkung verschafft. Seine trockene, belehrende Art, sein philosophischer Ernst gaben der politischen Karikatur wenig Stoff zu Witz und Lachen. Sie erwarben ihm Achtung, aber sie machten ihn nicht auch volkstümlich. ... Er war ein vorzüglicher Repräsentant des höheren Beamtentums in seinem Pflichtbewußtsein, seinem fachlichen

Können, seinem umfassenden Wissen, seiner von sittlichem Ernst erfüllten Gewissenhaftigkeit, aber auch in seiner unpolitischen Art und Weltfremdheit.

Bethmann ist nicht freiwillig gegangen, er ist gestürzt worden. Die Oberste Heeresleitung vermißte in ihm die motorischen Kräfte, die zur Führung des von Ludendorff geforderten "totalen Krieges" unerlässlich waren. Die englische Demokratie hatte in Lloyd George, die französische in Clemenceau Persönlichkeiten gefunden, die solche Kräfte besaßen. Das deutsche System der Auswahl des führenden Staatsmanns brachte keinen gleichwertigen Politiker an die Spitze.

3. Kapitel

Die Generalität von Moltke zu Moltke

Der Feldherr mit Maß und Ziel: Graf Helmuth von Moltke

Das Ideal zeitabgewandter Pflichterfüllung, das Moltke für den Generalstab aufgestellt hatte "Mehr sein als scheinen!" war auch der Leitsatz für sein eigenes Leben und Wirken. ... Er gehörte, wie Scharnhorst, zu den Nichtpreußen, die ihre Lebensaufgabe im preußischen Dienst gesucht haben. Es ist erstaunlich, wie stark die Anziehungskraft dieses vielgeschmähten Staates seit Friedrich dem Großen gewesen ist. Es waren nicht die schlechtesten Deutschen, die sich von ihr gewinnen ließen. Das "travailler pour le roi de Prusse" ist sprichwörtlich geworden. ... Das Beste des Preußentums, die nicht auf Lob und Lohn bedachte Pflichterfüllung, die äußerem Glanz und Schein das herbe und karge Leben "im Dienst", im Aufgeben in die gestellte Aufgabe, vorzog, entsprach Moltkes innerstem Wesen.

Moltke ließ sich des Geistes Weite nicht durch Fachfesseln einengen. Er wurde in seinen Briefen einer der großen Meister der deutschen Sprache. In ihnen bekundete er die Beobachtungsgabe, die jede Kleinigkeit wahrnimmt und doch die großen Zu-

sammenhänge überblickt, bewies er sein tiefes Verständnis für die kulturellen Bewegungen, schöpfte er unmittelbar aus dem Born seines den Höhen zugewandten Geistes und des dem Schönen aufgeschlossenen Gemüts. ... Sein Charakter prägte auch sein äußeres Bild. Das schmale Gelehrten Gesicht schmückte eine Stirn, die Denken und Schicksal zu marmorner Schönheit modelliert hatten.

Der "Weltmarschall": Graf Alfred von Waldersee

Der neue Generalstabschef war fast in jeder Beziehung der Gegenpart seines Vorgängers. ... Persönlicher Ehrgeiz war Holthe ganz fremd gewesen, ebenso die Lust an der politischen Intrige. Waldersee war von beiden beherrscht. ... Seine Religiosität stellte sich willig in den Dienst des Ehrgeizes. ... 1897 stand Waldersee kurz vor dem Ziel. Er sollte "Staatsstreich" - Kanzler werden. Aber diesen letzten Schritt wagte Wilhelm II. nicht. So blieb der alte Chlodwig noch bis 1900 Kanzler. In diesem Jahr war Waldersee nicht in Deutschland. Er führte den Oberbefehl in China. ... Waldersee mag den falschen Ton solcher Reden ("Munnen"-Rede des Kaisers an die deutschen Truppen, die den Boxer-Aufstand niederwerfen sollten) kaum gehört haben. Er gebrauchte ihn selbst ... und besaß nicht den Takt, der sich gegen Byzantinismus aufgelehnt hätte. ... Ihm fehlte die Demut, die seinem Ehrgeiz eine Schranke hätte setzen können.

Waldersee mag ein tüchtiger Soldat, ein "faszinierender" Gesellschafter, ein talentierter Redner gewesen sein - die Größe fehlte ihm. Er ist mitschuldig an der Entstehung eines Tones und eines Lebensstils, die in Deutschland eine stärkere innere Entfremdung zwischen den sozialen Schichten schufen als Besitz- und Bildungsunterschiede.

Der Dogmatiker der Umfassung (Cannä):
Graf Alfred von Schlieffen

Schlieffen kehrte wieder zu den Moltkeschen Grundsätzen zurück: Viel leisten und wenig hervortreten. Aber noch mehr als Moltke förderte er die Entwicklung zum Spezialistentum. ... Er war nur Offizier und wollte nichts anderes sein. Was außerhalb dieses Bereichs lag, ging ihn nichts an. ... Schlieffen wurde zum großen Erzieher des deutschen Offizierkorps. ... "Sein" Generalstabsoffizier konnte stolz auf das "Korps" sein, aber das berechnete Gefühl der Leistung verführte ihn auch zu einem Überlegenheitsbewußtsein, das sich unter Umständen zur Überheblichkeit steigern und in schneidender Ironie äußern konnte.

Von ihm stammt der "Schlieffen-Plan", der dem Aufmarsch des Heeres im Jahre 1914 zu Grunde lag. Noch Moltke hatte das Schwergewicht der Armee nach Osten werfen wollen. Unter Schlieffen fiel die Entscheidung, daß die Masse des deutschen Heeres im Westen aufmarschieren sollte. Schlieffen hatte den Gedanken der Vernichtung des Gegners durch Umfassung ... zur militärischen These erhoben. Es war ein grandioser Plan, den linken Flügel des deutschen Heeres festzuhalten und den rechten in gewaltiger Sensenbewegung durch Belgien und Frankreich in den Rücken der französischen Armee zu führen, um diese in der Umklammerung zu vernichten. ...

Die politischen Auswirkungen waren nicht Schlieffens Sache. ... England aus dem Kampf herauszuhalten, war Aufgabe der Außenpolitik. Wie sie das machte, blieb ihr überlassen. Das war "Ressortpolitik", war das Ergebnis der Isolierung militärischen Denkens. ... Bethmanns außenpolitische Konzeption, unter allen Umständen zu einer Verständigung mit England zu kommen, forderte von ihm den Protest gegen den Schlieffen-Plan. Er hat ihn auch erhoben. 1913 ... warnte er den Generalstabschef,

der Durchmarach (durch Belgien) bedeute Krieg mit England, und verlangte die Änderung des Operationsplans. ... Der Generalstab kam aber zu dem Schluß, aus militärischen Gründen sei der Zweifrontenkrieg nicht anders zu führen.

Der Kranke Mann: Helmuth von Moltke

Der Kaiser traf eine unerwartete Wahl. Er ernannte den Neffen des alten Moltke zum Generalstabschef. Dieser war ein ehrlicher und bescheidener Mann und fühlte sich der großen Aufgabe nicht gewachsen. Aber seine Einwendungen fruchteten nichts. Der Kaiser ... bestand auf seinem Entschluß. ... Moltke fügte sich schweren Herzens dem Befehl. ... Er besaß nicht den strategischen Funken, über den sein Vorgänger verfügte. Er hatte auch nicht dessen harten Willen. Er war weicher, als Charakter vielleicht anziehender, in seinen geistigen Interessen, bei denen sein bis zur Mystik gesteigerter Hang zu religionsphilosophischen Spekulationen hervortrat, vielseitiger als Schlieffen.

Moltke war ein kranker Mann, als er in den Krieg zog. Schlieffens "exerzierte Schlacht" ließ sich planmäßig nur durchführen, wenn die oberste Leitung die Armeen fest am Zügel hatte. ... Wie ein Uhrwerk mußte der Plan abrollen, in jedem Augenblick gelenkt vom Meister. Vielleicht hätte in der Hand eines Schlieffen der Plan gelingen können. In der Hand des kranken und unsicheren Moltke mißlang er. ... Das Wärmewunder geschah. Der Krieg erstarrte im Schützengräben.

4. Kapitel

Noblesse aus dem Volk

(Von Parteipolitiker zum Staatsmann: Friedrich Ebert)

Eberts Leben ist ein Sinnbild deutschen Schicksals. ... Der Junge, dem das Lernen leicht wurde, wünschte sich, studieren

zu können. Aber dazu reichten die Mittel nicht. ... Er gewann Bildung, indem er jede Kenntnis, die er erarbeitete, sich zu eigen machte. Bei Ebert war nichts "angelesen". ... Seinem Wesen nach war er Tatmensch. ... Als Arbeitsfeld bot sich ihm die Klasse, der er entstammte. ... Ein ausgeprägtes Gerechtigkeits- und Ehrgefühl wies ihm die Richtung. ... So wurde er Sozialist.

Die Partei setzte ihre Hoffnung auf ihn. Der alte Bebel wurde aufmerksam. ... Als Bebel 1913 starb, wurde Ebert sein Nachfolger. ... Schon das nächste Jahr stellte seine Autorität auf eine schwere Probe. ... Für Ebert gab es kein Schwanken. Die Schuldfrage könne jetzt nicht untersucht werden, der Krieg sei da und müsse von den Grenzen ferngehalten werden. ... Ebert hielt bis zum Schluß des Krieges an seiner Politik fest. ... Das Jahr 1917 brachte ihm den Schmerz, daß zwei seiner Söhne fielen, der dritte schwer verwundet wurde. Ebert reklamierte ihn nicht. ...

Am 11. Februar 1919 wurde Ebert von der Nationalversammlung zum Reichspräsidenten gewählt, "als Beauftragter des ganzen Volkes, nicht als Obmann einer Partei." Ebert hielt diesen Schwur, er war vom Parteiführer zum Staatsmann gereift. ... 1922 wurde er, wieder auf drei Jahre, zum zweitenmal gewählt. ... Der Reichspräsident war in seiner Schlichtheit, der jede Pose fremd war, mit seinem Takt, der Schmalhelei verabscheute und keine falschen Töne zuließ, ein Vorbild für das ganze Volk. ... Er hielt seinen Haushalt so niedrig wie möglich: "Sparsamkeit ziemt einem armen Volk!"

Kein Volk kann ohne Aristokraten leben. Die Zeit der Geburtsaristokratie ... war abgelaufen. Ihr Lebensstil ... konnte zwar "Haltung" verleihen, eine Haltung, die noch groß war im Sterben, das veränderte Dasein jedoch nicht mehr bewältigte.

Deutschland brauchte eine neue Noblesse aus dem Volk, zu der die Elite des Charakters und der Leistung aus allen Klassen berufen war, Ebert wurde ihr erster Repräsentant.

Der Prophet in seinem Vaterlande: Gustav Stresemann

Auch Stresemann war damals (1917) einer von den Politikern, die in das Annektionshorn stießen. Erst der Zusammenbruch 1918 brachte die Wende in seiner politischen Entwicklung. ... Bisher war Stresemann ein begabter Politiker gewesen. Er war ein in allen Schlichen des Parteispiels bewandelter Routinier, ein in den Ausschüssen wegen seines Fleißes geschätzter Arbeiter, der mit wirtschaftlichen Problemen sich ebenso vertraut zeigte wie mit der Förderung kultureller Bestrebungen. ... Jetzt wurde er mehr. ... Das Jahr 1923 forderte von ihm die erste Probe. ... Es gehörte Mut und Geschick dazu, aus der Sackgasse (des Ruhrkampfes) herauszukommen und die ... Verkrampfung aufzulösen in eine Verständigung mit Frankreich. Stresemann zeigte diesen Mut und bewies dieses Geschick. ... Es war sein Verdienst, daß die gefährlichste Krise, in der sich Deutschland seit 1918 befand, überwunden werden konnte.

Als der Zentrumsführer Marx die neue Regierung bildete, wurde Stresemann Außenminister und blieb in diesem Amt bis zu seinem Tode 1929. ... Er wuchs in der Außenpolitik zu einem Meister heran, wie ihn Deutschland seit Bismarck nicht besessen hat. ... Er sah, daß die deutsche Souveränität nur in Etappen erkämpft werden konnte ..., vor allem in der Überwindung des engstirnigen und übersteigerten Nationalismus durch eine neue europäische Gesinnung. ... Er tat bewußt den Schritt aus der dumpfen Enge sich bekämpfender Nationen in die Weite des vereinigten Europa. ... Schon vom Tode gezeichnet, kämpfte er für die Räumung des Rheinlandes, für diesen ersten sichtbaren Erfolg der Locarno-Politik. Er sah, daß die Alliierten, indem sie ihm diesen Erfolg nicht rechtzeitig zuteil werden ließen, den Europagedanken wie die Deutschen in

Deutschland diskreditierten. ... Kurz vor seinem Tode klagte Stresemann, diese Fehler der Westmächte hätten die deutsche Jugend enttäuscht und in die radikalen Lager getrieben: "Das war meine Tragik und ihr Verbrechen."

5. Kapitel

Der Staatsbankerott

Der Finanztheoretiker im Dilemma: Rudolf Hilferding

Hilferdings 1910 erschienenes Buch "Das Finanzkapital" zeugte von der Sachkenntnis des Verfassers. Dieser Arzt und Politiker konnte manchen Professor der Nationalökonomie lehren. Hilferding war aber nicht nur ein wissenschaftlicher Sozialist, ihm war der Sozialismus auch eine Herzenssache, was einst der Kinderarzt in den Elendsquartieren von Wien erlebt hatte, war tief in sein Gemüt eingegraben. ... Er war im persönlichen Leben ein gütiger, vorurteilsloser und humorbegabter Mensch. ... Dieser Mann hätte als Parlamentarier, Schriftsteller oder Gelehrter eine große Rolle spielen können, nur auf den Posten des Ministers paßte er nicht. ... Er schied (1923) mit den übrigen Sozialdemokraten aus dem Kabinett (Stresemann) aus, das "Wunder der Rentenmark" wurde das Werk seines Nachfolgers Luther.

Als Hilferding fünf Jahre später zum zweiten Male in das Reichsfinanzministerium einzog, stand er erneut vor schweren Entscheidungen. Das Reich litt an einem chronischen Defizit, das seit April 1929 beängstigende Formen annahm und in der verhängnisvollen "Kassennot" des Reiches zum Ausdruck kam. ... Hilferding brauchte Zeit, um eine Etatssanierung zu überlegen und vorzubereiten. Er wollte sie nicht unter dem Druck und nach dem Kommando des Reichsbankpräsidenten (Schacht) durchführen. In dieser Einstellung wurde er vor allem durch seinen Staatssekretär, Professor Popitz, bestärkt. ... Popitz lehnte sich gegen die Bevormundung des Kabinetts durch den Reichsbankpräsidenten auf. Als im Herbst 1929 dem Finanzministerium

- 241 -

das Wasser der Ultimo-Schwierigkeiten wieder einmal an Hals stand, setzte er sich unter bewußter Umgehung der Reichsbank mit einer amerikanischen Bankengruppe in Verbindung. Die Banken ... fragten zur Sicherheit bei der Reichsbank an, ob diese einverstanden sei. Schacht schlug Krach. Hilferding mußte Popitz gehen lassen ..., aber Hilferding trat, ebenso wie Popitz, aus Protest gegen Schachts Eingriff in die Finanzpolitik des Reiches zurück. ... Er hätte ein besseres Schicksal verdient.

Der sorgsame Hausvater: Otto von Schlieben

Nach dem Kriege (1918) wurde Schlieben in die Stabsabteilung des Finanzministeriums versetzt und nach wenigen Jahren zu ihrem Leiter ernannt. In dieser Stellung konnte er seine guten Eigenschaften entfalten: Zuverlässigkeit, Sachlichkeit und unermüdete Arbeitskraft. ... Das Schicksal der Rentenmark ... konnte nicht in besseren Händen sein als in denen des Stabsdirektors von Schlieben. ... Als Luther Anfang 1925 Reichskanzler wurde, war Schlieben der gegebene Nachfolger als Finanzminister. ...

In der Finanzgeschichte ist sein Name mit der sogenannten Thesaurierung verbunden. Die in den Jahren 1923 und 1924 geübte Sparpolitik und das wieder regelmäßig fließende Steueraufkommen hatten im Etatsjahr 1924 einen Überschuß von 500 Millionen erbracht. ... Schlieben schlug vor, sie zur Schaffung eines Betriebsmittelfonds für das Reich zu verwenden. ... Es war dies der Ansatz für eine staatliche "Konjunkturpolitik", - eine Nachahmung Josefs in Ägypten, der in den fetten Jahren Getreide ansammelte, um es in den mageren zu verteilen. Und tatsächlich war Schlieben Josef darin ähnlich, daß er wie ein guter Hausvater die Ersparnisse eines Rechnungsjahres nicht alsbald wieder "aufgegessen" sehen, sondern als Reserve für eine unsichere Zukunft wahren wollte. Dies war für den Finanzminister, aber auch für den Menschen Schlieben, charakteristisch. ...

Der Unternehmer am Rande des Defizits: Peter Reinhold

Der jugendliche sächsische Finanzminister, der Schlieben folgte, Peter Reinhold, kam nicht aus dem Beamtenstand, sondern aus der Wirtschaft. ... Für den Beamten Schlieben war die Sicherheit in den öffentlichen Finanzen das wichtigste Ziel, für den Wirtschaftler Reinhold die volkswirtschaftlich wirksamste Ausnutzung jedes Postens. Er sah den Schlieben'schen Reservefonds als ein totes Kapital an. Verwendete man ihn dagegen zur Steuersenkung, so würde der dadurch erzielte Wirtschaftsauftrieb dem Reich ein erhöhtes Steueraufkommen zuführen.. So kam Reinhold zu dem Vorschlag, Schliebens 500 Millionen zur Herabsetzung der Umsatzsteuer zu verwenden. ... Er war gegen Fehlbeträge, aber ebenso gegen Überschüsse. Beides wären für ihn Zeichen fehlerhafter Finanzpolitik. Immer am Rande des Defizits zu wandeln ..., das erschien ihm als Wesen finanzpolitischer Kunst. ... Er hatte mit seiner Politik insofern Erfolg, als tatsächlich die Wirtschaft sich belebte und ein erhöhtes Steueraufkommen erbrachte. ... Seine Konjunkturpolitik hatte sich als erfolgreich erwiesen, seine Devise "hart am Rande des Defizits" hatte die Reichsfinanzen nicht gefährdet. ...

Der Kläger gegen die "Interessentenhaufen": Hermann Dietrich

Seiner Persönlichkeit wie seiner politischen Stellung nach war Dietrich neben Brüning im Kabinett die stärkste Figur. Er war Vizekanzler und Finanzminister und hat mutig und selbstlos die undankbare Aufgabe geteilt, zu der Brüning durch Krise und Arbeitslosigkeit im ständigen Kampf gegen die Zahlungsunfähigkeit des Reiches gezwungen war. Die Deflationspolitik fordert mehr Selbstverleugnung von ihren Männern als die Inflation. ... Dietrich ließ sich nicht abhalten, bestimmte Einzelausgaben aufs Korn zu nehmen. Das führte zu einem lebhaften Widerstand der Ressorts. ... Der Arbeitsminister Stegerwald, eine der markantesten Figuren der christlichen

Gewerkschaftsbewegung, bestritt dem Finanzminister ... das Recht zu solchen Vorschlägen.

Bei aller persönlichen Achtung vor Stegerwald hielt Dietrich dessen Standpunkt für reinen Ressortpartikularismus. Es war der partikularistische Geist überhaupt, den er leidenschaftlich bekämpfte, ob er ihm als Engstirnigkeit bei den Ressorts, als begrenzten Horizont der Länder, als einseitiger Interessenspolitik bei den Parteien begegnete. ... Das geflügelte Wort von den "Interessentenhaufen", das er in nütziger Parlamentsdebatte in den Reichstag warf, kennzeichnet seinen Kampf. ... Dietrich war wie jede eigenständige Persönlichkeit nicht ohne Fehler, aber er war ein Mann reinen Willens und einer der vornehmsten Vertreter der Deutschen Demokratie.

6. Kapitel

Die Generalität zwischen Demokratie und Diktatur

Der Demokrat im Generalrock: Wilhelm Groener

Als die große Frühjahrsoffensive 1918 stecken geblieben war und Fochs Gegenoffensive zu Erfolgen führte, verlor Ludendorff die Nerven. Er verlangte den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes. Die lange verachteten Politiker sollten nun ohne Verzug das erreichen, was die Militärs nicht hatten schaffen können. Ludendorffs Stern verblaßte. Der Mann, der seinen Posten in schwerster Stunde übernahm, General Groener, war aus ganz anderem Holz geschnitzt. Er war Schwabe, der erste Süddeutsche, der auf einem führenden Posten der deutschen militärischen Zentrale in Erscheinung trat. ... Er war Demokrat. Vor allem aber war er ein politischer Kopf. ... Gelegentlich konnte ihn leidenschaftlicher Ärger überkommen, dann ... riß der Zorn ihn zu den heftigsten Ausbrüchen hin. ... Diesem Mann wurde die Führung des neuen Kriegsamt anvertraut. Als in einem Rüstungsbetrieb der Streik ausbrach, nannte Groener in einem seiner Leidenschaftsausbrüche jeden, der sich während des Krieges daran beteiligte, einen "Hundsfott". Die Bezeichnung blieb an ihm hängen. ...

Die am 9. November 1918 in das Hauptquartier berufenen Befehlshaber und Frontoffiziere verneinten in ihrer Mehrzahl die Frage, ob die Truppe unter dem Kaiser gegen die Revolution kämpfen werde. ... Bei dieser Gelegenheit stellte Groener ... fest, daß unter diesen Umständen der Fahneeid nicht mehr als eine Fiktion sei. Er gab dies nicht als seine Auffassung aus, sondern ... es war nichts als die nüchterne, schweren Herzens gezogene Folgerung, daß für den größten Teil des deutschen Heeres in dem ... Zustand, in dem es sich damals befand, der Fahneeid keine Kraft mehr hatte. ...

Da (bei der Frage: Annahme oder Ablehnung des Vertrages von Versailles) wandte sich Ebert an die Oberste Heeresleitung. Hindenburg überließ Groener die Entscheidung. Groener sandte am 23. Juni 1919 an Ebert folgendes Telegramm: "... Die Wiederaufnahme des Kampfes ist nach vorübergehenden Erfolgen im Osten im Enderfolg aussichtslos. Der Friede muß daher unter den vom Feinde gestellten Bedingungen abgeschlossen werden ..."

Die Frage, die in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit (Groener Reichswehrminister 1928-1932) militär-politisch im Vordergrund stand, war die SA. In ihr bildete sich eine zweite Armee, die Privatarmee einer Partei. Darin lag militärisch eine Gefahr für die Reichswehr, politisch eine Gefahr für den Staat. ... Als die SA durch eine der ... Notverordnungen verboten wurde, war die Reaktion auf der Rechten sehr heftig. Brüning und Groener wurden im Reichstag gehässig angegriffen. In der Abwehr versagte Groener. ... Eine der klügsten und menschlich anziehendsten Persönlichkeiten, die das deutsche Heer hervorgebracht hat, schied mit ihm aus dem politischen Leben. ...

Der unnahbare Chef: Hans von Seeckt

Der deutsche Generalstab hat nach dem Grafen Schlieffen keinen typischeren Vertreter hervorgebracht als diesen Mann. ... Als er nach dem Kapp-Putsch 1920 die Leitung der - erst zu

bildenden - Wehrmacht Übernahme, fand er ein Chaos vor. ... Seeckt hatte ein Ziel, das er mit der ihm eigenen Geistes-schärfe, mit Willenskraft und Selbstbewußtsein unbeirrt verfolgte und schließlich erreichte: die Reichswehr aus allen inneren Verwicklungen herauszuhalten, in ihr ein neues - es war letzten Endes das alte preussische - Ethos zu entwickeln, dem Staat ohne Rücksicht auf das jeweilige "System" zu dienen. So schweißte er die junge Reichswehr zu einer Einheit zusammen, die ihre Pflicht zu tun erzogen war, auch unter einem Regime, mit dem sie nichts verband. ... Seeckt schuf seine Reichswehr. Als Stresemann ihn bei einer Auseinandersetzung fragte, hinter wem denn die Reichswehr eigentlich stehe, blitzte ihn Seeckt durch sein Einglas an: "Die Reichswehr steht hinter mir."...

Auch Seeckt sah (1923) "eine gewisse Diktatorschaft" als notwendig an und hielt, wie einst Ludendorff, Umschau nach dem "starken Mann". Nur wollte er selbst es nicht sein. ... Klar, wie Seeckt stets gesehen hat, sah er auch die Grenzen seines Wesens. Er wußte, daß er selbst im Grunde Fachmann, nicht Politiker war. ... Er war nicht Cäsar, Feldherr und Staatsmann zugleich. ... Seeckts Hochmut hatte seine Grenze in der Selbsterkenntnis. So baute er im Februar 1924 freiwillig die Diktatur, die er im Ausnahmezustand praktisch besaß, wieder ab, einer der wenigen Fälle der Geschichte, in denen ein Diktator ungezwungen auf die Machtfülle verzichtete.

Schon 1923 war Seeckt Hitler begegnet und von ihm beeindruckt, weil er in Hitlers Wirkung auf die Massen eine Kraft fand, die er selbst nicht besaß. ... Als 1932 die "Harzburger Front" gebildet wurde, war Seeckt zugegen. Es war ein Irrweg, der seiner Wesensart nicht entsprach. Der glänzendste Fachmann des Militärs hatte nach seinen eigenen Grundsätzen bei den Politikern nichts zu suchen. ... Seeckt gehörte nicht auf die Tribüne von Harzburg.

Der lässige Seigneur: Kurt von Hammerstein-Equord

Hammerstein war ... ein typischer Vertreter des deutschen Generalstabs. Aber er besaß zugleich eine eigene Note. ... Er gehörte zu den seltenen Menschen, die nicht an ein Vorurteil gefesselt sind. ... Er hatte den unbestechlichen Blick für das Wirkliche. ... Hammerstein lehnte den Putsch (Kapp-Putsch 1920) als "kompletten Blödsinn" ab. ... Als Chef des Truppenamts im Reichswehrministerium (ab 1929) hat er die Verbindung mit der russischen Wehrmacht ... zielbewußt ausgebaut. Den "roten General" ... zog nicht die politische Idee des Bolschewismus an. ... Ihm lag nur an der militärischen Ausnutzung der Verbindung mit Rußland. Um diesen Zweck zu erreichen, hätte Hammerstein mit dem Teufel paktiert! ...

Sachverständige sagen, Hammerstein sei eine der stärksten strategischen Begabungen der deutschen Armee gewesen. Er hat diese Begabung nur im Kriegsspiel und auf dem Manöverfeld zeigen können. Das langweilte ihn. So trat, je höher er stieg, ein Fehler immer stärker bei ihm hervor: Hammerstein war faul, es läßt sich keine abschwächende Bezeichnung finden. ... Wir waren in Dahlem Nachbarn. Als ich ihn 1933, nach seiner Entlassung als Chef der Heeresleitung, auf der Straße traf und fragte, was er nun anfangen werde, erwiderte er, er werde fortan Jagd und Fischerei zu seinem Hauptberuf machen. Ich war mit ihm bekannt genug, um entgegen zu können: "Da wird sich also in Ihrem täglichen Leben nichts ändern", und er hatte Humor genug, darüber zu lachen. ...

Dem Nationalsozialismus stand Hammerstein ablehnend gegenüber... Er verhehlte seine Ablehnung auch nicht, als Hitler zur Macht kam. So konnte es nicht ausbleiben, daß seine Tätigkeit als Chef der Heeresleitung unter Hitler kurz gemessen war. Von 1933 bis 1939 hatte Hammerstein keine dienstlichen Funktionen. ... 1939 war ihm eine Armeegruppe im Westen übertragen. Er lud Hitler wiederholt zum Besuch bei seinem Stabe ein und war

- 247 -

entschlossen, ... den Weltkrieg durch die Festnahme Hitlers zu verhindern. Aber mit der tierhaften Witterung für drohende Gefahren unterließ Hitler den Besuch. Er traute Hammerstein nicht und enthob ihn seines Kommandos. ... Als er starb (1943), war in der Dahlemer Dorfkirche nur ein kleiner Kreis von Freunden ... um seinen Sarg versammelt. Die offiziellen Vertreter von Staat und Partei fehlen. Ich war das einzige Mitglied der Regierung, welches dem verfehten Mann das Geleit gab.

Der politische Soldat: Kurt von Schleicher

Das deutsche Heer hat nur selten einen "politischen General" hervorgebracht. ... Die beiden großen Ausnahmen waren Waldersee und Schleicher. Aber Waldersee blieb politisch ein Dilettant. ... Für Schleicher war die Politik der Beruf schlechthin. ... Seeckt lehnte sie (die Militärdiktatur) ab, für Schleicher war die Übernahme der Macht eine Selbstverständlichkeit. ... Er würde damals (1923) nicht gezögert haben, die Zügel in die Hand zu nehmen. Auch ihre Haltung gegenüber Hitler war verschieden. Der Fachmann Seeckt hatte kein Organ, des Politikers Wesen ganz zu begreifen. ... Schleicher, der selbst Politiker war, gewann aus der ersten Begegnung mit Hitler den Eindruck, den er in die bei ihm übliche burschikose Form kleidete: "der nicht."

Das politische Spiel wurde zur Leidenschaft und zum Lebensinhalt Schleichers. ... Brüning's Sturz ist nicht allein auf Schleichers Intrigen zurückzuführen, aber dieser trägt ein volles Maß von Mitverantwortung. Die Ernennung Papens war ausschließlich Schleichers Werk. "Fränzchen" war sein Mann, er sollte seine Ideen durchführen. Als Papen eigene Wege ging, ließ Schleicher ihn fallen. ... Man wird Schleicher nicht gerecht, wenn man ihn als Reaktionär oder politischen Fallsteller abstempelt. Gewiß, sein Charakter war nicht leicht zu durchschauen, aber wenn er sich im sozialen Gewande zeigte,

so war dies nicht nur ein Mittel im politischen Spiel. ... Er wollte als "sozialer General" in die Geschichte eingehen. ... Er rang um einen echten Sozialismus, für dessen "dümmste" Form er die Verstaatlichung hielt. ...

Schleichers Ermordung (1934) beraubte Deutschland einer der interessantesten Persönlichkeiten der Nachkriegszeit. Severing bezeichnete ihn als einen "Meister der Intrige". ... Das ... kennzeichnet die gefährlichste Seite in Schleichers Charakter und Handeln: eine spielerische Leichtfertigkeit, mit der er seine Fäden spann und die beim Sturz Brünnings wie bei der Einsetzung des Präsidialkabinetts Papen zu tage trat. ... Doch auch Severing spricht Schleicher den Glauben nicht ab, alles in seinem Amt für die wirklichen oder vermeintlichen Interessen Deutschlands getan zu haben. Dieser Glaube war echt und wohl auch die bestimmende Note seines komplizierten Charakters.

7. Kapitel

Irgendwie muß Deutschland schließlich regiert werden.

Der Oberbürgermeister für die Ordnung: Hans Luther

Einer der bedeutendsten Männer aus dieser Reihe (der zu den höchsten Staatsstellen aufgestiegenen Oberbürgermeister) ist der ehemalige Oberbürgermeister von Essen, Hans Luther. Es gibt ... kaum einen Mann des öffentlichen Lebens, der so verschiedenartige Posten bekleidet hat. Oberbürgermeister, Ernährungsminister, Finanzminister, Reichskanzler, Reichsbankpräsident, Botschafter - seine Klugheit, sein scharfer Blick, seine außerordentliche Arbeitskraft, sein Commonsense und seine Energie befähigten ihn, sich auch in fremde Aufgabengebiete einzuarbeiten. ... Vielleicht ist seine glücklichste Zeit die als Finanzminister (1923/24) gewesen. Hier war er vor eine begrenzte Aufgabe gestellt, die Sanierung der Währung, bei der es auf die Schnelligkeit im Entschluß und auf die Tatkraft im Durchführen ankam. ...

- 249 -

Als Reichskanzler (1925/26) sah er sich anderen Schwierigkeiten gegenüber. Hier mühte er sich an Aufgaben ab, denen er mit Energie und gesundem Menschenverstand allein nicht beikommen konnte. ... Er hat im ersten Jahr seiner Kanzlerschaft eine Fülle von Aufgaben bezwungen ..., den Dawes Plan, die Steuerreform, die Aufwertung, das Werk von Locarno. ... Er machte die Erfahrung aller Staatsmänner der Nachkriegszeit, daß bestes Wollen und weitschauendes Planen im eigenen Volk keinen Widerhall fanden, wenn ihnen der greifbare Erfolg versagt blieb. Locarno war für die Deutschen eine Hoffnung. Das Greifbare war die Räumung des Rheinlandes, die während Luthers Regierungszeit nicht mehr erreicht wurde. ...

In einem Rededuell im Reichstag prägte er das Wort, daß selbst in Deutschland doch "irgendwie regiert werden" müsse. Er mühte sich rastlos, der demagogischen Phrase das sachliche Argument, dem Appell an das Gefühl den an den gesunden Menschenverstand, der Partelleidenschaft Leistung und guten Willen entgegenzustellen. ... Luther stürzte über die Flaggfrage. ... Den Flaggstreit konnte er nicht lösen. ... Luther verstand nicht, daß das Kabinett über eine solche "Bagatelle" stürzen könnte. Der politischer denkende preußische Ministerpräsident Braun verstand nicht, daß Luther diese Bagatelle ... zur Staatsaktion machte. Die Parteien, die Luther als unbequemen Präzeptor empfunden hatten, sagten bei seinem Abgang: "Es muß auch ohne Luther gehen."

Der letzte Kämpfer für die Demokratie: Heinrich Brüning

Brüning stand vom ersten Augenblick seiner Kanzlerschaft (1930/32) an unter dem Zwang der Krise. ... Dem federnden Gang des straffen, mittelgroßen Mannes sah man an, daß er Soldat gewesen war. Es war etwas vom Asketen in seiner Erscheinung. Er besaß einen unbeirrbaren Blick für das, was notwendig war, und den unbeugsamen Willen, das als unvermeidlich Erkannte ohne Rücksicht auf Popularität zu tun. ... Keine Mehrheit

getraute sich, die Maßnahmen zu bejahen, die der Kanzler verlangte. Jede Partei fürchtete, unter dem Konkurrenzdruck des Flügelradikalismus, die Unpopularität. Um das demokratische Deutschland zu retten, mußte Brüning einen Weg gehen, der undemokratisch war, den Weg der Notverordnungen des Reichspräsidenten. ... Der Reichspräsident erhielt dadurch ein größeres Gewicht, als ihm ursprünglich durch die Verfassung zudedacht war. ... Der "Führergedanke" fand in der neuen Staatspraxis Bestätigung und Auftrieb. ...

Auch im Einfluß des Reichskanzlers bännte sich eine Wandlung an. ... Brüning gewann eine Stellung gegenüber seinem Kabinett, wie sie seit dem Kriege kein Kanzler besessen hatte. Sie kam derjenigen Bismarcks gegenüber seinen Staatssekretären nahe. Die Schwäche lag darin, daß Brüning von Cunst und Leune eines Mannes abhängig war, der im neunten Jahrzehnt seines Lebens stand. ... Man hat Brüning damals und später den Vorwurf gemacht, daß er zu lange gezögert habe. ... Er sei ein politischer Fabius Cunctator gewesen. ... Es hat wohl selten einen Staatsmann gegeben, der mit solcher Gründlichkeit alle nur denkbaren Auswirkungen - politisch, wirtschaftlich und sozial - jeder Maßnahme prüfte, bevor er sie traf. Man darf in dieser Art nicht Entschlußlosigkeit sehen. ... Man hat auch bemängelt, daß er nicht die Gabe besaß, die Massen fortzursißen. ... Aber gerade seine schlichte Art begann, ihm viele Herzen zu gewinnen. ... Um volkstümlich zu werden, fehlte ihm nur der "eklatante" Erfolg. Auch auf dem Weg zur Popularität trennten Brüning nur hundert Meter vom Ziel.

Er ist schließlich auch wegen seiner Empfindlichkeit kritisiert worden. ... Brüning hatte keine Elefantenhaut. Er war verwundbar. Er nahm eine Kritik nicht leicht. ... Es lag in seinem Verhältnis zu Hindenburg begründet, daß er die Kritik des Reichspräsidenten besonders schwer nahm. Die Grundlage seines Wirkens war das Vertrauen des Staatsoberhauptes zu ihm. ... Hindenburg hätte Brüning mit größerer Geduld bis zum Ziel begleiten müssen und nicht vorzeitig gehen lassen dürfen. ...

Der Herrenreiter in der Politik: Franz von Papen

Papen, der alte Düsseldorfer Ulan, war Rennreiter. Er sah immer nur das nächste Hindernis und ritt mit Bravour darauf los; Wirkungen zu berechnen, lag ihm nicht. ... Bei Papen verband sich die Offizierstreue gegen den "alten Herrn" (Hindenburg) mit seinem politischen Ehrgeiz. ... Papen hatte wohl Eigenschaften, die ihn für den Posten eines Diplomaten qualifizierten. Er besaß einen Charme, der selten ohne Wirkung blieb, Gewandtheit bei Verhandlungen, eine Rednergabe, die ihm auf Konferenzen die allgemeine Aufmerksamkeit sicherte. Und - wichtig für den Soldaten, gefährlich schon für den Staatsmann - er hatte Schneid. Papen fürchtete sich nicht, vielleicht fürchtete er sich sogar zu wenig, er nahm Schwierigkeiten und Gefahren eher zu leicht als zu schwer und freute sich, mit Hindernissen fertig zu werden, auch wenn sie "klobig" waren. Die peinliche Genauigkeit und Vorsicht Brüning's waren ihm fremd. ...

Papen führte die Verhandlungen (im Kabinett) geschickt am langen Zügel. Er verlor Widerspruch und nahm ein offenes Wort nicht übel. Seine Impulsivität brachte ihm Nackenschläge ein, äußerte sich aber, auch außerhalb des Ministerkollegiums, oft in einer Herzlichkeit, der sich viele nicht entziehen konnten. Er besaß einen Kreis von Anhängern, die bereit waren, für ihn durchs Feuer zu gehen. Seine chevalereske Art hatte etwas Verführerisches, sein Draufgängertum imponierte unkritischen Naturen. ... Auch mit Ausländern wußte er umzugehen. Dabei kamen ihm seine Sprachkenntnisse zu Hilfe, er sprach ... ein flüssiges Französisch und Englisch.

Einem Mann, der ihn vor dem neuen Herrn (Hitler) warnte, in dessen Hände man sich begeben, erwiderte er: "Sie irren sich, wir haben ihn uns engagiert." Papen hat sich geirrt, und der größte Irrtum lag in der Überschätzung seiner Möglichkeiten. Das hat er wohl bald erkannt, denn mit der Courage, die

ihn kennzeichnete, begann er, an vielen Erscheinungen des Systems ... Kritik zu üben, besonders deutlich und so, daß die Öffentlichkeit aufhorchte, in seiner Marburger Rede 1934. ... Papen nahm als Vizekanzler seinen Abschied, ging aber bald darauf als Botschafter in besonderer Mission nach Wien. ... Er hielt es nicht aus, nicht mit von der Partis zu sein, auch wenn ihm die Mitspieler nicht gefielen. ... Er mochte sich auch von der Hoffnung nicht trennen, daß er in amtlicher Stellung besser gegen die Mißstände wirken könne, die er in Marburg gegeißelt hatte. ... 1939 ließ er sich als Botschafter nach Ankara schicken. ... Weil er an Hitlers Aufstieg mitgewirkt hatte, fühlte er sich verantwortlich für den Krieg, den er nicht wollte. Er mühte sich von Ankara aus, dem Morden Einhalt zu tun. ... Er scheiterte an der Forderung der bedingungslosen Kapitulation.

8. Kapitel

Helfer aus dem Ausland

Der "Kollaborateur": Pierre Laval

Der lebhaft kleine Südfranzose, der zu allen Anzügen den traditionellen weißen Miniaturschlips trug, hat (1931 gegenüber Brüning in Paris) mit Geschick versucht, den wirtschaftlichen Vorteil des französischen Angebots (einer Anleihe von 2 Mrd. francs) hervorzuheben. Die Drohung (des militärischen Einmarsches) ließ er nur leise anklingen. ... Entscheidend dafür, daß Laval nicht auf dem französischen Vorschlag bestand und zur Londoner Konferenz mitfuhr, sind wohl Vorstellungen Amerikas und Englands gewesen und schließlich die Erkenntnis, daß Sanktionen zwar das Drängen der öffentlichen Meinung des eigenen Landes befriedigt, aber die Gesamtlage Europas, und damit auch Frankreichs, unheilvoll verschlechtert haben würden. Laval ... handelte nicht "pro-deutsch", sondern er hatte den Mut und die Klugheit, als europäischer Staatsmann zu entscheiden.

Laval hat später ein trauriges Schicksal gehabt (er wurde von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen). Sein Name ist auch jetzt noch bei seinem Volke verfeimt. ... Es war Laval's Tragik, daß dieses Mißtrauen (Hitlers und Ribbentrops) ihn nicht größere Erfolge für sein Land erreichen ließ, ihn aber auch nicht von der Last der Vorwürfe befreite, die das enttäuschte Land ihm machte. So wurde er von beiden Seiten als Verräter angesehen, von den Franzosen, weil er Kollaboration betrieb, von den Deutschen, weil er nicht "loyal" kooperierte. ... Sein Volk mag ihn von Egoismus und "Korruption" nie ganz freisprechen, aber man kann auch nicht verschweigen, daß er einer der ersten "Europäer" gewesen ist.

Der über seinen Schatten sprang: Edouard Herriot

Als ich (auf der Lausanner Konferenz 1932 am ersten Abend der deutsch-französischen Verhandlungen) mit meinem Bericht begann und der bekannte Dolmetscher Schmidt den ersten Satz übersetzte, rief Herriot: "Langsamer, langsamer!" und begann mit kratzender Feder, die er umständlich in ein großes Tintenfaß tauchen mußte, jedes Wort mitzuschreiben. Er hat es sicher nicht getan, weil ihm jedes Wort meiner Ausführungen wertvoll genug schien, alsbald zu Papier gebracht zu werden. Es war eine freundliche Geste, um mir durch Verlängerung der Übersetzungspause Zeit zur Vorbereitung des nächsten Absatzes zu geben. ...

Daß er sich in einer dramatischen Nachtsitzung (10 Tage später) bereit fand, den von den Engländern vorgeschlagenen Kompromiß (3 Milliarden deutscher Abschlagszahlung) anzunehmen und den Deutschen auf halbem Wege entgegenzukommen, war eine Entscheidung, die dem Mut und der Klugheit des verantwortlichen französischen Staatsmanns Ehre machte. Er zog den Schlußstrich unter ein unseliges Kapitel. ... Er hatte

das größte Opfer zu bringen, er mußte seinem Volk die bittere Arznei reichen. Herriot ... bewies, daß der gute Wille auch tief eingewurzelte Gegensätze Überwinden kann.

Der Prediger Europas: Ramsay Macdonald

Dieser Mann konnte nicht im Nationalismus verhaftet bleiben. Er fühlte die Verantwortung, die in jener Zeit ... der englische Ministerpräsident für die Geschicke Europas hatte, das in der Krise zu versinken drohte. In Chequers fand auf seine Einladung der deutsche Kanzler Brüning Gehör. Seiner Initiative war die Einberufung der Londoner Konferenz 1931 zu verdanken. Seine verbindliche Verhandlungsleitung erreichte, daß dem Abfluß der Auslandskredite aus Deutschland Einhalt geboten wurde und Brüning die Möglichkeit bekam, die deutsche Wirtschaft aus dem Starrkrampf des Sommers zu lösen. ...

In Lausanne hielt sich Macdonald zunächst zurück. ... Auch hier (in den Schlußverhandlungen mit Papen und Herriot) bewies er eine unerschütterliche Geduld und ein in länger politischer Praxis erprobtes Vermittlergeschick. Erst nach zwei Nachtsitzungen war ihm ein Kompromiß gelungen. Doch die letzte Nacht hatte seine Kräfte erschöpft. ... Am darauffolgenden Morgen ... erhielten wir die Nachricht, daß Macdonald erkrankt war.

Der Werber für den Frieden: Neville Chamberlain

Am Morgen ... empfing uns zur Verhandlung über die letzten finanztechnischen Schwierigkeiten an Stelle des erkrankten Ministerpräsidenten der Finanzminister Neville Chamberlain. ... Neville glich äußerlich dem Vater (dem großen Kolonialimperialisten Joe Chamberlain) nicht. Doch war er in seiner verständigungsbereiten Einstellung gegenüber Deutschland von des Vaters Politik beeinflusst, der vor der großen Wende in der

englischen Politik Deutschland ein ernstgemeintes Verständigungsangebot gemacht hatte (1898). Neville sprach sachlich und nüchtern. Man hörte den erfahrenen Geschäftsmann und Kommunalpolitiker. Er war in Birmingham beides gewesen. ...

An jenem Morgen (Lausanne 1932) fragte er, ob wir nicht auf die letzten technischen Punkte verzichten könnten. Wir bedauerten ..., auf unsere Bitte unterhandelte er mit den Franzosen. Als er wiederkam, sah er erhitzt aus und sagte, drüben herrsche Erregung ..., er gehe jedenfalls nicht nochmals hin ..., ließ sich aber noch einmal herbei, in das andere Zimmer zu gehen. Diesmal blieb er länger fort. Bei seiner Rückkehr sah er noch mitgenommener aus als das erstemal. Selbst die Krawatte saß etwas schief. Er hatte unsere Forderungen nicht ganz durchgesetzt, aber doch eine unserem Standpunkt angenäherte Textänderung erreicht. ... Wir erklärten uns einverstanden. ... Wie in der vorhergehenden Nacht Macdonald, so war an diesem Vormittag Chamberlain der Vermittler gewesen. ...

Chamberlains Name ist untrennbar mit dem Abkommen verbunden, durch das er als Ministerpräsident im Herbst 1938 die Sudetenkrise beendete. München ist ein Schulbeispiel dafür geworden, daß Nachgiebigkeit den Appetit der Aggressoren nur anreizt. ... Es ist die Tragik Chamberlains, daß er mit seinen guten Gedanken zu spät und an den falschen Mann kam. ... Kein schöneres Denkmal konnte ihm gesetzt werden, als mit Churchills Gedenkrede im Parlament: "Der einzige Führer des Menschen ist sein Gewissen, der einzige Schild für sein Andenken ist die Redlichkeit und Ehrlichkeit seiner Handlungen. Neville Chamberlain hat mit vollkommener Ehrlichkeit und nach bestem Wissen gehandelt und bis zur äußersten Grenze seiner gewaltigen Fähigkeit und Autorität danach gestrebt, die Welt vor diesem schrecklichen Kampf zu bewahren."

Historiker und Politiker: Carl Burckhardt

Burckhardt, der Verfasser des "Richelieu", ... erkannte die Seele der Geschichte und deutete sie den Menschen und Völkern. Er war zugleich Historiker und Staatsmann. ... Ein Astrologe wollte ihm 1936 das Horoskop stellen. ... Burckhardt wollte nur Antwort auf eine Frage haben, nämlich ob er innerhalb von Jahresfrist den II. Band seines "Richelieu" fertigstellen würde. Die Antwort fiel negativ aus und gab einen schwer verständlichen und wenig glaubhaften Grund an. Burckhardt werde nicht zum Abschluß seines Buches kommen, weil er im Laufe eines Jahres einen neuen Posten im Osten erhalte, der seine Arbeitskraft voll beanspruche. 1937 starb der Völkerbundskommissar in Danzig. Der Völkerbund entsandte Burckhardt nach Danzig. Die Prophezeiung war eingetroffen. ...

Im Sommer 1938 war ich zur Besprechung finanzieller Fragen in Danzig. ... Ich wohnte in einer Jagdhütte des Senatspräsidenten Greiser. Ganz in der Nähe lag die Hütte Burckhardts. ... Ich bin manches Mal in der Nacht mit Burckhardt im Wald plaudernd auf und ab gewandert. ... Burckhardt sah die Gefahr für den Weltfrieden nicht in dem Zusammenprall von Weltanschauungen. Diese waren nach seiner Ansicht nur der Vorhang, hinter dem sich die Auseinandersetzungen zwischen durchaus materiellen Machtinteressen abspielten. So war für ihn der Widerspruch der Welt gegen Deutschlands wieder zunehmende Macht weniger die Folge der Abneigung gegen den Nationalsozialismus als die Furcht vor einem die europäische Balance störenden Übergewicht des Reichs. ... Um so notwendiger sei eine Politik der Mäßigung, die das Erreichte festige und den Gegnern nicht die Möglichkeit gebe, unter dem Motto eines Kreuzzuges gegen den Nationalsozialismus den Machtkampf gegen die erstarkende deutsche Mitte zu führen.

Burckhardt untersuchte, aus welchen Kreisen sich die überzeugten und fanatischen Anhänger Hitlers zusammensetzten und welche Motive sie zu einem Anschluß an ihn geführt hätten. ... Greiser hatte ihm gesagt, das geeignetste Studienobjekt sei der ostpreußische Gauleiter Erich Koch. ... Ein Zusammen treffen zwischen Burckhardt und Koch ermöglichte Graf Kanitz-Podangen. ... Von dieser Besprechung ... erzählte mir Burckhardt, Koch, dem es nicht an Intelligenz, aber an Charakter mangelte, habe Burckhardt drastisch die seelische Verfassung und materielle Lage der durch den ersten Weltkrieg aus der Bahn geworfenen Deutschen Jugend geschildert. Ihre Ideale seien vernichtet, ihre Zukunft gefährdet. Keine politische Partei böte ihr eine Aussicht. ... Er, Koch, wäre ein begeisterter Kommunist geworden, wenn er nicht Hitler begegnet wäre. Burckhardt stellte sehr nachdenklich fest, so seien also Tausende von Deutschen nur durch den Nationalsozialismus vor dem Bekenntnis zum Kommunismus zurückgehalten worden. Aber gerade dadurch dringe mit Männern wie Koch eine bolschewistische Tendenz in die nationalsozialistische Partei ein.

Helfer und Warner: Herbert Hoover

Nach dem Waffenstillstand 1918 wurde er der Leiter des amerikanischen Hilfswerks, das Lebensmittel in das hungernde Europa brachte und den Wiederaufbau der vom Krieg betroffenen Länder förderte. Eine ganze Generation deutscher Jugend hat in den Quäkerspeisungen die erste Hilfe nach schweren Hungerjahren erhalten. ... 1928 wurde er von den Republikanern als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und mit großer Mehrheit gewählt. Er war noch nicht ein Jahr im Amt, als der berühmte "schwarze Tag" der Börse das Land in eine Panik stürzte. ... Als ... die Weltwirtschaft sich in das dichte Netz von Schuld- und Kreditverflechtungen verstrickt sah, da war es Hoover, der seine Stimme erhob und mit dem Hoover-Moratorium (1932, einjähriges Moratorium für alle deutschen

Auslandsschulden) einen Ausweg zeigte. ... Das Stillhalteabkommen der Londoner Konferenz und die Streichung der Reparationen in Lausanne entsprangen einer wirtschaftlichen Vernunft, ... deren Forderungen erstmals Hoover politischen Nachdruck gab.

Auch während des zweiten Weltkrieges mußten viele Völker in Europa hungern. Im Jahre 1945 und in den schweren Jahren danach wurde dem deutschen Volk die Verantwortung dafür auferlegt. Es wurde in eine harte Haftung genommen. ... In dieser Zeit hat Hoover erneut Einfluß auf die Versorgung Europas genommen. Wenn die Hungerzeit selbst in Deutschland verhältnismäßig rasch überwunden wurde, so ist das in erster Linie ihm zu verdanken. Aber er wäre nicht auch der Mann der Wirklichkeit, hätte er Deutschland nicht zugleich gemahnt, sich nicht allein auf die Hilfe von außen zu verlassen. ... Das deutsche Volk vergißt sich nichts, wenn es von diesem treuen Helfer einen Rat annimmt.

9. Kapitel

Die Sattelhalter

Der "starke" Mann: Alfred Hugenberg

Es gab auf der Rechten Leute, die den starken Mann (nach dem in den 20er und 30er Jahren gesucht wurde) im vierten Parteiführer der Deutschnationalen (nach Helfferich, Hergt, Westarp) zu finden meinten. ... Hugenberg hatte sich als junger Assessor der Ansiedlungskommission die Sporen verdient, der Musik der Alldeutschen manchen lauten Ton hinzugefügt, sich aber in der Folge der Industrie zugewandt und im Krieg als Vorsitzender des Krupp'schen Direktoriums gewirkt. Nach dem Krieg schuf er sich seine Herrschaft in der Presse und im Film. Er war ein erfolgreicher Mann der Wirtschaft. ... Hugenberg war nicht eigentlich konservativ, wenn man unter konservativ die Gesinnung versteht, die immer wieder aus den ursprünglichen Quellen des nationalen Lebens schöpft. Er war

ein Nationalist, der die Zukunft des Volkes in der Ausdehnung seiner Macht erblickte. ... Der kleine beleibte Mann mit dem Seehundsbart und dem etwas schiefen Mund, der immer zu lächeln schien, war kein Mann für das Volk. Er konnte ein Gremium von Wirtschaftlern durch seine Erfahrung beeindrucken, aber weder ein oppositionelles Parlament auf seine Seite zwingen noch die Massen durch seine Rede gewinnen. Wollte er zur Wirkung kommen, mußte er sich einen Demagogen verpflichten, der ihm das Volk einfieng. Hugenberg, der von persönlicher Eitelkeit frei, aber sich seines Wertes voll bewußt war, traute es sich zu, den verunglückten österreichischen Maler, wie er Hitler bezeichnete, an die Leine zu nehmen.

Hugenberg hatte vor dem ersten Weltkrieg Ziele für eine deutsche Expansion aufgestellt. Im Kriege gehörte er zu den Annektionisten. ... Nach dem Kriege war er ein schroffer Gegner der Erfüllungspolitik, er bekämpfte den Dawes- wie den Young-Plan, war auch für Locarno nicht zu haben. ... Doch war es gerade die "Sturheit", die ihm bei seinen Anhängern den Ruf eines charakterfesten Politikers einbrachte. Der Kampf gegen Locarno und die Erfüllungspolitik führte ihn an die Seite Hitlers. ... Hugenberg war in Verhandlungen zäh und gab nicht um Haaresbreite nach, noch als Achtzigjähriger hielt er stundenlanges Verhandeln ohne Ermüdung durch, seine Hartnäckigkeit zwang die erschöpften Gesprächspartner zum Nachgeben. Aber er war nicht schlagfertig und der schlaunen Wendigkeit Hitlers oder Goebbels nicht gewachsen. ...

Der ewige Kriegsteilnehmer: Franz Seldte

Es war das Fronterlebnis, das sein Wesen am stärksten geformt hatte. Tapferkeit war seine hervorstechendste Eigenschaft. ... Die "Kameradschaft" war ihm ein unentbehrliches Lebensbedürfnis geworden. Als er sich zur Politik entschloß, gründete er nicht eine Partei, sondern die Gemeinschaft der Kriegsteil-

nehmer, den "Stahlhelm". ... Er redete gut, wenn auch nicht tief geschöpft war, was er sagte. Aber er sprach eine dem kleinen Mann verständliche Sprache und konnte dem Ausdruck geben, was die meisten seiner Zuhörer fühlten, ohne es selbst formulieren zu können. Seldtes Reden hatten immer etwas von Kriegervereinsansprachen in sich. ...

Seldte war ein Fabrikant aus Magdeburg. ... Die "Magdeburger" haben einen behenden, mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Geist, der die Verhältnisse rasch überblickt und sich ihnen in jeder Lage, und sei es auch auf listigen Wegen, anpaßt. Sie sind mitteilksam und umgänglich. ... Sie neigen im Streit der Meinung dazu, der radikaleren den Vorzug zu geben. Ihr Grundsatz, zu leben und leben zu lassen, bewahrt sie jedoch davor, in der Tat Fanatiker zu sein. Seldte war ein echter Magdeburger. ... Wenn Seldte von Hitler sprach, nannte er ihn nur "Adolf". Er wollte wohl zum Ausdruck bringen, daß er eigentlich politisch gleichberechtigt und jedenfalls ein alter Kriegsgefährte Hitlers sei. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und sprach unbekümmert aus, welche Dummheiten "Adolf" gemacht habe oder zu machen im Begriff sei. Er ... schien eine Narrenfreiheit zu besitzen, die man ungefährlichen Kritikern gerne einräumt. ... Es hat lange gedauert, bis Seldte seine Einflußlosigkeit erkannte und sich innerlich von Hitler trennte. ... Dann aber blieb Seldte nicht auf halbem Wege stehen. ... Nach seiner Ansicht mußte Hitler von den eigenen Anhängern beseitigt werden. Der einzige, der es könnte, sei Himmler. An diesen wandte sich Seldte und machte ihm unverblümt seine Vorschläge. Er war an den falschen Mann geraten. Himmler hat nichts unternommen, weder gegen Hitler, noch gegen Seldte.

- 261 -

Der eigenwillige Experte: Hjalmar Schacht

In der Reichsbank war die Einführung des "Führersystems" nicht erforderlich, dort war Schacht der Unbestrittene Führer. Selbst die Gegner im In- und Ausland mußten sein bankfachliches Können anerkennen, auch wenn sie es diabolisch nannten. Auf Konferenzen ... spielte Schacht eine beherrschende Rolle, nicht zuletzt dank seiner dialektischen Gewandtheit, seiner meisterlichen Sprache in Wort und Schrift, seiner mit den geistreichen Bonmots François-Poncets wetteifernden Schlagfertigkeit, seinem unerschöpflichen Reichtum an originellen Ideen und seinem schonungslosen Mut. ... Wo Licht ist, pflegt auch Schatten zu sein. ... Schachts egozentrisches Selbstbewußtsein hatte Übermaß. ... Schachts egozentrische Art machte es ihm schwer, einen Irrtum einzugestehen. Er wollte auch in der Vergangenheit recht behalten haben. Deshalb schilderte er seine Handlungen nicht wie sie waren, sondern wie sie in der Rückbetrachtung hätten sein sollen. Er streckte die Wahrheit, bis er als der einzige erschien, der in allem richtig gehandelt hatte, und glaubte schließlich selbst, daß die Ereignisse so abgelaufen waren, wie er sie darstellte. ...

Schacht zeigte häufig die Neigung, andere ins Feuer zu schicken, das er selbst angelegt hatte. Er ließ einen "Armen" ohne Mitleid schuldig werden. Fand er einen geistig Unterlegenen, der sich das gefallen ließ, nutzte er die Schwäche unbedenklich aus. Geistige Armut hielt er für eine Schwäche, die sich schon auf Erden rächen mußte; er selbst litt nicht darunter. ... Schachts Opposition erwachte unter der Hitler-Regierung bald. Er bekundete offen seine Ablehnung der Methoden des Regimes. ... Unzählige Bonmots wurden Schacht zugeschrieben. Als morgens einmal der Vizepräsident der Reichsbank mit "Heil Hitler" in Schacht's Zimmer trat, soll dieser sein Gesicht in beide Hände vergraben und gestöhnt haben: "Nun lassen auch Sie mich noch im Stich." ... Man war bei

Schacht zwischen Bewunderung und instinktiver Abneigung hin- und hergerissen. Sein Leben war von Gegensätzen bestimmt ... der Herold von Harzburg, den auch die Nationalsozialisten als ihren Mann feiern zu können glaubten, wurde in kurzer Zeit ihr erbitterter Gegner; er, der sich selbst einen Demokraten nannte, führte da, wo er zu befehlen hatte, ein autoritäres Regiment; der Anhänger liberaler Wirtschaftsgrundsätze baute die kunstreichste Devisenzwangswirtschaft auf. Als "Protestant" blieb er sich treu. ...

10. Kapitel
Der Diktator
Putsch oder Legalität

Dieser Mann (Hitler) ist als das größte Genie gepriesen, das je aus deutschem Stamm entsprossen sei, und der schlimmste Verbrecher aller Zeiten genannt worden. ... Er selbst hielt sich für etwas Einmaliges, von der Vorsehung dazu berufen, das deutsche Volk zu einer noch nie erreichten Höhe zu führen. ... Hitler war ein Massenpsychologe, wie es im politischen Leben wenige gegeben hat. Dem Ausrufer auf dem Jahrmärkte gleich spekulierte er auf die Primitiven. Er fühlte, wonach die Menge sich sehnte, und münzte es in zündende Parolen um. Er appellierte an die im Unterbewußtsein schlummernden Instinkte und brachte allen etwas. ... In seiner Agitation spekulierte er auch auf die Sehnsucht nach Anstand und Moral. ... Seine Reden starbten von Moralismen. ... Hitler forderte Opfer und erwies sich gerade darin als ein guter Kenner der deutschen Psyche. Viele folgten ihm, weil er verlangte, "selbstliche Interessen aufzugeben und im Dienst an einer Idee aufzugehen". ... Er wurde schon frühzeitig als Hystriker angesehen, doch besaß er eine Suggestionskraft, durch die er den Einzelnen ebenso bezwang wie die Massen. ...

Das dort (im Landsberger Gefängnis) entstandene Buch "Mein Kampf" war wie "Das Kapital" seines großen Antipoden

- 263 -

Karl Marx ... schwer lesbar und wurde auch weniger von den Anhängern als von den Gegnern gelesen; aber wie die Marxisten, so schwuren die Hitlerianer trotzdem auf das Werk und ihres Propheten worte; ... soweit es Zukunftspläne enthielt, war es nicht, wie viele glaubten, eine auf Zweckpropaganda gerichtete Utopie, von der ein zur Verantwortung gerufener Staatsmann lächelnd abrücken würde, sondern ein nicht schlüssiges Programm, an dem Hitler auch als Regierungschef in allen seinen Widersprüchen festhielt. ...

Das von Hitler verkündete Legalitätsprinzip ... war, ob es seiner inneren Überzeugung entsprach oder nicht, ein Schachzug, der ihm Millionen von Stimmen zuführte und weitere Millionen mit seinem Regierungsantritt aussöhnte. ... Es war die Verfassung, auf die Hitlers Sattelhelfer vertrauten. Mit ihr hofften sie, Hitler zügeln zu können. Er überwand die Verfassung mit der Verfassung und gewann dadurch im Kampf um die unbeschränkte Macht die erste und entscheidende Runde.

Führertum oder Diktatur

"Legal" war Hitler an die Macht gekommen. "Legal" baute er sie aus. Der entscheidende Schritt war das Ermächtigungsgesetz. ... Wohl hätte Hitler auch ohne das Ermächtigungsgesetz den Reichstag allmählich ausgeschaltet ..., aber dieses Gesetz, das an Vorbilder aus der Weimarer Zeit anknüpfte, gab der Machtzusammenballung in Hitlers Hand den legalen Anstrich. .. In der ersten Sitzung des Reichskabinetts nach dem Tode des Reichspräsidenten erzählte Hitler in einer Ergriffenheit, die echt zu sein schien, von dem letzten Besuch, den er dem sterbenden Feldmarschall abgestattet habe. ... Der alte Reichspräsident habe ihm Deutschlands Aufgabe und sein Verhältnis zu den europäischen Völkern in Worten dargelegt, deren hohe Weisheit schon den Dingen dieser Welt entrückt gewesen sei. Er habe ihm besonders ans Herz gelegt, die Freundschaft mit England zu pflegen, und ihm zum Schluß - sich mühsam im Bett

aufrichtend - auf die Schulter geklopft und gesagt: "Und nun, mein lieber Reichskanzler, trauen Sie den Italiern nicht zu sehr!" Dieses Wort habe ihn gepackt. ... Wenn es einmal nötig werden sollte, in gefährlicher Lage zwischen England und Italien zu wählen, ... dann werde des alten Reichspräsidenten Mahnung immer die Richtschnur seiner Politik bleiben. ...

Seine suggestive Wirkung ... ging von dem Ergriffensein aus, dem jedes seiner Worte zu entspringen schien. Hitler besaß die Gabe der Autosuggestion. Rasch aufspringende Begeisterung gab ihm Worte ein, von deren Schwung er selbst sich fortreißen ließ. ... Er betrog sich selbst, aber damit auch seine Umgebung. Manchmal gingen Männer mit dem Entschluß zu ihm, Vorstellungen zu erheben und zu widersprechen. Sie kamen kaum zu Wort und verließen sein Arbeitszimmer beruhigt und eines "Besseren" belehrt. ... Auch Mussolini verfiel der dämonischen Wirkung Hitlers und ließ sich immer stärker von ihm ins Schlepptau nehmen. War bei ihren ersten Begegnungen Hitler noch der Schüler gewesen, so kehrte sich das Verhältnis bald um. ...

Nachdem er das Parlament ausgeschaltet hatte, und der Tod Hindenburgs ihn von dem Zwang, jemand Rede stehen zu müssen, befreite, ging er daran, sich auch der letzten Kontrolle durch das Kabinett zu entledigen. ... Was schon unter Brüning Gestalt gewonnen hatte, die Funktion des Reichskanzlers als politisch allein bestimmenden Staatsorgans, wurde nun zum ungeschriebenen Gesetz. ... Die Reichsminister waren dem Reichskanzler verantwortliche Ressortschefs geworden. ... Noch im Frühjahr 1935 sprach Hitler von seiner Absicht, verfassungsmäßige Zustände wieder herzustellen. ... Aber die absolute Macht verdarb ihn immer mehr. Die Diktatur war das Ergebnis einer jahrelangen Entwicklung, die Hitler zum finsternen, unlenkbaren Dämon der Kriegsjahre werden ließ.

Evolution oder Revolution

Das revolutionäre Prinzip wurde 1933 am bewußtesten von der SA vertreten. In ihren Reihen standen Männer, die "die Nacht der langen Messer" forderten und enttäuscht über den "unblutigen" Verlauf der Revolution waren. Der Wunsch, das Versäumte nachzuholen, schwebte in einem heimlichen Kampf zwischen SA und Wehrmacht und war verkörpert im Stabschef der SA, ... dem Hauptmann RÖHM. ... RÖHM strebte den Oberbefehl über eine Wehrmacht an, deren Kern seine SA bilden sollte. Ihm ging es um die tatsächliche Macht, mit oder ohne Hitler. Weite Kreise der Partei standen gegen ihn. ... Das löste die Vorgänge des 30. Juni (1934) aus. Ihr Ergebnis war zwar eine Niederlage der revolutionären SA und ein Sieg der Wehrmacht, aber die ohne Urteil vollzogenen Erschießungen waren ein schwerer Schlag gegen das Rechtsbewußtsein. ... An diesem Tage wurden die Dämme der Rechtssicherheit eingerissen. Von da an waren Gut und Blut der Deutschen dem Fanatismus, der Willkür, ja oft auch dem widrigen Zufall schutzlos preisgegeben. ...

In den Jahren 1934 bis 1938 sah es in Deutschland äußerlich besser aus als in allen vorhergegangenen Jahren seit dem Ende des Krieges. Die Propheten der Evolution, die eine Läuterung der Partei vorausgesagt hatten, schienen recht zu behalten. Aber der 30. Juni 1934 war eine Zäsur gewesen. ... Mit den Landsknechten der SA war eine Opposition gegen die Clique der Postenjäger verschwunden. Die saß jetzt fest im Sattel. In der Form der Niederschlagung des Putsches hatten sich die Abgründigen durchgesetzt. Die Parteikamarilla mit ihrer Kollektivwillkür war gefährlicher als die Einzelakte gewalttätiger SA-Männer. Hitler verschrieb sich der Clique. ... An die Stelle der RÖHM'schen Revolutionäre war der Himmler'sche Apparat getreten, der aus dem Hinterhalt angriff. Er erzeugte die Atmosphäre des Argwohns, die sich über Deutschland ausbreitete. Der Deutsche verlor die fröhliche Sicherheit des

Vertrauens, der Apparat überwachte die Bewegungen des Menschen bis hinauf in die Spitzen der Partei, las seine Briefe und hörte die Ferngespräche ab. ... Den bezahlten Spitzeln leisteten die Denunzianten freiwillige Helferdienste. Das Angebertum drang bis in die Familie. ...

In diese Lage platzte die von Goebbels in Szene gesetzte "Kristallnacht" (1938), die Deutschlands Ruf im Ausland unheilbar schädigte ... und selbst in Parteikreisen die Vorstellung weckte, es müsse an höchster Stelle ein bezahlter Sowjetagent tätig sein, der im entscheidenden Augenblick immer wieder Sand in die Maschine des politischen Lebens werfe. ... Die organisierten Ausschreitungen gegen die Juden, ihre Schaufenster und Wohnungseinrichtungen waren der krasseste Fall des selbständigen Vorgehens der Partei. Jetzt konnte kein Zweifel mehr daran bestehen, daß die Revolution endgültig den Sieg davongetragen hatte. Die Saak von 1934 trug 1938 ihre Früchte.

Krieg oder Frieden

... lösen viele Deutsche mit Sorge die Worte in Hitlers "Kampf", daß nur die Gewalt des siegreichen Schwertes dem deutschen Volk seinen Lebensraum zuweisen werde. Sie beruhigten sich, als sie Hitlers Reden hörten. ... In seiner Reichstagsrede vom 31. Mai 1935 verkündete er: "Jeder Krieg verzehrt die Auslese der Besten. ... Eine gesunde Sozialpolitik kann in wenigen Jahren mehr Kinder des eigenen Volkes schenken, als durch einen Krieg an fremden Menschen erobert werden könnte. Nein, das nationalsozialistische Deutschland will den Frieden, aus tief innerlichen, weltanschaulichen Überzeugungen. ..."

Hitlers gefährlichstes Wagnis, die Rheinlandbesetzung 1936, ist ein Wendepunkt gewesen. Er sah den Mangel an Widerstand gegen sein Vorgehen als Beweis für die Schwäche seiner Gegner

- 267 -

an und verlor das Maß. Mit Erfolgen stieg sein Appetit. ... Er sah den Krieg voraus, er wünschte ihn nicht, aber er nahm ihn in Kauf. Sein Programm wollte er verwirklichen, "so oder so". ... Er wollte ein Land nach dem anderen erledigen, wenn es ging, im Blumenkrieg, wie Österreich, oder durch München und den Marsch auf Prag, wie die Tschechei, mit blutiger Gewalt, wenn er auf Widerstand stieß. Einen Krieg wollte er nicht, das war der gegen eine Weltkoalition. ...

Der Einmarsch in Prag ... war der Bruch des Münchener Abkommens, eine Beleidigung Chamberlains und damit des englischen Volkes, ein Affront für den guten Willen der englischen und französischen Staatsmänner. Hitler ... hat nicht eingesehen, daß der schändlich betrogene englische Ministerpräsident sich nun aus einem "appeaser" in einen zum äußersten entschlossenen Gegner verwandeln mußte. Er hat auch nicht begriffen, daß die Unterwerfung der Tschechei im Ausland anders beurteilt werden mußte, als die "Heim ins Reich"-Politik, die sich bisher auf deutsche Volksteile beschränkt hatte. ... Als Hitler am 3. September 1939 die Kriegserklärung Englands erhielt, fragte er nach längerem Schweigen: "Was sollen wir denn nun machen?"

Volk oder Führer

Das Volk verehrte ihn als den Menschen, der von unten kam, der den "kleinen Mann" liebte und sich im Dienst für das Volk verzehrte. ... Man hörte von seiner persönlichen Einfachheit, die wohlthuend vom Protzentum neureicher Bonzen abstach. ... Er erschien als der schlichte Kämpfer für das höchste Ziel. ... In einem unbewachten Augenblick hat er sich selbst einmal den größten Schauspieler Europas genannt; ... was er in den Auftritten seines Lebens darstellte, war mit wechselndem Gesicht gespielt, wie es der Augenblick, die Laune oder die Lage ihm eingaben. Auch die Rolle, in der er vor das Volk trat, war einstudiert. ...

Sicherlich hat das Böse im Laufe der Jahre immer mehr Gewalt über ihn gewonnen. Schon der Hitler von 1939 war nicht mehr der Mann des Anfangs. Sechs Jahre der Alleinherrschaft mit ihren gefährlichen Rückwirkungen blieben nicht ohne Einfluß. ... Der Hitler von 1945 war wieder ein anderer als der des Kriegsbegins. Alle Schicksalsschläge konnten ihn nicht auflockern oder erweichen, sie verhärteten ihn nur. ... Er hatte keine Lust mehr, die Rolle zu mimen, die einst Gläubige .. bezwang, und hatte genug zu tun, das tägliche Schauspiel des Uner-schütterlichen, der an den Endsieg glaubte, für andere - und sich selbst - überzeugend aufzuführen. ...

In seinem Schlußbericht als Botschafter beschrieb François-Foncet 1939 seinen Abschiedsbesuch auf dem Obersalzberg und einen langen Monolog Hitlers: "Wenn Geile und Irrsinn dicht beieinander wohnen, ist hier die Grenze zum Irrsinn sicherlich überschritten. ..." Jedenfalls wucherten die Anlagen, die stets in ihm vorhanden waren, in eine Hypertrophie. Die Härte wurde zur Erbarmungslosigkeit, mit der er ganze Bevölkerungsteile ausrottete, die Grausamkeit zum Sadismus, der qualvolle Methoden für die Beseitigung des Gegners erfand, die Ichsucht zur Monomanie. ... Schließlich verstieg sich sein Eigenwahn zu dem schrecklichen Wort, das Speer in den Widerstand trieb: "Wenn das Volk mir nicht den Sieg erringt, soll es untergehen. ..." Vom Lebensraum für Deutschland war keine Rede mehr, nur noch von der Glorie des Tyrannen. ... Der Mangel an Demut verführte ihn, sich ins Grenzenlose zu verlieren und mit Knechtsseelen zu umgeben. Er ließ zu, daß seine Anhänger ihn und das Volk identifizierten. ... Was im Anfang seiner Herrschaft in Deutschland erreicht wurde, war sein Verdienst, aber das gräßlichste Unheil, das Deutschland je trug, erwuchs aus seiner Schuld. Die Schuld verzehrte das Verdienst. Keine Legende wird sich an seinen Namen heften.

- 269 -

11. Kapitel

Der engste Kreis

Der große Versager: Hermann Göring

Er gehörte nicht zur Spezies des Spießers, dessen Aufstand Hitlers Werk war. Er war kein Theoretiker wie Rosenberg, kein Revolutionär wie Goebbels. Von der gut bürgerlichen Atmosphäre, aus der er kam, und vom Offiziersstand, in dessen Ehrauffassung er gelebt hatte, brachte er eine Lebensart mit, die nicht durchweg in Einklang war mit der Welt der NSDAP. ... Es lag etwas Jungenhaftes in der Bonhommie, durch die er "Freund und Feind" bei der ersten Begegnung für sich einnahm;... die Gutmütigkeit, mit der er anderen kleine Freuden zu machen versuchte, gewann ihm jenes lächelnde Gefallen, das die menschlichen Schwächen eines "großen Mannes" nachsichtig aufnimmt. Die Genießerfreude des Belebten verdeckte dem, der Göring nicht kannte, seine andere Seite: eine Rücksichtslosigkeit, die bis zur Brutalität gehen konnte. ... Er führte in Berlin die "Säuberungsaktion" des 30. Juni 1934 durch und hatte eine Todesliste, auf der Namen standen, die nur von einem robusten Gewissen mit dem Putsch in Zusammenhang gebracht werden konnten. ...

Er war einer der wenigen Männer der "Elite", die unter vier Augen vernünftigen Argumenten zugänglich waren. Es kam nur darauf an, ob er einen guten Tag hatte. In seinen Launen war er unberechenbar. Hatte man Glück, dann nahm er auch eine Kritik an seiner Person ruhig auf. Als er einmal mit mir über Schacht sprach und darüber klagte, daß dieser ein schrecklicher Egoist sei und so fürchtbar lüge, nahm er es nicht übel, daß ich sagte, das seien genau die Vorwürfe, die Schacht ihm mache. ... Göring hatte die Einsicht, den Einfluß, gelegentlich selbst den guten Willen. ... Er hatte Sinn für das Anständige, wo es ihm entgegentrat. ... Er führte ein einwandfreies Familienleben. ... Selbst an Begabung fehlte es ihm nicht. ... Aber die Energie hielt nicht stand, sie

war nur ein Strochfeuer, das nach kurzem Aufflackern jämmerlich zusammensank. ...

Göring traute sich viel zu, enttäuschte aber alle Erwartungen. .. Am verhängnisvollsten zeigte sich das Mißverhältnis zwischen Ziel und Leistung, Versprechen und Erfüllung in seinem Kampf gegen die revolutionäre Entwicklung. ... Er hat selbst den Grund für sein Versagen angegeben, wenn er sich großsprecherisch einen "Renaissance-Menschen" nannte, dem man Raum zum Sich-Ausleben geben müsse und nicht Philistermaß anlegen dürfe. Sein üppiges Leben, die übertriebene Jagdpassion, die Sammelwut füllten seine Tage aus. ... Immer mehr entfernte er sich von den eigenen Anfängen. Der Appell an sein besseres ICH wurde ihm unbequem; Ratgeber zum Guten ... schaltete er aus. Er sah wohl die Charaktermängel seiner "höfischen" Günstlinge, aber ... beließ sie in ihrer Stellung. Görings Schuld ist die des Unterlassens gegen Besseres Wissen. Energisches Handeln hätte ihm die Laufbahn gefährdet. So wurde er der große Versager, ein neuer "brillant failure" der deutschen Politik.

Der teuflische Intellekt: Joseph Goebbels

Keine der Größen des Dritten Reichs besaß eine so schneidend scharfe Intelligenz, bei keiner waren die Gemütskräfte so sehr durch eine Logik verdrängt, die an sich selbst Genüge fand. Er war einer der wenigen Deutschen, die über jene blendende Prägnanz der Formulierung verfügten, wie sie dem skandinavischen Charakter eigen ist. ... Er war politischer Bohemien, dem es vor der Behaglichkeit geordneter Zeiten graute. ... Wie Richards III. Buckel und Wilhelms II. verkrüppelter Arm deren Charakter mitbestimmten, so hatte Goebbels' Klumpfuß Anteil an seiner Charakterbildung. Das Minderwertigkeitsgefühl, das die Mißgestalt hervorrief, übertönte er durch Erfolge, die er durch den Geist errang. ... Er neigte auch dazu, sich seiner Erfolge bei den Frauen ungeniert zu rühmen. ...

Dieser Mann ... träute sich zu, ein eigenes Reich zu schaffen, in dem er unumschränkt gebot. Durch die Beherrschung der öffentlichen Meinung wollte er die Seele des deutschen Volkes regieren. Dazu schuf er sich einen Apparat, der in seiner lückenlosen Zweckmäßigkeit ein Meisterstück war. Er gab die Parolen für die Presse aus. Er setzte die Programme für den Rundfunk fest; er bestimmte die Filmstoffe und den Inhalt der Wochenschauen in den Kinos. So hörte und sah der Deutsche nur noch, was Goebbels ihn hören und sehen lassen wollte. ... Goebbels bezeichnete es als einen der wichtigsten Grundsätze des Propagandisten, daß auf die Dauer die Lüge die dümmste und wirkungsloseste Form der "Volksaufklärung" sei. ... Die Kunst sei nur, das Gewand zu finden, in das man die Wahrheit kleide. ... Er traute sich zu, mit der unheimlichen Gewalt seiner Sophistik am Sarge der gemordeten Wahrheit um das Vertrauen des Volkes werben zu können. Er vermied auch, wo es irgend ging, eine nackte Lüge zu verbreiten. An seinen Nachrichten und Erklärungen war immer etwas Wahres. Diesen Wahrheitskern verhüllte er mit allen Schleiern der Deutung. ... Darüber hinaus bediente er sich des Kunstgriffs der Umwertung aller Begriffe. ... Nur Menschen mit feinem Genör erkannten die Lüge und verschlossen sich ihr. ...

Die höchste Stufe seiner Wirkung erklomm Goebbels im Kriege, als er, schon auf verlorenem Posten fechtend, wöchentlich seine aufküttelnden Kommentare im "Reich" veröffentlichte, in denen er ... in dem niedergeschlagenen Volk den "Glauben an den Endsieg" lebendig zu halten versuchte. Hier war die Kunst der Halbwahrheit und der Begriffsverfälschung zur Meisterschaft entwickelt. ... Aber hinter der Maske der Zuversicht, die er bis zuletzt zur Schau trug, bereitete sein verstiegener Geist die Krönung des Propagandawerks, den dramatischen Untergang in der brennenden Hauptstadt, vor mit dem Ziel, durch die heroische Legende über den Tod hinaus auf die Massen und die Geschichte zu wirken. ... Sein und Hitlers Tod sollte das Fanal sein, welches das Volk aufblicken und

erschrecken ließ. Aber das Volk erschrak nur darüber, daß es zwölf Jahre lang zu diesem Ausbund des Unmenschlichen aufgeblickt hatte.

Der Lehrling als Außenminister: Joachim von Ribbentrop

Ribbentrop ging der behende Geist eines Goebbels ab. ... Zur Leitung einer großen Behörde war er nicht geeignet, am wenigsten zur Führung des Amtes, dem die Beziehungen zu fremden Völkern oblagen; es sei denn, daß man die Neigung mancher Angehöriger des Auswärtigen Dienstes als eine Empfehlung ansieht: sich mehr zu dünken als ihre Brüder. Diese Eigenschaft besaß Ribbentrop in einem Ausmaß, das den Durchschnitt weit übertraf. ... Eine seiner wenigen lobenswerten Eigenschaften war ein unermüdlicher Fleiß. Er kannte keine Muße; er war immer im Dienst und ständig in Arbeit. Er vertiefte sich in alle Akten bis in die kleinsten Kleinigkeiten. ... Die gleiche Sorgfalt widmete Ribbentrop auch der Vorbereitung der Besuche prominenter Gäste. ...

Die Herren des Auswärtigen Amtes lehnten den "Sektreisenden" ab. ... Je deutlicher Ribbentrop die versteckte Ablehnung ... spürte, um so mehr sah er sich veranlaßt, die Miene des ... in die Ferne schauenden Staatsmanns anzulegen. Legte er sie einmal ab, so kam ein harmloser Mensch zum Vorschein, der als Privatmann, vor allem in seiner Familie, durchaus sympathische Seiten zeigte. Sein Unglück war, daß es ihn in die Politik lockte. ... Als er bei den alten Parteigenossen die Abneigung gegen den Neuling spürte, wurde er einer der Übereifrigen. ... So achteten er und seine Frau pedantisch auf die Übung des in allen Lebenslagen zu erweisenden Deutschen Grußes, mit dem er auch den englischen König bei seiner Antrittsaudienz als Botschafter begrüßte. ... Sein strengfeierliches und humorloses Wesen konnte in England keinen Anklang finden. ... Ribbentrop meinte, auf die Dauer imponiere dem Engländer nur die Macht. Ein gutes Verhältnis erreichte man nur durch

forsches Auftreten. ... Aus einzelnen Vorgängen ... schloß er, daß die Spannkraft des englischen Volkes nachzulassen beginne. Er glaubte an eine fortschreitende Dekadenz. ...

Er hat Hitler, der die Psyche fremder Völker nicht kannte, falsch beraten. ... Ribbentrop schlug dem Führer gerade die Politik als gefahrlos vor, die Hitler selbst einzuschlagen wünschte. ... Hitler gefiel es, als außenpolitischen Berater einen Mann zu haben, der ihm die Bestätigung gab, daß die Früchte in des Nachbarn Garten reif und leicht herunterzuholen seien. Es war seine Politik, die er treiben wollte, für sie brauchte er keinen selbständigen Außenminister, höchstens einen Sekretär, wie Ribbentrop im Nürnberger Prozeß seine Stellung selbst bezeichnete. ... Ribbentrop war Hitler bedingungslos ergeben. ... Seine Außenpolitik, wenn man überhaupt bei ihm von einer eigenen Politik sprechen will, war ohne Grundsatz. Es ist sein Unglück gewesen, daß er kein Format besaß. Über die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen konnte er nur den Brückenbogen der Eitelkeit spannen.

Der bescheidene Stellvertreter: Rudolf Hess

Rudolf Hess ... war der Gegenpol von Joseph Goebbels; der Intellekt war seine schwache Seite, dafür pflegte er, als einziger Asket der Führerschicht, den Kult der Bescheidenheit. Von der breit ausladenden Art Görings war er ebenso weit entfernt wie von Himmlers düsterem Fanatismus. Ribbentrops Arroganz stieß ihn ab. ... Im Kreis der lauten, mit Superlativen um sich werfenden Gefährten wirkte sein schlichtes Wesen wohlthuend. ... Hess war Hitler grenzenlos ergeben, er brachte ihm ein blindes Vertrauen entgegen. Er fühlte sich als Herold des Führers und daher verpflichtet, die eigene Persönlichkeit ganz hinter dessen Gestalt verschwinden zu lassen ... so ließ er auch an der Stelle, die seine Gefolgsleute zusammenhalten und ausrichten sollte, nicht ein Gravitätszentrum, sondern ein Vakuum entstehen. ... Hess fühlte

die Verantwortung, die ihm auferlegt war, aber er besaß weder das Können noch die Tatkraft, die sein Amt verlangten. ... Die Erkenntnis der eigenen Grenzen hinderte ihn, gegen Narretei und Unsauberkeit in der Partei so vorzugehen, wie sein Gefühl es ihm gebot.

In allem, was die oberste Parteiführung und die Gauleiter anging, war Hess von Hitler abhängig. Selbständig war er nur in der Verfügung über die "kleinen Hitler", die Kreisleiter und die mittleren Amtsleiter. Gegen ihre "Lumpereien" vorzugehen, während er bei Hitler gegen die Gauleiter nichts erreichte, die kleinen Diebe zu hängen und die großen laufen zu lassen, widerstrebte seiner Natur. ... Er litt darunter, fand aber keinen Ausweg. Nur in der soldatischen Welt fühlte er sich wohl. War er an der Front, dann ging der wortkarge Mann aus sich heraus, dann fielen alle Fesseln ab, die ihn sonst bänden. ... Auch sein Entschluß, nach England zu fliegen, hatte eine Wurzel in dem Drang zur soldatischen Bewährung. Der Flug glückte zwar, aber der politische Erfolg blieb aus, wie es nicht anders sein konnte. Hess' Leben blieb in der Flaute der Tatenlosigkeit. ...

Die Eminenz der Halbbildung: Martin Bormann

Dieser Mann ... teilte mit seinem Vorgänger (Hess) die Abneigung gegen anspruchsvolles Auftreten, gegen Publizität und "Chefbesprechungen". ... Sonst aber hatten sie nichts gemein. Bei Bormann war keine Traumseligkeit zu spüren, er besaß eine robuste Diesseitigkeit, eine handfeste Lust zu Intrigen, wie sie selbst in diesen intrigenreichen Kreisen ungewöhnlich war, einen Wirkungstrieb, wie man ihn nur bei Himmler finden konnte, dem er auch in der Geringschätzung des Menschenlebens glich, und eine Mißachtung der Wahrheit, um die ihn in ihrer Bedenkenlosigkeit selbst ein Goebbels beneiden mußte. Er war aus derberem Holze geschnitzt als Hess; er ließ die Zügel der Parteiführung nicht am Boden schleifen, sondern führte die Gauleiter an der Kandare. ... Die Grundlage seines

Einflusses bei Hitler legte er durch seinen ungeheuren Fleiß. Ihm verdankte er die umfassende Kenntnis in allen Bezirken des Parteiwesens und allmählich auch in der staatlichen Verwaltung. ... So machte er sich unentbehrlich, wurde durch seine Stellung beim Führer gefürchtet - keiner seiner Parteigenossen liebte diesen Mann - und war selbstverständlich der Nachfolger von Hess. ...

Das Regiment über die Partei führte er mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit in allen Fragen der "Weltanschauung". ... In ihm wirkten die stauischen Kräfte der mittelalterlichen Inquisition: die Ketzerriocherei, die Intoleranz, der unversöhnliche Gewissenszwang. ... So geriet er vor allem in die Auseinandersetzung mit den christlichen Kirchen. Auch als Hitler im Kriege Befehle hatte, die Maßnahmen gegen die Kirchen zurückzustellen, ließ Bormann in seinem Kampf nicht nach. ... Der Aktivist Bormann ließ sich auch während des Krieges von seinem unversöhnlichen fanatischen Haß gegen die Juden nicht abbringen. Er war einer der Hauptansteller der "Ausmerzungen", der sogenannten "Endlösung" ... Nun (im April 1945, nach Görings "Verrat") ordnete Bormann die Erschießung aller an diesem "Hochverrat" beteiligten Personen an. ... Nicht nur Göring sollte die Todesstrafe treffen. Es sollten alle mit verderben, die Bormann in den Weg getreten waren oder die sich jetzt weigerten, jenen Götterdämmerungstod zu sterben, an dem sich in guten Tagen die Spießromantik der Hitlerclique entzündet hatte. So wurde Todesbefehl auf Todesbefehl aus dem Bunker in das Land gejagt. ... Die Urteile klangen nach der Phraseologie der großen Revolutionstribunale. Der vollendete Wahnsinn wurde Methode. ... Nach einer Szene des Blutrausches schloß sich der Vorhang über Martin Bormann's Dasein. In den letzten Kämpfen um die Mitte von Berlin verliert sich zwischen den ausbrechenden Panzern, den Sprengtrichtern der Granaten und den aufgerissenen Geleisen der Stadtbahn die Fluchtspur seines "lebensgesetzlichen Lebens".

Der Methodiker des Schreckens: Heinrich Himmler

Der schwedische Graf Bernadotte, mit dem der Reichsführer der SS im April 1945 wegen der Einstellung des Kampfes heimlich verhandelte, ... nannte Himmler den Mann mit den zwei Gesichtern. Himmler hatte keine noblen Passionen und keine hohen Bankkonten, in der Anspruchslosigkeit für seine Person war er Hitler ähnlich. Doch wie dieser liebte er die Macht und die Gewalt. Er wollte Hitlers Nachfolger werden, aber schon zu seinen Lebzeiten eine unangreifbare Machtstellung gewinnen. ... Der erste Schritt dazu war die Aufstellung der SS, mit der er sich für die Sicherheit des Führers unentbehrlich machte. ... In dem Reiche Himmlers herrschte nur das Gesetz des Staatsnutzens. ihm diente er mit einem kalten Fanatismus, dem Moral und Menschlichkeit fremde Begriffe waren und das Einzelleben nichts bedeutete. Im Bishauch dieses Reiches konnte die Liebe nicht gedeihen, verhüllte die Gerechtigkeit ihr Haupt. ... Das Gesetz der Staatsraison bestimmte Himmlers Verhalten gegenüber allen seinen Staatsfeinden. Er zögerte keinen Augenblick, an menschlichen Objekten medizinische Versuche anstellen zu lassen. ... Millionen Insassen von Konzentrationslagern wurden auf seinen ausdrücklichen Befehl getötet. ... Wenn das Staatswohl es nach seiner Meinung erforderte, ließ er Geständnisse durch Foltern erpressen und bestialische Strafen als Mittel der Abschreckung verhängen. ...

Zwei verschiedene Atmosphären existierten dicht beieinander: das düstere Reich der Gestapo, mit seiner von Blut und Grauen geschwängerten Luft, und das Reich einer neuen Elite. Der Himmler, der hier herrschte, hatte ein anderes Gesicht als jener Lenker des NS-Internos. Deutschland ... Brauchte einen neuen Adel. Die SA mit ihren Schreibern und Schlägern, die Partei mit ihren Monzen, Arisierern und Korrupsionsgrößen, die Arbeitsfront mit ihren verkappten "Bolschewiken" schufen ihn nicht. Ein "Orden" sollte die Lücke füllen. Bewußt knüpfte

Himmler an die Ritterorden des Mittelalters an. Der Orden der SS sollte die Idee einer neuen Elite verwirklichen. ... Hier herrschte ein Korpsgeist wie in keinem anderen Verband, eine knappe markige Sprache, die nicht in Superlativen und kunstvollen Perioden schwelgte. Sie hatte einen Ton, in dem von Treue und Ehre die Rede war und die von Soldaten verstanden wurde. ... Es waren weder geistig noch charakterlich Minderwertige, die von den Schulen, aus der Armee, aus dem Stamm der alten Frontsoldaten sich um das neue Banner scharten. Es war ihr Unglück, daß sie mit dem "Reich der Gewalt" durch eine gemeinsame Spitze verbunden waren. Himmler ... konnte wohl als Organisator den neuen Orden aufziehen, aber er mußte versagen, als es galt, seinen Männern vorzuleben, wie er später schmetterte, als es galt, für sie zu sterben. ...

Als Student hat Himmler nichts gezeigt, was ihn über den Durchschnitt herausragen ließ. Keiner hätte ihm eine große Zukunft vorausgesagt. Seine Stunde kam erst, als die Eigenschaften hoch im Kurse standen, die ihn kennzeichneten: Willenshärte und Fanatismus. Hitler wußte, weshalb er dem Renegaten den Sicherheitsdienst übertrug. Der Sohn des frommen Professors (des bayrischen Prinzenenerziehers) war dem Vater darin gleich, daß er ein methodischer Pädagoge war. Hitler konnte seine politische "Müllabfuhr" keinem geeigneteren Mann übertragen, als dem, der eine Organisation des Schreckens pedantisch aufzog und weder Gnade noch Reue kannte. ... Nun (nach Himmlers Entlassung durch Dönitz 1945) war Himmler vor die letzte Entscheidung gestellt: sollte er Selbstmord begehen, untertauchen oder sich freiwillig melden, um für alles, was die SS getan hatte, die persönliche Verantwortung zu übernehmen? ... Himmler konnte sich nicht entschließen. Er verkroch sich und nahm, als er aufgegriffen wurde, Gift. So blieb nichts als das Bild eines Feiglings, der die Hunderttausende, die er betrogen, mißbraucht oder verführt hatte, in der Verantwortung allein ließ.

12. Kapitel

Geistige Auseinandersetzungen

Der ehrliche Makler im Kirchenkampf: Hans Kerrl

Als mit der "Verreichlichung" das preußische Justizministerium aufgelöst wurde, vertraute man Kerrl (dem bisherigen Justizminister) Aufgaben an, die nach Hitlers Vorliebe für Sonderbevollmächtigte aus der alten Verwaltung abgedondert wurden. Eine solche Aufgabe war die Raumordnung. Die zweite ... war die Kirchenpolitik. ... Kerrl wurde Minister für "Raum und Ewigkeit". So nannte man im Scherz sein heterogenes Ministerium, das die Raumordnung und Religion vereinigte. Als Kirchenminister konnte Kerrl seiner Hauptleidenschaft nachgehen. Er war ein ehrlich überzeugter evangelischer Christ und hatte sich durch unablässiges Selbststudium zu einem Kenner aller Schriften Luthers gemacht; er war sogar tief in die alten Kirchenväter eingedrungen, hatte eine erstaunliche theologische Belesenheit erworben und sich hieraus ein eigenes Glaubenssystem errichtet. Mit dem Stolz des Autodidakten liebte er, dieses System ständig zu verkünden. ... Der Kern seiner Theologie lag darin, daß er das Ergebnis des Konzils von Nicäa vom Jahre 325 anfocht. ... Kerrl war Arianer, dem die Gottähnlichkeit, nicht die Gottgleichheit Christi im Mittelpunkt seines primitiven Christentums stand. Dieser Kirchenminister hatte für die Kirchen Verständnis, ... aber er verdarb sich den Einfluß auf die Kirchen immer wieder durch die eigene Theologie. Als "Theologe" wurde Kerrl von den Kirchen, als Christ von der Partei angegriffen. ... Kerrl war im Kirchenkampf zum Uhu vor der Krähenhütte geworden, auf den alle stießen, die schwarzen Krähen wie die braunen Raubvögel.

Kerrl ... wollte die Partei und die Kirche zusammenbringen und wurde von beiden in die Zange genommen. Keiner der Naziführer wurde von der Bekenntniskirche mit solcher Heftigkeit bekämpft, wie gerade dieser Mann, der von allen der kirchen-

Freundlichste war. Von den Unentwegten in der Partei wurde er mit Spott überschüttet, von Hitler immer seltener empfangen. ... Der ursprünglich in seiner Selbstsicherheit so fröhliche Mann litt immer stärker unter der Last der Aufgabe, mit der er nicht fertig wurde und unter dem Konflikt, den er nicht hätte lösen können. ... Als ich Kerrl 1941 kurz vor seinem Tode zum letzten Male sah, sagte er, das deutsche Volk müsse noch durch schwere Niederlagen und Leiden hindurchgehen, bis es das gelernt hätte, worauf es allein ankommt: den Weg zu Gott zu finden.

Der Theoretiker der Herrenrasse: Alfred Rosenberg

Rosenberg hat durch sein Dogma von der Herrenrasse die latente Bereitschaft des deutschen Volkes zur Selbstüberhebung geweckt und verheerende Wirkungen hervorgerufen. ... Die Deutschen liebten es von jeher, ihr Land als den geistigen Mittelpunkt der Welt anzusehen. ... Diesem Wesenszug kam die neue Lehre entgegen; je weniger einer wirklich "Herr" war, desto selbstbewußter vertrat er sie. Der Spießbürger hatte es nun schwarz auf weiß, daß er ein "Übermensch" sei. Er verdrängte die heimlichen Komplexe, indem er die Nase höher trug. ... Rosenberg war von seiner weltanschaulichen Mission durchdrungen. ... Doch ihm fehlte das innere Feuer, das die Meinungen entzündet und die Gemüter mitreißt. Er war kein Demagoge, der wie Hitler und Goebbels die Massen in Trance versetzen konnte. Seine Reden, die er in dozierendem Tone vortrug, waren trocken, seine Schriften schulmeisterlich, humorlos und in ihrer apodiktischen Sicherheit herausfordernd. ... Rosenberg war Balten-deutscher. ... Seine Gegner behaupteten aber, seine Familie habe französischen und estnischen Bluteinschlag gehabt. Darin läge nach Rosenbergs eigenen Theorien eine Erklärung für die Übersteigerung seines Herrenstandpunkts; auch das Gedrückte und Unfreie, das ihm anhaftete, fände darin eine Deutung.

Der "Mythos des 20. Jahrhunderts" enthielt seine "Gesichte". Die Wirkung entsprach nicht seiner Erwartung ... den Mythos las man nicht, aber man lobte ihn und entnahm ihm die Argumente gegen das Christentum. Das wollte Rosenberg im Grunde nicht. ... Er wollte eine geistige Welt durch Geist, nicht durch Gewalt überwinden. Er hat das auch gelegentlich ausgesprochen, aber sich niemals entschieden gegen die Gewalt verwahrt. ... Rosenberg hat bei Hitler Einwendungen (gegen die Rassenpolitik) erhoben, unterlag aber dessen Gewalttätigkeit, die der Koch'schen (des Reichskommissars in der Ukraine) Linie zuneigte. Das Feuer des Härrentums, das er entfacht hatte, fraß seinen Meister. ... Die Rassenlehre und der Herrenstandpunkt waren auch die Rüstkammer, aus denen die Waffen gegen die Juden hervorgeholt wurden. Auch hier hat ihr Schmied den Gebrauch nicht gebilligt, den die Landsknechte von ihnen machten. ... Rosenberg hat den furchtbaren Massenmord an den Juden nicht propagiert. Aber es ist nichts davon bekannt worden, daß er sich je bei Hitler gegen dieses Verbrechen stemmte. ... Er wurde mitschuldig dadurch, daß er den Brand, den seine Rassenlehre entzündete und der schließlich, auch wenn er es nicht gewollt hat, in den Verbrennungsöfen des Ostens endete, nicht schon im Keime erstickt hat. ... Rosenberg gehörte nicht zu der verderbten Elite. ... Ihm konnten in seinem Privatleben nicht die Vorwürfe gemacht werden, die sich gegen viele andere Parteigrößen richteten. Er blieb frei von der Seuche der Verschwendung und der Korruption. ... Daß er in den schwelenden Herd unserer Zeit eine Brandfackel warf, war die historische Schuld, für die er in Nürnberg büßte.

Der Rassenkampf der Minderwertigen: Julius Streicher

Der fränkische Volksschullehrer Julius Streicher war ein Sadist, der am Quälen Freude hatte und es selbst als Gauleiter nicht unter seiner Würde hielt, in den Gefängnissen politische Gegner oder Rassengegner mit der Reitpeitsche zu züchtigen. Er war in seinem Triebleben entartet, eine Sammlung porno-

graphischer Werke zeugte davon. ... Dieser geistig und charakterlich minderwertige Mann hat durch den von ihm herausgegebenen "Stürmer", der in einer Auflage von über einer halben Million verbreitet wurde, einen Einfluß in Deutschland ausgeübt, der nur mit der Goebbels'schen Propaganda verglichen werden kann. ... Rosenbergs Verlautbarungen fanden nicht viele Leser. Der "Stürmer", der die Wiederbelebung des Antisemitismus ausnützte, Öl ins Feuer goß und jahrelang eine ununterbrochene Hetze betrieb, wurde verschlungen. Er wurde amtlich gefördert und mußte in "Stürmerkästen" ... ausgehängt werden. Nur wenige Stellen hatten den Mut, sich schon aus Reinlichkeitsbedürfnis diesem Zwang zu entziehen. ... Die Judenfrage war einer der Punkte, über die mit Hitler nicht zu sprechen war. ... Deshalb hielt er Streicher auch gegen die Angriffe aus der eigenen Partei die Stange. ... An Streichers schmutzigen Händen klebte das Blut von Millionen; in furchtbarer Vergeltung ist es wieder über das Volk gekommen, das einst voll geheimer Lust, Neugier oder stillem Abscheu vor den Pamphleten des Verbrechers gestanden hat.

Der braune Kollektivist: Robert Ley

Ley besaß eine Vorliebe für den Alkohol. Die chronische Heiserkeit, die er sich dadurch zugezogen hatte, und das Stottern, das ihn in Augenblicken der Erregung überfiel, stellten die Zuhörer bei den langen Reden, die er mit großem Aufgebot von Lungenkraft und Leidenschaft hielt, auf eine harte Geduldsprobe. ... Sein Privatleben erregte selbst bei Parteigenossen mit weitem Gewissen Ärger. ... Von Hitler ließ er sich eine Dotation von 1 Million Reichsmark geben, wurde Großgrundbesitzer und ließ sein Gut nach dem Grundsätzen biologisch-dynamischer Bodenbehandlung bewirtschaften. Den hohen Erträgen ... half allerdings ein Inspektor mit kräftigen Zutaten des verpönten künstlichen Düngers nach. Diesen Mann betraute Hitler mit der Lösung der sozialen Frage durch einen "deutschen Sozialismus". ... Auf zwei

Eigenschaften Robert Leys gründete Hitler seine Wahl: er besaß Organisationstalent ... und er war ein sozialer Revolutionär, ... Leys Wirken ging von ursprünglich gesunden Überlegungen aus. ... Mit "Kraft durch Freude" waren überlautes Getöse und unschöne Nebenwirkungen verbunden, aber vielen Teilnehmern blieben die Fahrten in bleibender Erinnerung. ... Die Arbeitsfront wurde durch den Gewaltakt der Zerschlagung der Gewerkschaften ... errichtet, aber ihre praktischen Pläne erschienen zunächst als ein beachtlicher Beitrag zur Sozialpolitik. ... So verlangte er eine allgemeine Altersversorgung an Stelle der Invaliditäts- und Altersversicherung. Ein "Gesundheitswerk" sollte dem deutschen Volk eine kostenlose ärztliche Behandlung bringen. ... Durch die Akademie des Bauwesens erwarb sich Ley Verdienste um die Normalisierung und Typisierung der Baustoffe und -methoden.

Aber ... wie in seinem persönlichen Leben blieb er in seinen sozialen Plänen dem Grobmateriellen verhaftet. Er war der Mann der Verfassung und des Kollektivs. Er überließ die Erholung nicht dem individuellen Geschmack, sondern erfand die "Freude durch Zwang". ... So wurde im Ley'schen Zukunftsbereich .. für die Menschen gesorgt, von der Wiege bis zur Bahre, nur für ihn originales Leben blieb ihnen weder Zeit noch Raum..., an die Stelle der Freiheit trat eine öde Gleichmacherei. An Ley völlig lag das geschichtliche Gerichte, daß er dem Bolschewismus innerlich verfiel, den er äußerlich bezwungen zu haben glaubte. ... Ley war der Ochsenfrosch der Partei. Er hatte sich derart aufgepumpt und ließ eine so gewaltige Stimme ertönen, daß man glauben sollte, er sei ein großes Tier. Als er nach dem Zusammenbruch zu seiner natürlichen Größe zusammengeschrumpft war, blieb ein kleiner Mensch übrig. ...

- 283 -

13. Kapitel

Die Generalität zwischen Widerstand und Gehorsam
Der letzte Nachfahr Moltkes: Ludwig Beck

Er schien für die Stellung, der die großen Persönlichkeiten Moltkes und Schlieffens etwas Legendäres verliehen hatten, vorbestimmt zu sein. Mit der gebeugten Haltung und dem schmalen, gefürchten Gesicht war er dem alten Moltke auffallend ähnlich. ... Das "mehr sein als scheinen" ... erfüllte der erste Chef des Generalstabs im wiedererstandenen Heer in vollkommener Weise. ... Wie einst Schlieffen war er in seiner Generation der einzige, dem man Genie zuerkannte. Doch hatte er nicht die ironische Schärfe des Cannä-Dogmatikers. Er besaß auch nicht dessen entschlossene Einseitigkeit. Er war ein geistiger Typ, dem das "Nur-Soldat-Sein" nicht genügte. ... Doch ... war er bei allem Bewußtsein seines Wertes eher geneigt, hinter Männern stärkerer Vitalität zurückzutreten. ... Beck hatte die undankbare Aufgabe, bei allen außenpolitischen Schachzügen, mit denen Hitler von 1935 an die Welt in Atem hielt, die warnende Stimme des unbequemen Mahners erheben zu müssen. ... Er verlangte nicht Einfluß auf die Außenpolitik, wohl aber forderte er die Beteiligung des Generalstabs, wenn über Krieg und Frieden entschieden wurde. ...

wenn und weil Beck die Verantwortung des Generalstabs so hoch bewertete, mußte er alles versuchen, sich bei Hitler persönlich Gehör zu verschaffen. Das war, wenn Hitler nicht wollte, nicht leicht. ... Aber gerade bei Hitler ersetzte eine Denkschrift, wenn er sie überhaupt las, nicht das gesprochene Wort. Sie konnte Becks Gewissen beruhigen, aber Hitler nicht beeinflussen. ... Becks bescheidenem, glasklarem Geist fehlte die Brücke zu Hitler, dem die Wahrheit ein Instrument, Objektivität ein "Fimmel" war. ... Beck hob in seinem Bericht (über den Besuch in Frankreich 1938) hervor, daß die Franzosen militärisch einen Vorsprung hätten, den Deutschland in Jahren nicht aufzuholen vermöchte. Hitlers Frage, ob Beck wirklich

glaube, daß zur Zeit die französische Armee der deutschen überlegen sei, bejahte Beck und gebrauchte dabei die Worte, die französische Armee würde im Kriegsfall die deutsche "durch Sonne, Mond und Sterne jagen". ... Wenn er Hitler dadurch beeinflussen und von Kriegsabsichten abbringen wollte, konnte er keine ungeeignere Form finden. Die einzige Folge dieses Gesprächs war der Entschluß des Führers, sich von diesem Generalstabschef zu trennen. ... Sein Gewissen zwang ihn, dem eigenen Grundsatz zuwider an die Spitze der Widerstandsbe-
wegung zu treten, als er mit steigender Bitterkeit sah, daß politische und militärische Fehler das Werk, an dem er mitgearbeitet hatte, zu zerstören und Deutschland in den Untergang zu treiben drohten. Daß diese Bitterkeit ihn im tiefsten Herzen ergriff, dafür zeugte seine Teilnahme an dem gerade seiner Art fernliegenden Attentat des 20. Juli. ... Beck war für den Fall, daß das Attentat gelang, als Reichspräsident vorgesehen. Als das Mißlingen feststand, während die Verwe-
genen das Unmögliche noch zu erzwingen brachteten, die Nachdenklichen ratlos zu werden und die Lauen ihre Haut in Sicherheit zu bringen begannen, setzte er seinem Leben ein Ende, um nicht den Schergen Hitlers in die Hand geliefert zu werden.

Der Parteigeneral: Werner von Blomberg

Der schlanke Mann mit dem hohen Wuchs, dem kleinen Kopf und den frischen Augen ... hatte in seinem Wesen, das Entgegenkommen und Würde verband, auf den ersten Blick etwas zugleich Gewinnendes und Imponierendes. Er hatte sich im Weltkrieg als Generalstabsoffizier den "Pour le mérite" erworben; er war unter Brüning als für schwierige Verhandlungen besonders geeignet auf die Abrüstungskonferenz nach Genf geschickt worden. Es mußte also etwas an diesem General sein. ... Blomberg hat Hitler in Treue und rückhaltlosem Vertrauen gedient und Hitler, der in ihm die Brücke zur Armee sah, hat ihm mit gleichem Vertrauen erwidert. ... Er hatte durch seine Stellung ... die

einzigartige Möglichkeit, der Anwalt der Vernunft und des Rechts zu sein. Das war auch die historische und moralische Verpflichtung, die ihm oblag. ... Aber Blomberg war nicht Persönlichkeit genug, um sich neben Hitler behaupten zu können. Es gebrach ihm an der Festigkeit des Charakters, er unterlag vielen Einflüssen und daher auch der magischen Wirkung des Führers. ...

In einem Gegensatz zu Hitler geriet er erst, als er am 5. November 1937, dem Tag des "Hossbach-Protokolls", Hitlers Kriegspolitik widersprach. Da er an diesem Tage auch an Görings Vierjahresplan Kritik übte, verletzte er dessen Eitelkeit so sehr, daß dieser ... fortan auf Blombergs Sturz hinarbeitete. Die Heirat Blomberg im Februar 1938 spielte Göring den Trumpf in die Hände. ... Nicht in der Heiratsaffäre (über die anstößige Vergangenheit seiner Frau aufgeklärt, lehnte Blomberg ab, die Heirat anzufechten) liegt der eigentliche Fehler Blombergs, sondern darin, daß er, als ihn Hitler nach einem geeigneten Nachfolger fragte, anregte, Hitler selbst möge die Stellung des Reichskriegsministers übernehmen. Es sei in der Wehrmacht kein geeigneter Nachfolger vorhanden. ... Er spielte Hitler die ganze Nacht zu, die er als Reichskriegsminister in seiner Hand vereinigte. ... Damit fiel auch die Wehrmacht als Gewicht gegen die Diktaturpläne Hitlers weg.

Der Kämpfer ohne Tadel: Werner von Fritsch

Der federnde kleine Mann mit dem nicht wegzudenkenden Glas ... war ein Mann nach dem Herzen des Hoeres, das in Fritsch den Widerpart zu dem im Fahrwasser der Partei segelnden Reichswehrminister und dem Leiter des Ministeramts, dem tüchtigen, sportlichen, aber auch ehrgeizigen und politisch bedenkenlosen General von Reichenau erblickte. Dem Heer allein galt die Liebe und Fürsorge des Generals von Fritsch, der nicht Politiker war, nur Soldat, aber Soldat und Offizier im besten Sinn des Wortes, eine Kämpfernatur, die auf dem Schlachtfeld gelassen der Gefahr ins Auge blickte, aber auch im Frieden die

"Zivilcourage" aufbrachte und bewährte, die bei Generalen nicht seltener mangelt als bei Zivilisten. ... Zwischen ihm und Hitler gab es von Anfang an kein Vertrauen. ... Der Gegensatz brach aus, als Fritsch, an diesem Tage und in dieser Frage mit Blomberg einig, am 5. November 1937 sich offen gegen Hitlers Kriegspolitik aussprach.

Von diesem Augenblick an war Hitler entschlossen, den Mann, der ihm längst unbequem geworden war, aus seiner Stellung zu entlassen. Als im Januar 1938 Blomberg verabschiedet wurde, wäre Fritsch der gegebene Nachfolger gewesen. Das wollte Hitler vermeiden. ... Als Fritsch' Feinde jetzt ihre "Beweise" (die Aussage eines übelbeleumdeten Subjekts, der den General anormalen Neigungen bezichtigte) vorlegten, griff er mit Freuden zu. Das Ehrenwort des Generals galt ihm nichts. Hitler entließ Fritsch auf bloßen Verdacht hin. Auf Gürtners Veranlassung klärten zwei Reichsgerichtsräte die Hintergründe auf. .. Es lag eine "Verwechslung" des Generals mit einem Herrn von Frisch vor. Ein Offiziersgericht unter dem Vorsitz von Göring sprach den General frei von Schuld und Verdacht. Hitler "rehabilitierte" ihn durch die Ernennung zum Chef eines Regiments ... eine militärische Verwendung fand der Gestürzte nicht mehr. ... Die Fritsch-Krise brach der Generalität moralisch das Rückgrat. Daß ihr tapferster Vertreter zu Beginn des Krieges ... ohne ein Kommando an die Front ging und vor Warschau den Soldatentod fand, krönte sein Bild als das eines Soldaten ohne Tadel. Auf den Generalen blieb der Vorwurf haften, zugelassen zu haben, daß er einem Bubenstück zum Opfer fiel.

Der Oberbefehlshaber ohne Einfluß: Walter von Brauchitsch

Göring ... wollte, eifersüchtig auf seine Stellung als Oberbefehlshaber der Luftwaffe bedacht, keine überragende Persönlichkeit als Oberbefehlshaber des Heeres. Mündstedt, dessen militärische Autorität in militärischen Kreisen er kannte und

dessen Beliebtheit bei Hitler er fürchtete, erschien ihm zu gefährlich; mit dem "Kleinen" glaubte er eher fertig zu werden. Der kaum mittelgroße Brauchitsch, dessen militärische Straffheit durch die fast leichtathletisch gelockerten Bewegungen gemildert wurde, machte neben Görings Embonpoint und Großadmiral Raeders etwas faltiger Erscheinung eine gute Figur. ... Der neue Oberbefehlshaber glich seinem Vorgänger (Fritsch) in der Zähigkeit des Willens und der soldatischen Knappheit, die ein stiller Humor erhellte. ...

Nachdem das Reichskabinett jeden Einfluß verloren hätte (sagten ihm Warner), mußten die Männer auf die allgemeine Politik einzuwirken suchen, in deren Hand noch Macht (Hunderttausende von Soldaten) liege. Brauchitsch erwiderte ... er sei Soldat, nicht Politiker, er könne und wolle nur Soldat sein, eine andere Haltung widerspreche seiner Art, er fühle sich nicht befähigt, auf Gebieten, die über seinen Horizont hinausgingen, tätig zu werden. ... Im eigenen Aufgabenkreis hat er Hitler wiederholt mutig widersprochen. ... Doch entsprach es seiner Auffassung über Soldatenpflicht, daß er im August 1939 Oberbefehlshaber blieb, obwohl er den Krieg mißbilligte. Er sah nicht, daß die "rein soldatische" Auffassung, die sich den Weisungen der obersten politischen Leitung fügt, eine Grenze hat und daß dem Oberbefehlshaber die Verantwortung dafür zufällt, daß das ihm anvertraute Instrument, das Heer, nicht mißbraucht wird. Ein ungerechter Krieg ist der schlimmste Mißbrauch des Soldatentums. Hielt Brauchitsch den Krieg nicht für notwendig, mußte er zurücktreten. Er entschied sich anders. ...

Der Feldmarschall am Scheidewege: Erwin Rommel

Rommel war ein würdiger Nachfahr Old Shatterhands. Seine listenreiche Wendigkeit, die Begabung für Überraschungen, der schnelle Blick für die schwachen Punkte des Gegners, die er sich im spontanen Zugriff zunutze machte, das unbekümmerte

Draufgängertum, das waren die Elemente seines "taktischen Genies", das ihm im Bewegungskrieg in Afrika den großen Erfolg, bei den Gegnern den Beinamen "Wüstenfuchs" und in der Heimat den Feldherrnruhm eintrug. Von seinen Soldaten wurde er vergöttert, von den Offizieren mit einer Beimischung von Furcht verehrt, von den Mitarbeitern seines Stabes mit einer Dosis Verehrung gefürchtet. Er schonte sich nie, er forderte auch von seinen Untergebenen alles. ... Im Verlauf des Rückzugs (Afrika Herbst 1942), der sich als unvermeidlich erwies, bat Rommel dringend, die Truppen aus Afrika nach Italien zurückzunehmen. In Europa würden sie gebraucht, in Afrika seien sie verloren. Der Draufgänger wurde des Kleinmuts geziehen, sein Vorschlag verworfen. Die Strategie des Starrsinns führte den Verlust des Afrika-Korps herbei. In Frankreich, wo Rommel die Inspektion der Küstenverteidigung übertragen war, entdeckte er, daß der berühmte Atlantikwall nicht viel mehr als ein großer Bluff war. ... In einer letzten Aussprache versuchten Rundstedt und Rommel noch einmal vergeblich, Hitler zur Einsicht zu bringen. ...

Rommel erkannte, daß der Krieg verloren war, und zog die Schlüsse, die ihm sein gerader Sinn gebot. ... Rommel war in den letzten Monaten seines Lebens nicht mehr der "Marschall Vorwärts" der ersten Kriegsjahre, er war mehr geworden: ein zur tieferen Einsicht gereifter, ein geläuterter Mensch. ... Der Entschluß zum Abfall von Hitler kam bei ihm nicht aus ... gekränktem Stolzgefühl, nicht aus Motiven der Tradition oder Religion, sondern er entsprang seinem gesunden Menschenverstand. ... Der Mann, der lange im Bann Hitlers gestanden und ihm die Treue gehalten hatte, erkannte in ihm den verderblichsten Widersacher des Volkes. Er wußte, daß der Diktator bis zum Untergang kämpfen würde, daß Ungezählte an der Front und in der Heimat sterben müßten ohne Grund. ... Das durfte nicht sein. ... Mit dem Mut, der im ersten Weltkrieg dem Erstürmer des Mont Matajur den "Pour le mérite" gebracht hatte, entschied sich Rommel, vor die Wahl zwischen Volk und Führer

gestellt, für das Volk. ... Rommel gehörte Deutschland an in seinen Kriegstaten, aber noch mehr in der Entscheidung ..., die ihm den Tod brachte. Erst dadurch ist Rommel der Geschichtsschreibung wert geworden.

14. Kapitel

Die Techniker

Der Schatzgräber: Paul Pleiger

Paul Pleiger war der Sproß einer kinderreichen Arbeiterfamilie, hatte sich aus kleinen Anfängen heraufgearbeitet, wurde zum self made man mit einem starken Bewußtsein der eigenen Leistung, achtete aber auch jede tüchtige Arbeit. Er war mißtrauisch gegen "Federfuchser und Großköpfe" der Politik wie der Wirtschaft, hatte ein Herz für den kleinen Mann, insbesondere den Bergmann. ... Er kämpfte in seinem Betrieb mit Erfolg gegen die Geißel der Arbeitslosigkeit, er war überzeugt, daß die Arbeitslosigkeit ... zu überwinden wäre. Aber bisher hatten Regierung und Parteien gerade auf diesem Gebiet versagt. Die Nationalsozialisten dagegen machten den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit zu einem Hauptpunkt ihres Programms. ... Was Pleiger als Leiter des eigenen Betriebs gelernt hatte, konnte er nun (als Generaldirektor der Hermann-Göring-Werke in Salzgitter) im großen zur Geltung bringen. ... Ein Donnerwetter entlud sich, wenn eine Nachlässigkeit entdeckt wurde, und keine entging seinen scharfen Augen. Er sparte aber auch nicht mit Anerkennung. So bildete er eine Betriebsgemeinschaft, die für den Chef durchs Feuer ging. ... Die Arbeitsfront durfte ihm nicht hineinhreden, der Kreisleiter flog in hohem Bogen hinaus, wenn er "weltanschaulich" wirken wollte.

Seine Tätigkeit als Generaldirektor und während des Krieges als "Kohlendiktator" blieb nicht unangefochten. ... Er war kein bequemer Partner und kein rücksichtsvoller Unterhändler. ... Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und sprach auch den höchsten Führern gegenüber offen aus, wie verderblich ihm manches vorkam. ... Er wurde in Nürnberg wegen Plünderung und

Sklavenhaltung verurteilt, später begnadigt. Was ihn in dieser Zeit stützte, war das Wissen, daß sein Werk, Salzgitter, bestehen bleiben würde.

Der Straßenbauer: Fritz Todt

Es war für den jungen, bis dahin wenig bekannten Ingenieur wie ein Wunder gewesen, daß Hitler ... gerade ihm den Bau der Autobahnen anvertraute und ihm dadurch die Möglichkeit schuf, seinen Lebenstraum zu verwirklichen. Todt war Straßenbauer mit einem leidenschaftlichen Sinn für die "Kultur der Straße". ... Es war eine Freude, mit diesem Mann zu verhandeln. Todt "wußte" in seinem Ressort genau Bescheid; ... man durfte sich auf seine Angaben und Zusagen verlassen. Er war ein durch und durch sauberer Mensch. ... Hitler fühlte er sich durch das Vertrauen, das dieser in ihn setzte, und durch die Wirkungsmöglichkeit, die ihm eingeräumt war, verpflichtet. ...

Es war unausbleiblich, daß Todts Erfolge auf dem Gebiet der Autobahnen Hitler veranlaßten, ihm weitere Gebiete zu übertragen. Todt entging der Gefahr nicht, die eine sprunghafte Beförderung in die höchsten Ämter mit sich bringt. Selbst diesem bescheidenen Mann stieg der Erfolg und die Ausdehnung seines Aufgabenkreises zu Kopf. ... Im Herbst 1941 gab Hitler den Befehl, die Heeresrüstung hinter die Luftrüstung zurückzustellen. Es war eine der vielen "Zick-Zack"-Weisungen, denen sich das Rüstungsministerium ausgesetzt sah. ... Die Aufhebung dieses Befehls wurde ... bis in den Winter 1941/42 hinein verzögert. Erst im Januar 1942 begann Todt mit der erneuten Umstellung der Rüstung. ... Er besaß genügend Einsicht, um den Widersinn der Befehle und Gegenbefehle zu erkennen. ... Er wurde irre an seinem Führer und auch an sich selbst. ... Jetzt begann er, seine Grenzen zu erkennen, und sah die Schwere der Verantwortung, die auf ihm lastete. Todt war zu gerade, um seine Sorge und seine Kritik Hitler gegenüber nicht ohne Umschweife auszusprechen. In der letzten Besprechung am 7. Februar

1942 sind die Gegensätze aufeinandergestoßen. Am nächsten Tage stürzte Todt kurz nach dem Start vom Flugplatz des Führerhauptquartiers tödlich ab. ... Durch einen ausdrücklichen Befehl untersagte Hitler weitere Nachforschungen und alle Erörterungen. ...

Der Baumeister des Führers: Albert Speer

Todt's Nachfolger, Speer, war anders als sein Vorgänger. Todt war Techniker, Speer Künstler. Todt war Ingenieur, Speer Architekt. Todt war ein Mann nüchternen Verstandes, Speer eine Persönlichkeit raschen Impulses und mitreißender Phantasie. Dem begabten jungen Architekten, der in den rasch geplanten und noch rascher errichteten Repräsentationsbauten der Partei beachtliche, wenn auch nicht unumstrittene Proben seines Könnens geliefert hatte, fiel es leichter als Todt, sich in das auch ihm fremde Gebiet der Kriegsproduktion einzuarbeiten. Erst unter Speer ist sie auf volle Touren gekommen und hat sich bis in das Jahr 1944 hinein in steigender Kurve bewegt. ...

Speer, der Hitler verehrte und ihm dankbar war, erkannte im Herbst 1944, daß das Rüstungsrennen verloren war. Bis dahin hat Speer dem Führer weniger häufig widersprochen, als es Todt getan hatte. ... Vom Herbst 1944 an änderte sich Speers Verhalten und seine Einstellung gegenüber Hitler. Er suchte diesen davon zu überzeugen, daß der Krieg verloren sei, und ihn zu veranlassen, die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Als er keinen Erfolg hatte, geriet er in einen immer stärkeren Gegensatz zu Hitler. ... In den letzten Wochen vor dem Kriegsende splitzte sich der Streit dramatisch zu, als Hitler seine berüchtigten Zerstörungsbefehle herausgab. ... Das Ziel war, wie es in einem der Erlasse hieß, eine Verkehrswüste zu schaffen. ... Speer hat diesem Zerstörungsbefehl mit allen erdenklichen Mitteln entgegengearbeitet. Er hat ihn Hitler ins Gesicht leidenschaftlich bekämpft; er war ständig unter-

wegs, um dafür zu sorgen, daß er nicht durchgeführt wurde, er hat ihn sabotiert. ... Speer wagte damals seinen Kopf. ...

15. Kapitel

Der Gewissenskonflikt

Rauschnig, der Danziger Senatspräsident, schreibt in einem seiner Bücher: "Ich möchte jener Männer gedenken, die gewiß in einer schweren Gefühlsverwirrung und einem ständigen Gewissenskonflikt ihre Forderung des Tages in schweigendem Gehorsam einem mit Sorge betrachteten Regiment gegenüber meinen erfüllen zu müssen. Sie haben vielleicht das härtere Los gegenüber dem, der sich für den Weg aus dem eigenen Lande entscheiden mußte." ...

Der Anwalt des Völkerrechts: Bernhard von Bülow

Er hatte manche Ähnlichkeit mit seinem Oheim (dem Reichskanzler). Wie jener besaß er die gewinnende Art, die Gabe des geschliffenen Wortes und des graziösen Witzes, er plauderte geistreich und erzählte gut pointierte Anekdoten, er wahrte in den schwierigsten Lagen die lächelnde Fassung. Aber er unterschied sich von dem Kanzler, weil ihm der Fundus sittlichen Ernstes eigen war. ... Der alte Bülow war im Bann des Ultrationalismus, ... der junge Bülow sah den Fortschritt in einem die Völker vereinigenden Bund. ... Als er in den Dienst trat, kam in das Auswärtige Amt ein Anwalt des Völkerrechts und ein glühender Anhänger des Gedankens einer wahren Völkergemeinschaft. Bülow sah es als seine Lebensaufgabe an, diesen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. ...

Die Revolte des Spießers mit ihren Fanfarentönen, dem Herrenanspruch und der Rassenlehre stieß Bülow, der ein wirklicher Herr war, ab. Gefühl und Verstand sagten ihm, daß unter diesem Regiment für ihn kein Raum sei. Aber da waren seine Ziele, für sie galt es zu kämpfen. Es kam nicht auf den Mann Bernhard von Bülow, sondern darauf an, das Ziel nicht zu verraten, die

Idee nicht preiszugeben. Die höhere Verpflichtung verlangte ein Opfer, das Opfer Bülow's, entgegen Gefühl und Neigung einem nicht geliebten Regime zu dienen. ... Bülow's Konflikt endete der Tod. Er starb 1936. ...

Der kaltgestellte Diplomat: Konstantin von Neurath

Neurath war ... dafür bekannt, daß er "die Ruhe weg" hätte, daß ihm nichts um seine Gelassenheit bringen konnte. Diese Unbewegtheit, die auch etwas von Unbeweglichkeit an sich hatte, war es, die schwächere Naturen an ihm Halt finden ließ. ... An Mut hat es Neurath nie gefehlt, aber an jener aktiven Kraft des Entschlusses, die einen Menschen zwingt, gegen den Strom zu schwimmen. ... Neurath war der verkörperte good sense, der gesunde Menschenverstand, aber in seiner passiven Ausprägung. ... Neurath hatte weder den Nerv für die geistigen Bewegungen der Zeit, noch die schöpferische Phantasie, die ... geschichtliche Augenblicke erkennt und zu nutzen oder zu gestalten trachtet. Aber er besaß eine gute Dosis Schlaueheit, deren sich viele von dem Mann, der als die verkörperte Treuherzigkeit erschien, nicht versahen. ... Er wäre in Zeiten der Ruhe und des Friedens ein guter Außenminister gewesen. Den Sprüngen Hitlers war er nicht gewachsen. ... Aber er hatte einen Bereich, für den er sich verantwortlich fühlte, das Auswärtige Amt und die deutsche Außenpolitik. Nur wenn er an ihrer Spitze blieb, konnte er hoffen, ... das Amt vor einer Überschwemmung durch unkundige und ehrgeizige Neulinge zu bewahren. Es galt, die deutsche Außenpolitik vor gefährlichen Abenteuern zu behüten. ... Es war eine Aufgabe persönlichen Opfers wert, diese Voraussetzungen (für die gegenseitige Respektierung der drei großen Westmächte) ohne Rücksicht auf Sympathie oder Antipathie gegenüber dem System zu erhalten und zu pflegen.

Als Neurath im Januar 1938 Ribbentrop weichen mußte, wurde er zum "Präsident des Geheimen Kabinetts" bestellt. Es war eine "Ehre", die ... eigentlich nur als Hohn empfunden werden

konnte. ... Daß er 1933 als Außenminister blieb, war für ihn ein Gewissensgebot. Daß er 1938 den Posten ... annahm, kann aus seiner phlegmatischen Scheu vor durchgreifenden Entscheidungen, aber auch aus der Neigung erklärt werden, sich keine Möglichkeit der Information, vielleicht auch des Lebens "in der großen Welt" entgehen zu lassen. ... Er hat im Frühjahr 1939 die Ernennung zum Reichsprotector von Böhmen-Mähren angenommen, obwohl er wissen mußte, daß mit der Besetzung von Prag der Rubikon überschritten war. ... Er hat zweimal abgelehnt, schließlich aber, wie er sich ausdrückte, das "Opfer gebracht". ... Mit seiner vielleicht allzuschwachen Kraft versuchte er, das Übel abzuwenden. Auch wenn er gewußt hätte, daß er einmal wegen seiner Handlungen vor ein Internationales Gericht gestellt werden und in Spandau eingekerkert würde, er hätte nicht anders handeln mögen.

Der Sisyphos am Berg des Unrechts: Franz Gürtner

Gürtner hatte zwei Leidenschaften, das Recht und die Musik. Er war Jurist aus innerster Berufung, aus einem elementaren Drang zur Gerechtigkeit, die er als die unveräußerliche Grundlage des menschlichen Zusammenlebens ansah. Er war ein Orgelspieler von Rang, für den die Hausmusik mehr als Erholung bedeutete. Wollte er sich einmal von der Arbeit entspannen, dann las er, der Kenner deutscher Literatur, Kriminalromane. ... Die Totalität, die den Nationalsozialismus keine anderen Götter neben sich dulden ließ, führte notwendig zum Kampf mit dem Recht. ... Hitler ließ an den Juristen kein gutes Haar, es war der Berufsstand, den er am unbarmherzigsten zerpfückte. ... Dem Diktator trat sein Oberrichter entgegen. Zwei Welten stießen aufeinander, die nichts gemein hatten. Für Gürtner begann mit der Übernahme seines Amtes ein Leidensweg. ... Gürtner schlug bei Hitler nicht auf den Tisch. Das hätte auf Hitler auch keinen Eindruck gemacht. Er suchte zu überzeugen, indem er dem Gewalthaber in immer neuen Formulierungen vorhielt, daß Willkür den Staat unterhöhle. In einzelnen Fällen hatte er Erfolg. ... In der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden sind

die zahlreichen Fälle, in denen er Richter vor einem schmachvollen Schicksal bewahrt und Menschen vor der Auslieferung an die Gestapo und damit vor dem Tode gerettet hat. ... Die Last des Konflikts, in dem sich Gürtner befand, drückte immer schwerer auf ihn, je mehr er sich sagen mußte, daß er im Kampfe um das Recht der Unterliegenden war. ... Immer öfter fragte er sich, ob es noch lohne, den Kampf fortzusetzen. ... Wenige Wochen später (Weihnachten 1940 hatte er einem Mitarbeiter gesagt, warum er sich in das Ministerium "hineinschleppen" müsse) war er tot.

16. Kapitel

Der aktive Widerstand

Der streitbare Gottesmann: Martin Niemöller

Er hat selbst den Weg beschrieben, der den ehemaligen Offizier der Kaiserlichen Marine vom Unterseeboot auf die Kanzel führte. ... Er hat das heftige Temperament des Jüngers, der bei der Gefangennahme des Herrn das Schwert zog und einem der Schergen das Ohr abhieb. In ihm brennt ein Bekennermut, der keine religiöse Leisetreterei dulden mag. Er besitzt eine Überzeugungskraft, die entzündet und mitreißt. ... Er ist nicht frei von einem Hang zum Märtyrertum, der sich in den Tiefen des menschlichen Herzens nicht ganz vom Drang zu öffentlicher Geltung trennen läßt. ... Von der Kanzel seiner Dahlemer Kirche, vor der sich an den Sonntagen, an denen er predigte, die Kraftwagen aus ganz Berlin stauten, griff Niemöller führende Männer der Politik, vor allem den Kirchenminister Kerrl, persönlich an. ... Es kam, was kommen mußte. ... Hitler wollte (ließ er ihn durch Gürtner warnen) keine Märtyrer schaffen, er wollte aber Niemöller keine Narrenfreiheit geben. Niemöller möge sich künftig mäßigen ..., sonst werde er eines Tages verhaftet werden, und dann werde er aus der Haft nicht wieder heraus kommen. Niemöller achtete der Warnung nicht. ...

Nach dem Zusammenbruch trat Niemöller in eine neue Opposition. Er ... durchbrach die Front, die alle Schuld an den Verbrechen und am deutschen Unglück nur dem Nationalsozialismus beimaß. ... Er wollte wieder einmal den gordischen Knoten (ob die Befolgung des staatlichen Befehls zum Kriegsdienst oder die Kriegsdienstverweigerung "recht" sei) durchhauen, indem er ... die deutsche Teilnahme an einem Krieg gegen den Osten als weder christlich noch national bezeichnete. ... Niemöller ist die Unruhe in der Uhr der Evangelischen Kirche. Die Unruhe zeigt die Zeit nicht an, aber ohne Unruhe kann keine Uhr sein.

Der bürokratische Revolutionär: Carl Friedrich Goerdeler

Goerdeler war ein Charakter ohne Furcht und Tadel, den man lieben und achten mußte, als Verwaltungsfachmann stand er an erster Stelle, aber als Wirtschaftler war er zu doktrinär, als Politiker zu naiv, als Revolutionär zu bürokratisch ... er sah im Totalitätsanspruch, im Diktatorsystem und in der Rassenlehre einen furchtbaren Angriff auf die Grundlagen der deutschen Kultur. Aus diesem Grund war er ein unerbittlicher Gegner der Hitlerbewegung. Deshalb wollte er dem Nationalsozialismus keinen Fuß breit Boden ohne Kampf einräumen und verteidigte die Stellung, die er als Preiskommissar (1931/33 und 1934/35) und Oberbürgermeister (von Leipzig 1930/42) inne hatte, solange ihm dies ohne Verleugnung seiner Persönlichkeit möglich zu sein schien. ... In Goerdeler entstand, von Jahr zu Jahr sich festigend und sein ganzes Denken beherrschend, die Überzeugung, daß das deutsche Volk nur gerettet werden könne, wenn Hitler falle. Er wurde eine bewegende und treibende Kraft der deutschen Widerstandsbewegung. ... Die verschwörerischen Gespräche, die Goerdeler mit vielen Männern des öffentlichen Lebens geführt hatte, wurden diesen in den Monaten der Verfolgung der Attentäter zum Verhängnis, ... an Hand seines Notizbuchs, das ans Tageslicht gebracht wurde. ...

Über seinem Tod liegt der Schatten, daß er andere mit in das Verderben gerissen hat. ...

Die tapfere Intelligenz: Johannes Popitz

Popitz war ein Mann von blendender Intelligenz und überragender Rednergabe; er beherrschte die Kunst, für verwickelte Verhältnisse und schwierige Lagen ausgleichende Formulierungen zu finden. ... Doch ließ er seine geistige Überlegenheit auch fühlbar werden. Da er sich oft in ironischer Form äußerte, war er als scharfer, sarkastischer und schlagfertiger Dialektiker gefürchtet. Die wenigsten fühlten sich den blitzenden Brillengläsern gegenüber unbefangen, aus denen sie sein spöttischer Blick anfunkelte. ... Dem Nationalsozialismus stand er kritisch gegenüber, ... aber er sah in einer nationalsozialistischen Regierung die einzige Deutschland verbleibende Lösung. ... Er hat in den ersten Jahren im preußischen Kabinett einen großen Einfluß ausgeübt und besonders versucht, Göring als mäßigendes Element gegen die radikalen Richtungen der Partei zu gewinnen. Das gelang ihm jedoch nicht. ...

Während des Krieges wurde er zum unversöhnlichen Gegner Hitlers, den er ursprünglich als eine dynamische, wenn auch mit Schwächen behaftete Führungspersönlichkeit geschätzt hatte. ... Es war bezeichnend für Popitz, daß er (für die Beseitigung Hitlers) eine eigene von den Gedanken Goerdelers und denjenigen der Generale völlig abweichende Lösung suchte, ... den Plan des Komplotts in die Zitadelle der gegnerischen Festung zu tragen. Der Weg zu Himmler mag allein schon durch das Phantastische dieses Ganges etwas Verführerisches für einen Mann wie Popitz besessen haben. ... Die Lust am Wagnis, die er mit Schliecher teilte, führte beide zu dem Versuch, ... Hitler durch die eigene Garde zu stürzen. ... Eine Beteiligung Popitz' an dem Attentat des 20. Juli konnte nicht nachgewiesen werden. Doch ... Hitler kannte bei allen, die auch nur entfernt mit dem 20. Juli zusammenhingen, keine Gnade. So wurde wenige

Wochen vor dem Zusammenbruch auch an Johannes Popitz die Todesstrafe vollstreckt. Einer der feinsten Geister Deutschlands fiel dem Terror zum Opfer.

Der Opfergang der Aristokraten
Claus Graf Schenk von Stauffenberg

Stauffenberg war der entschlossenste unter den Verschwörern, der dynamische ^{ste} Geist des Widerstandes, der empürteste Feind des Regimes. ... Stauffenberg, der Urenkel Gneisenaus, war als Offizier aktiver und vitaler als die meisten seiner Kameraden. ... Die von einander abweichenden Urteile über ihn vereinigten sich in der Anerkennung seines sprühenden Temperaments, seiner Lebensfülle und seiner außerordentlichen Anziehungskraft. ... Seine Religiosität hatte einen Zug ins Mystische. Aus dem Idealbild des Menschen, das ihm der George-Kreis vermittelt hatte, leitete er die ethische Forderung her, die ihn zur Tat trieb. ... Er war ... erfüllt von der Überzeugung, daß der Dämon nur durch eine ihm ebenbürtige dämonische Kraft zu überwinden sei. An sie glaubte, sie besaß Stauffenberg aber auch. Sein Schlag verfehlte das Ziel. Er wurde das erste Opfer seiner Tat. ...

Ulrich Wilhelm Graf Schwerin von Schwanenfeld

Von einem Onkel adoptiert, erbt er Besitzungen in Mecklenburg und Westpreußen. ... Der Kampf um die Güter, die von den Polen liquidiert werden sollten, verlangte ein zähes Verhandeln, aber auch anpassungsfähige Menschenbehandlung. ... Der überschlank Mann, der sich im hohen Wuchs selbst neben dem Gardemaß seines Schwiegervaters Sahn sehen lassen konnte, verstand es ..., durch fitterliche Offenheit für sich einzunehmen... Aus seinen Beobachtungen in Westpreußen leitete Schwerin seine ersten Zweifel an Hitlers Außenpolitik her. ... Er hielt den Krieg, dem Hitler mit einer unzulänglichen Wehrmacht unaufhaltsam zusteuerte, für verderblich. ... So war schon viel Abneigung ... in ihm angesammelt, als er im Laufe des Krieges

den Hauptbeteiligten des Widerstandes nähertrat. Er war Ordnungsoffizier des Feldmarschalls von Witzleben, ... 1943 trat er zur Quartiermeisterabteilung des Großen Generalstabes, die unter der Leitung des Generals Wagner stand. ... Seine Gabe der Menschenkenntnis, die vielfachen persönlichen Verknüpfungen nach allen Seiten, das rasche Erfassen und Verarbeiten aller Informationen machten ihn zum idealen Mittler zwischen den Verschworenen; er wurde der wichtigste Verbindungsmann zwischen Beck und Goerdeler, dem militärischen und zivilen Flügel. ... Das Gesetz, nach dem er angetreten ... zwang den Mann, dessen Wesen eher zur Betrachtung als zur Tat neigte, zum Handeln und gab ihm die Kraft, Freisler klar und männlich gegenüberzutreten.

Peter Graf Yorck von Wartenburg

Peter Yorck war Jahre hindurch persönlicher Referent des Freiskommissars Joseph Wagner. ... Dieser Dienst trug dazu bei, ihn in den Gegensatz zum Hitlersystem zu treiben. Wohl stimmte er einem Nationalsozialismus zu, wie ihn Wagner vertrat und erstrebte, - das Regime von Lüge und Gewalt, dem er an der Seite dieses Mannes begegnete, konnte er nur mit Abscheu verneinen. ... Wagner wurde aller seiner Ämter enthoben und kam 1945 um. ... Yorck hat das Schicksal seines Chefs mit brennender Anteilnahme erlebt. ... Yorck ist vom Religiösen her zum Widerstand gekommen. Er verabscheute eine irdische Allmacht, die, wie er Freisler mannhaft entgegenhielt, "die religiösen und sittlichen Verpflichtungen Gott gegenüber ausschaltete. ..." Ihm war Hitler die Inkarnation des Bösen, unter dessen Herrschaft das Dasein seine Würde verlor. In Yorck lebte etwas von der Härte des Ahnherrn, ... er erlebte sein Tauroggen, als er vom Winter 1943/44 an mit seinem Vetter Stauffenberg öfter zusammenkam. ...

Fritz Graf von der Schulenburg

Fritz Schulenburg war einer der vier Söhne des Grafen Schulenburg, der im ersten Weltkrieg als Chef der Heeresgruppe des Kronprinzen eine bedeutende militärische Rolle gespielt hatte. .. In der Bewegung Hitlers sah der alte General eine Hoffnung für den Wiederaufstieg Deutschlands. ... So stellte er sich dem Emporkömmling zur Verfügung, von dem ihn Welten trennten. ... Seine Söhne, dem Vorgang des Vaters folgend, schlossen sich frühzeitig dem Nationalsozialismus an. ... Fritz' Glauben an die neue Idee wurde der erste schwere Stoß versetzt, als der losgelassene Mob die jüdischen Wohnungen und Läden demolierte und die Polizei Befehl erhielt, nicht einzugreifen. ... Als Vertreter des Oberpräsidenten von Schlesien erlebte er, wie Denunzianten und Neider Joseph Wagner aus seinem Amte verdrängten. ... In der Ukraine begegnete er Erich Koch, dem größtenwahnsinnigen Gewaltmenschen. ... Immer deutlicher erfuhr Schulenburg, daß ... alle Übel mit dem Willen Hitlers und letztlich aus seinem Antrieb geschahen. ... Der alte Nationalsozialist, aus seinem nationalsozialistischen Idealismus, wollte den Tod der Schuldigen. So wurde er zum Teilnehmer an dem Attentatsplan, dessen Mißlingen ihn an den Galgen brachte.

Der Militärbefehlshaber: Alexander von Falkenhausen

Anders als die meisten seiner Kameraden hatte ihn sein Lebensweg vom Kasernenhof in die Welt geführt. Er hatte unter Walderssee an den Boxkämpfen in China teilgenommen, hatte im ersten Weltkrieg in Palästina gefochten und später lange Zeit als militärischer Berater und Freund Tschiang Kai Scheks in China gelebt. ... Er hatte in seinen guten Tagen das kultivierte Leben geschätzt, eine noble Küche und einen gepflegten Keller geliebt, die Tafelfreuden genossen mit jenem Zug einer welt-offenen epikuräischen Geistigkeit, die Gäste aus aller Herren Länder an seinen Tisch gezogen hatte. Im Umgang mit klugen Frauen war er der liebenswürdige Kavalier gewesen, der die geistbelebende Kraft der Musik wohl zu schätzen wußte.

- 301 -

Er hatte sich trefflich für das Amt (des Militärbefehlshabers in Belgien) geeignet. Er erwies sich als Überlegen. Er war von der modernen Krankheit der Zeitangst nicht befallen. Er hatte immer Zeit ... er überstürzte die Entscheidungen nicht und ließ die Dinge reifen. Seine Klugheit bewährte er auch in einer ganz unmillitärischen Abneigung gegen die Mittel der Gewalt, an ihre Stelle setzte er feinere, auf psychologische Wirkung berechnete Methoden. Er war einer der wenigen deutschen Militärbefehlshaber, die ihre Aufgabe nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der militärischen Notwendigkeiten, sondern im Lichte der europäischen Zukunft sahen. ... Ihm waren die Völker Europas Glieder einer Familie; Gewalt an einem von ihnen war auch ein Verbrechen am deutschen Volk, weil sie das künftige Zusammenleben vergifteten. Auch in den Sanktionen war er maßvoll, ... bis er schließlich durch selbständige, neben ihm tätige Organe mit direkten Vollmachten überspielt und ausgeschaltet wurde. Er trug eine der schwersten Bürden, welche die Geschichte zu vergeben hat: das Amt des Statthalters. Immer zwingt die Politik den mit solcher Aufgabe betrauten Soldaten in den Zwiespalt zwischen dem Rechte des Staats, den er zu vertreten hat, und demjenigen der Humanität. Immer stellt es ihn zwischen widersprechende Interessen. ...

17. Kapitel

Die Exekution: Karl Dönitz

Dönitz war der Gefahr, der Suggestion Hitlers zu unterliegen, mehr ausgesetzt als Raeder. Dieser hatte einen eigenständigen Geist. Auch war Dönitz mehr als sein Vorgänger zum Nationalsozialismus hingezogen. Jedenfalls schwang in seinem Verhältnis zum Führer ein wärmerer Ton als bei Raeder. Dönitz gehörte zu den wenigen Menschen, die Hitler gern hatte. Hitler legt großen Wert darauf gelegt, vor diesem Mann in dem Lichte zu erscheinen, in dem er von Dönitz ... gesehen werden wollte. ... Die Dankbarkeit und Verehrung, die Dönitz für Hitler fühlte, ließ ihn die gefährliche Seite des Nationalsozialismus

nicht so kritisch beurteilen, wie Raeder es tat. ... Warum wurde der "große Löwe", wie Dönitz in seiner geliebten U Boot-Waffe genannt wurde, eigentlich nur, wenn er bei seinen U Boot-Männern war. Seine beiden Söhne sind im U Boot-Krieg gefallen. Es wäre für den Oberbefehlshaber der Marine nicht schwer gewesen, sie an Stellen einzusetzen, wo die Gefahr geringer war. Das war nicht Dönitz' Art. Die Erfüllung der Pflicht ohne Rücksicht auf sich selbst war ihm das oberste Gebot. ... Nur schrittweise löste er sich aus der Magie, die Hitler auf ihn ausgeübt hatte. Dann aber wuchs er über das hinaus, was er bisher gewesen war und geleistet hatte. ...

Die schwerste Entscheidung (bei der Kapitulation gegenüber Montgomery) war, ob er die Forderung, daß Kriegsgerät nicht vernichtet werden dürfe, annehmen, und vor allem, ob er sie durchführen sollte. Das OKW trat dafür ein, daß er die Vernichtung anordnen sollte. Aber Dönitz ließ sich von dem Gesichtspunkt leiten, daß ein solcher Vertragsbruch die soldatische Ehre mehr verletzte, als ein Nachgeben es tun würde. ... Schwere Herzens gab Dönitz die telegraphische Genehmigung an Jodi, die Gesamtkapitulation (gegenüber Eisenhower) zu unterzeichnen. ... Das von Thorwald berichtete Gespräch zwischen dem Stabschef einer amerikanischen Division und einem deutschen General an der Demarkationslinie kennzeichnet die grausame Lage. Der Stabschef: "Sie werden auch in russischer Gefangenschaft nach den Grundsätzen des Völkerrechts behandelt werden und bald Ihre Heimat wiedersehen." Der Deutsche: "Mit den Sowjets kann man nur mit der Waffe in der Hand verhandeln. Hat man die nicht, so ist man ein Sklave. Sie werden einmal an meine Antwort denken." ...

In der "Regierung Dönitz" wurde hart gearbeitet. Er selbst konnte nicht untätig sein. ... in den Ressorts wurde Material gesammelt, die Lage in den einzelnen Verwaltungszweigen in Denkschriften dargestellt, und es wurden Vorschläge ausgearbeitet, welche der alliierten Kommission ... in Mürwik vorge-

- 303 -

legt und mit deren Sachverständigen besprochen werden sollten. Bis zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse sollte Dönitz noch im Amte bleiben. Dann sollte das deutsche Volk in freier Wahl sein Staatsoberhaupt bestimmen. ... Die Schmach der Entwürdigung blieb Dönitz nicht erspart. Sie war das Los von Millionen, die, ohne sich persönlich schuldig zu fühlen, das Strafgericht über sich ergehen lassen mußten, das die begangenen Verbrechen erheischten. Die Periode der hohen Worte und tapferen Taten war vorüber. Die Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung hatte begonnen. Dönitz hat sich nie bemitleidet. Er trug sein Geschick ohne Klage. Er klagte auch nicht an. Der Drang zur Vergeltung, der das Verhalten des Auslands nach dem Zusammenbruch bestimmte, erschien ihm als ein unabwendbarer Vorgang. ... Dönitz sorgte sich jedoch, daß die Rache im deutschen Volk von neuem eine gärende Empfindung der Unbill hervorrufen würde. ... Als er im Herbst 1945 nach Nürnberg gebracht wurde, sagte er mir beim Abschied, er werde nun für die büßen müssen, die sich der Verantwortung entzogen hätten. Er sagte es ohne Bitterkeit. ... Die größten Wirkungen gehen nicht von den hallenden Reden und den geräuschvollen Taten aus, sie geschehen leise und fast unmerklich. Seit Anbeginn hat sich das stille Ertragen des Leidens als die stärkste Kraft im Überwinden der Schuld und im Heilen der Welt erwiesen.